Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke
und Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
jetzt von
C. O. Hoffmann.



Zweihundert siebenundzwanzigster Theil,
welcher die Artikel **Vogel** bis **Völkerrecht** enthält.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1855.
In der Pauli'schen Buchhandlung (**Ernst Litfaß**).
(Subskriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

V.

Vogel (Schluß des im vorigen Theile abgebrochenen Artikels). Oken zählt noch zu den Tauchern:

Die Sonnenvögel (Podoa, Heliornis) sind klein und haben Lappenfüße, einen langen Schwanz aus 18 Federn, vier verbundene Zehen, wie die Schlangenvögel; allein der ganz befiederte Kopf, die weiten Naslöcher, der Aufenthalt zwischen Wasserpflanzen, die Nahrung aus Insekten und Samen, der Nestbau auf der Erde oder auf Wasserpflanzen und endlich das Verbergen der Jungen unter den Flügeln bringen sie zu den Tauchern oder Rallen.

Der Sonnenvogel (Plotus surinamensis) ist ein gar zierlicher Vogel, schlank wie ein Wasserhühnchen und nur 1 Schuh lang, olivenbraun, unten weißlich, der ganz befiederte Kopf und Hals schwarz mit Metallglanz, hinter dem Auge und an der Seite des Halses ein weißer Längsstreifen; Schläfen rostgelb, Schwanz schwarzbraun mit weißen Spitzen, Füße schwarz mit zwei gelben Längsstreifen, die Zehen und Schwimmhäute schwarz und weiß nach der Quere

gestreift; Schnabel hochroth mit einigen schwarzen Dupfen, der Unterschnabel weißlich mit einem rothgelben Streifen an der Wurzel. Er lebt in Surinam, Guyana, Brasilien und Paraguay bis zum 25.° an Flüssen von kleinen Fischen und Insekten, welche er sehr geschickt soll zu fangen wissen. Die Einwohner pflegen ihn zu zähmen; er ist sehr unruhig, Kopf und Leib in beständiger Bewegung, breitet Flügel und Schwanz oft kreisförmig aus und heißt daher Sonnenvogel.

Sie finden sich gern, wo Einsamkeit herrscht, und halten sich im Schatten der das Ufer bedeckenden Gebüsche und Wasserpflanzen, tauchen mit dem Vordertheil des Leibes nach Wasserinsekten und Samen, sitzen auch oft auf einem dürren Ast am Wasser und machen Bücklinge. Ihre Stimme besteht in einigen ausgehaltenen Lauten, welche in der Ferne dem Bellen eines Hündchens gleichen. Bei Gefahr fliegen sie auf und fallen bald wieder in das Gebüsch des Ufers ein, laufen schnell an's Land und suchen sich zu verbergen. Sie tauchen nur im Nothfall, besonders wann sie angeschossen sind, und dann können sie lange unter Wasser bleiben, aber doch bei weitem nicht wie die Taucher und Schlangenvögel. Allem Anschein nach machen sie ihr Nest auf der Erde oder zwischen Wasserpflanzen. Die Eltern nehmen die nackten Jungen, wie die Taucher, unter die Flügel; sind sie etwas größer, so setzen sie sich auf den Rücken der Mutter und tauchen mit unter. Der Prinz von Wied hat ein solches unter dem Flügel eines geschossenen Männchens bekommen; sie halten sich mit dem Schnabel fest. Ein Freund von Azara fand ebenfalls ein Junges unter Wasserpflanzen, nachdem er das Alte geschossen hatte. — Es giebt auch einen am Senegal, der wenig verschieden ist.

Der bunte oder nördliche Ohrentaucher

Plotus arcticus, auritus L.) ist nur 1 Schuh lang, schwarz, auf dem Rücken mit grauen Rändern, unten weiß, auf der Brust ein brauner Fleck, die Federbüsche an den Ohren sehr kurz und blaß rostfarben, Kehle und Weichen rothbraun, das fast unmerkliche Halsband und die Kehle schwarz; der Hals darunter und die Weichen rothbrau, die Schwungfedern der zweiten Ordnung weiß; die jüngeren haben in der Mitte der schwarzen Kehle einen weißen Flecken. Iris roth mit einem weißen Ring um das Sehloch. Findet sich in Island, Norwegen, Schweden und Jütland, wo er überall brütet; südlich und fast in ganz Deutschland kommt sodann der Ohrentaucher; auf Island ist er häufiger, als der gehörnte, und zwar auf den inneren hochgelegenen Landseen, wo er Ende Aprils ankommt und im October südlich zieht. Er macht sein Nest von Binsen so dicht an's Wasser, daß es immer naß ist, legt 6 Eier, welche oft weggenommen, aber wieder ersetzt werden. Sie brüten selbst in Teichen mit lauwarmem Wasser, vertheidigen das Nest, knarren und sträuben die Halsfedern. Werden sie erschreckt, so bedecken sie die Eier mit Wasserpflanzen und tauchen unter. Die Jungen gehen gleich in's Wasser, und werden von den Alten unter die Flügel genommen, wenn sie entfliehen müssen. Sie nähren sich des Sommers bloß von Wasserpflanzen.

Der südliche Ohrentaucher (Plotus auritus) unterscheidet sich durch den ganz schwarzen Hals, den gelbbraunen Federbusch, der die Schläfen bedeckt. Er findet sich in Deutschland auf den Seen und Teichen, geht aber nicht nördlicher, als Holstein und Schleswig.

Der Haubentaucher oder Zorch (P. cristatus, urinator), ist der größte, wie eine Ente, 21 Zoll lang, dunkelbraun unten, Zügel, Flügelrand und ein Schulterstreifen weiß, 2 große Federbüsche schwarz

und Kragen vorn braunroth, hinten schwarz, Schnabel röthlich. Im ganzen gemäßigten Europa bis Schweden, aber nicht im Eismeer, sowohl auf den Landseen, als im Meere an den Küsten; macht ebenfalls ein schwimmendes Nest im Schilf, legt 3 bis 4 weiße Eier, bedeckt dieselben mit Wasserpflanzen und schwimmt in den See, wenn die Gefahr auch noch über 100 Schritt entfernt ist, brütet 3 Wochen und die Jungen gehen sogleich in's Wasser. Sie fressen Insekten, kleine Fische, Meerwürmer und Wasserkräuter; auch findet man fast immer Federn im Magen, welche sie sich ausrupfen. Sie gleichen im Fluge den wilden Enten, unterscheiden sich aber durch ihren langen Hals. Der Winters ziehen sie südlicher. Aus dem silberglänzenden Balg macht man schöne Müffe, wozu man etwa 5 braucht, deren jeder 4—5 Fl. kostet; die Tartaren machen schöne Mäntel davon, die aber bald verlumpen.

Der schwarzkehlige oder Polartaucher (Colymbus arcticus) ist etwas größer, gleicht ziemlich dem Eistaucher, besonders in der Färbung, der schwarze Rücken hat viereckige weiße Flecken, Kopf und Nacken aschgrau, auf den weißlichen Seiten des Halses sind schwarze Striche, Kehle und Vorderhals violett schwarz. Er bewohnt das nördliche Schweden, Norwegen, Kur- und Liefland und Sibirien, findet sich aber nicht auf Farö, Island und Grönland, wo nur der rothkehlige und Eistaucher vorkommt. In kalten Wintern kommen sie bisweilen bis auf die süddeutschen Seen. Seine Lebensart gleicht der der andern. Im mittlern Sibirien kommen sie im Herbste mit den Gänsen in solcher Menge an, daß die Tartaren aus ihren Kehlstücken ganze Mäntel verfertigen, die sehr zierlich aussehen; auch macht man davon sehr geschätzte Kutzen, um die Handgelenke recht warm zu halten.

Das Rottchen oder die kleinere grönländische Taube (Alca alle) ist nicht viel größer als eine Amsel, aber dicker, schwarz, unten weiß, mit weißen Augenbrauen und einem solchen Querstreifen auf den Flügeln. Der kurze Schnabel schwarz, Füße roth; im Sommer der Unterhals braun. Sie sind gemein im Eismeere, besonders auf Grönland und Spitzbergen, und werden nur bisweilen durch Sturm an unsere Küsten verschlagen; sie fliegen schnell, tauchen geschickt unter, stecken den Schnabel beständig in's Wasser und gehen auch ziemlich gut im Trocknen; fressen Würmer, Krebse und andere Wasser-Insekten, wahrscheinlich auch kleine Fische. Auf Spitzbergen finden sie sich in Menge und fliegen wie die Schwalben herum, denen sie auch in der Ferne sehr gleichen; ihr „rottet" klingt so laut, als wenn man Weiber von fern zanken hört. Sie nisten in Bergspalten, auch auf Hügeln, und dann besteht ihr Nest aus Moos. Sie sind fett und nächst den Strandläufern die beste Speise. Auf Island ist dieser Vogel ein Standvogel und selten, legt an der Nordspitze zwischen niedergefallenen Felsblöcken auf bloßem Steine ein bläulichweißes Ei und brütet dasselbe gemeinschaftlich aus. Während der Nacht sitzen die Andern auf den Felsblöcken und fliegen gestört stets nach dem Meere, kehren aber in einem Bogen wieder zu den Nestern um, so daß man nur stehen zu bleiben braucht, um sie zu erlegen; am Tage halten sie sich im Meer auf, kommen aber des Abends unter stetem Geschrei und Schnattern zurück. Den Winter bringen sie im Meere zu, und kommen nur bei der strengsten Kälte in die Buchten, wo sie zu Hunderten umkommen. Sie haben zwei Brütflecken. Ihre eigentliche Heimath ist der höchsten Norden, und Island liegt ihnen schon zu südlich, daher sie auch als Vorboten von stürmischem Wetter betrachtet werden. Nur wenn

das grönländische Eis nach Island schwimmt, bringt es unzählbare Schaaren mit, die ganz ausgehungert sind und leicht von Raubvögeln und Menschen gefangen werden. Sie schlafen auf dem Meer, oft in einer Entfernung von 20 Meilen.

Der schwarze Alke oder die größere grönländische Taube (Colymbus grylle) ist 1 Schuh lang, schwarz, unten weiß, auf den Deckfedern ein großer weißer Flecken, der Schnabel schwarz, die Füße roth. Er findet sich im ganzen Eismeer bis nach dem südlichen Norwegen herunter, wo er auch brütet; ebenso zwischen Kamtschatka und Amerika. Auf Spitzbergen gehören diese sogenannten Taubentaucher zu den schönsten Vögeln und sind nach ihrem verschiedenen Alter bald ganz schwarz, bald weiß gesprenkelt, bald unten ganz weiß; sie pfeifen wie junge Tauben, fliegen nicht so häufig wie die Lumben (Uris troile) und nicht hoch, sondern so wie die Rebhühner, und gewöhnlich paarweis, tauchen sehr lange unter und kommen oft unter das Eis, wo sie ersticken, fressen Garneelen u. s. w.; ihr Fleisch schmeckt nicht schlecht. Auf Island sind sie weniger häufig, als die dumme Lumbe. Im ersten Winter hat das Junge auf dem weißen Spiegel 5 braune Querstreifen, und ist unten weiß, mit braunen Streifen. Im Sommer darauf wird es ganz schwarz; im zweiten Winter sind die 5 Streifen noch auf dem Spiegel, die Brust aber und der Bauch weiß; im folgenden Sommer nur 2 Flügelstreifen und im Juni unten kohlschwarz; im dritten Winter unten wieder weiß: im folgenden Sommer der Spiegel ganz weiß und alles Gefieder kohlschwarz; im vierten Winter Spiegel und Unterseite weiß, und so lebenslang. Nun erst fängt er an zu brüten; er legt bald ein bald 2 Eier auf Felsen und hat zwei Brütflecken. Sie fressen Meerwürmer, Sandaale und vorzüglich Schleimfische (Blen-

nius gunnellus), welche sie auch den Jungen bringen. Diese werden im Juli nebst denen der dreizehigen Möve mit Haken aus den Felsenritzen gezogen und als Leckerbissen gegessen, auch eingesalzen und geräuchert. Die Alten holt man ebenfalls vom Nest. Sie werden häufig vom Fischadler verfolgt, dem sie zwar immer durch Untertauchen entgehen, aber nach etwa einer halben Stunde vor Mattigkeit mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser liegen bleiben und ergriffen werden. Auf den Faröern heißt dieser Vogel Theist und ist überall verbreitet, hält sich aber wenig in Gesellschaft auf. Er ist sehr dumm und läßt sich oft mit dem Ruder erschlagen, hält sich überhaupt aus Neugier so nahe an die Boote, daß man ihn fortjagen muß, um ihn nicht zu zerschießen. Sie tauchen zwar unter, kommen aber wenige Schritte davon wieder in die Höhe; am 26. April sind sie schon gepaart, und dann pfeifen sie fast wie eine Maus. Im Magen findet man kleine Krebse und Schalthiere.

Der graue oder der dumme Alk (Colymbus croile) ist fast so groß wie eine Ente, 16 Zoll lang, graulichbraun, unten und ein Querstreif auf den Flügeln weiß, der Schnabel fast so lang als der Kopf und schwarz, ohne weißen Streifen am Grunde; die Füße schwarzbraun; das Weibchen schwarz und weiß gefleckt. Sie finden sich häufig im Eismeere, auch in der Nordsee und selbst der Ostsee, und nisten auf den orcadischen Inseln, den schottischen und selbst auf der Insel Gothland; man hat sie auch in Kamtschatka angetroffen. Auf Spitzbergen sieht man sie zu Tausenden an der Südwestseite der Berge sitzen, wo sie gegen den Nordostwind geschützt sind; sie schreien fast unaufhörlich wie Raben, fliegen mit ihren spitzigen Flügeln truppweise wie die Schwalben, fressen kleine Fische und Garneelen, brüten auf den Bergen und

tragen die Jungen, welche übrigens oft von der Möve, welche Bürgermeister heißt, weggeschnappt werden, mit dem Schnabel in's Wasser, schwimmen um sie herum, vertheidigen sie wie eine Gluckhenne, und lassen sich eher todtschlagen, als daß sie sie verließen; sonst sind sie schwer zu schießen; so bald sie Feuer sehen, sind sie unter Wasser oder fliegen davon. Sie werden 15 bis 20 Jahre alt, und bekommen in den letzten Jahren einen Kreuzschnabel. Das Fleisch der Alten ist dürr und zäh; die Jungen bratet man wie Tauben. Auf dem südlichen Island brüten sie in Menge und haben nur einen Brütfleck. Alle Felsen am Strande sind oft von ihnen bedeckt. Ende Mai legen sie ein grünliches Ei mit dunkeln Flecken und Strichen, so groß wie das der Truthenne, auf den bloßen Felsenrändern. Die Jungen schlüpfen Anfangs Juli aus, stürzen sich Anfangs August, weil sie noch nicht fliegen können, in's Meer, wohin ihnen die Alten unmittelbar folgen. Viele bleiben des Winters an den Küsten, viele ziehen aber auch südwärts. Auf den Faröern kommt eine Abart mit einem weißen Ring um das Auge und einer weißen Naht hinter dem Ohre häufig vor, welche daselbst Ringvia heißt; sie paart sich aber mit der andern. Sie brüten gemeinschaftlich, und werden sie weggefangen, so vertreten andere ihre Stelle. Die Alten bringen den Jungen den ganzen Tag fliegend Sprotten und Sandaale, welche sie tauchend fangen. Die Jungen verlieren schon nach einem Monat die Daunen und bekommen Federn, ehe sie halb so groß sind als die Alten, worauf sie sich in's Meer stürzen. Sie tauchen vortrefflich und rudern mit Flügeln und Füßen mehrere Klaftern weit fort, gehen auch sehr tief, weil man sie zuweilen im Magen des isländischen Hayes findet, der nie an die Oberfläche kommt. Sie klettern mit ihren rauhen Füßen vortrefflich. Sie sind

außerordentlich phlegmatisch, sitzen in langen Reihen neben einander, schreien und nicken beständig. Um ihre Eier und Jungen bekümmern sie sich nicht viel. Will der Kolkrabe jene, eine Raubmöve diese holen, so fliegen sie zwar dem Räuber eine Strecke schnurrend nach, setzen sich aber bald auf's Meer und fangen an zu nicken.

Die Langflügler. Ihre Flügel sind schwalbenähnlich lang, ihr Schnabel spitz, bei einigen gebogen. Zu diesen gehören:

Der Sturmvogel (Procellaria pelagica), sieht aus wie eine Schwalbe, schwarz, mit weißem Querband auf den Flügeln. Er kommt auf allen Meeren vor und schwebt so dicht über dem Wasser, daß man glaubt, er laufe darauf, daher er St. Petersvogel heißt, will er etwas, das auf dem Wasser ist, untersuchen, so bleibt er scheinbar auf dem Wasser stehen, indem er sich mit den Flügeln schwebend erhält. Während der Nacht lassen die Sturmvögel ihr starkes Geschrei öfters hören, und wenn ein Sturm kommt, meiden sie das offene Meer und suchen die Klippen. Sie sind so fett, daß man den ganzen Vogel als Lampe brauchen kann; zu diesem Behufe zieht man ihnen einen Docht durch den Leib. Ihre Nahrung besteht aus Würmern, Insekten, kleinen Fischen &c. Das Weibchen legt in Felsenlöcher ein einziges weißes Ei. Es giebt noch einige diesen ähnliche.

Der Albatroß (Diomedea exulans), ist größer und schwerer als ein Schwan, weiß, mit schwärzlichen Strichen und schwarzen Schwungfedern, der starke Schnabel hat einen Haken. Lebt in der Nähe des Caps heerdenweise, und wird gegen 30 Pfund schwer; sein Geschrei ist fast wie das des Esels. Das Weibchen legt in ein kunstloses Nest mehrere große weiße Eier, und brütet so emsig, daß es bei Annähe-

rung von Menschen nicht weg geht, aber sich tüchtig wehrt. Die Eier sind gut zu essen, sein Fleisch ist hart.

Die braune Möve (Larus catarrhactes), so groß wie ein Rabe, oben braun, unten rostfarbig, auf den Flügeln ein weißes Querband; lebt in Island und Grönland in ungeheurer Menge, und brütet an Felsenabhängen, wo sie ihre Eier in die Spalten legt. Oft sind hundert Paar Junge auf einem Brütplatze beisammen, und werden von den Alten auf das Kühnste vertheidigt. Zu den Eiern gelangt man nur dadurch, daß man sich vom Felsen mit Lebensgefahr herunterläßt, und ist dabei vor den wüthenden Angriffen dieser Vögel nicht sicher; denn sie sind dabei so tollkühn, daß sie sich an das Messer anspießen, das der, welcher sich dem Neste nähert, über dem Kopf hält. Diese Möven sind Raubvögel; sie nehmen andern ihre Jungen und Eier, und greifen Alles an, was Fleisch ist, lebendiges und todtes.

Die Lachmöve (Larus ridibundus) ist bei uns auf allen Seen zu Hause, hat die Größe einer Krähe, ist hellgrau, unten weiß, ihr Kopf braunschwarz. Die Möven fliegen beständig auf dem Wasser umher, um kleine Fische u. dgl. aufzufangen; setzen sich dann wieder nieder, oder ruhen auf dem Wasser aus, und beginnen wieder ihren alten Flug, so daß immer die eine Hälfte im Wasser und die andere in der Luft umherschwärmt. Sie legen in's Rohr 3 olivengrüne, braungefleckte Eier; ihr Fleisch ist schlecht, ihre Eier dagegen delikat.

Die Seeschwalbe (Sterna hirundo), so groß wie eine Taube, weiß, mit grauem Rücken, Hinterkopf schwarz, Füße und Schnabel roth; findet sich zu Tausenden am Ufer der Nordsee. Sie lebt von Würmern, Insekten, kleinen Fischen 2c., und schreit sehr durchdringend. Das Weibchen legt am Ufer gegen drei weißliche, schwarzgefleckte Eier, und beide ätzen

ihre Jungen, wie die Schwalben, im Flug. Zuweilen besuchen sie auch die Flüsse und Seen des Binnenlandes.

Der Verkehrtschnabel (Rhynchops nigra), so groß wie eine Krähe, schwarz, Stirn, Flügel- und Schwanzspitzen weiß; der Schnabel dieses Vogels ist ganz eigenthümlich, denn der obere ist um einen Zoll kürzer als der untere, und meißelförmig zusammengedrückt. Dieser Vogel kann deßhalb niemals auf dem Lande sein Futter aufnehmen. Er fliegt immer dicht über die Oberfläche des Wassers hin und durchpflügt diese gleichsam mit seinem untern Schnabel. Sobald er damit an einen Fisch stößt, schließt er beide Schnabelhälften, und fängt ihn so. Sein Gang ist unbeholfen; er schwimmt nicht. Sein Wohnort ist das ganze warme Amerika. Seine Stimme ist ein widerliches: Ga. Er legt in den Sand 3 weiße, schwärzlich gefleckte Eier, die einen Thrangeschmack haben. Muscheln kann er mittelst seines Schnabels recht geschickt öffnen. Er steckt nämlich, wenn er eine Muschel sieht, den Unterschnabel hinein, schlägt die Schale auf den Rand, und frißt das in ihr befindliche Thier.

Die Rudergänse. Ihr Hinterzehen ist mit den andern durch eine Schwimmhaut verbunden, sie fliegen und schwimmen gut, nisten aber meist auf Bäumen. Hierher gehören:

Der gemeine Pelikan (Pelecanus onocrotalus), hat einen sehr langen und breiten Schnabel, vorn mit einem Haken und unten mit einem dehnbaren Kehlsack. Er ist größer als der Schwan, zart röthlichweiß, der Schnabel gelblich, die Schwungfedern schwarz. Er wohnt in der heißen Zone. Seine Zunge ist sehr klein; den Sack unter dem Schnabel braucht er, um Fische zu fangen. Man hat den Pelikan als das Symbol der mütterlichen Liebe geschil-

dert, und gesagt, er reiße sich die eigene Brust auf, um seine Jungen zu füttern; die Wahrheit ist, daß er den Schnabel weit öffnet, um den Jungen die in demselben befindlichen Fische zu geben. Sein aus Gras und Schilf bestehendes Nest liegt auf dem Boden, und enthält 2 weiße Eier. Jung eingefangen wird er sehr zahm.

Der Cormoran (Pelecanus carbo), beinahe so groß wie eine Gans, dunkelbraun, oben schwarz gewellt, Kopf, Hals und Schenkel mit seidenartigen, weißen Federn bedeckt. Kommt in kalten und gemäßigten Meeren beider Welten vor, und thut den Flußfischen vielen Schaden, weil er auch Binnenseen besucht. Er brütet an den Mündungen der Buchten an Felsen, und legt gegen 4 Eier. Man hat ihn früher zum Fischfang abgerichtet, und noch jetzt geschieht dies mit einer ähnlichen Gattung in China. Zu dem Ende legt man ihm, nachdem er gezähmt worden, einen Riemen oder Metallring um den Hals, daß er die Fische, die er fängt, nicht verschlucken kann, und bringt ihn dann in den Strom, wo man Fische fängt. Mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit verfolgt er den Fisch, schnappt ihn auf, bewahrt ihn in seinem Kehlsack und bringt ihn seinem Herrn; zuletzt bekommt er dann zur Belohnung einige Fische zu fressen.

Wir kommen zuletzt zu den trappenartigen Vögeln. Hierher gehören:

Die Strauße, mit weichen, ihrer Schönheit wegen bekannten Federn. Ihr Schnabel ist platt, nicht sehr lang, ihre Zunge kurz, ihr Auge sehr groß und mit Wimpern versehen. Man kennt zweierlei:

Der afrikanische Strauß (Struthio camelus) hat blos 2 Zehen, und ist der größte bekannte Vogel, er wird 6 bis 8 Fuß groß, die langen, kahlen, fleischfarbenen Füße sind sehr hoch, Kopf und

Hals sind nur mit Borsten bedeckt, Schwung- und Schwanzfedern schlaff und wellenförmig, weiß, mit schwarzem Saum. Der Strauß wohnt in Afrika und Arabien, und läuft schneller als ein Pferd; seine Nahrung besteht in Gras, Getreide, Früchten u. s. w., dabei verschluckt er auch Steine und Metalle, und ist sehr gefräßig; beim Laufen hilft er sich mit den Flügeln, und kann gezähmt und zum Reiten abgerichtet werden; mit den Füßen wehrt er sich tüchtig und wirft auch den Verfolgern Steine damit entgegen. Man hat den Strauß als ein dummes Thier verschrieen, und geglaubt, er halte sich für sicher, wenn er den Kopf im Gebüsch versteckt; allein er ist ein sehr kluges Thier, sieht sehr weit, und ergreift die Flucht bei der geringsten Annäherung eines Feindes. Die Eier des Straußes wiegen gegen 3 Pfund, sind sehr wohlschmeckend und nahrhaft, und halten sich lange; sie sind gelb, mit schwärzlichen Pünktchen, und haben eine harte Schale. Das Weibchen legt in ein in den Sand gescharrtes Nest gegen 30 Eier nach und nach, davon aber nur gegen 12 zum Brüten bestimmt sind; Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, das Männchen Nachts, das Weibchen am Tage. Die übrigen Eier sind zur Nahrung der frisch ausgeschlüpften Jungen bestimmt. Denn sobald diese aus dem Ei sind, zertreten die Alten die Eier und füttern ihre Jungen damit. In den heißesten Gegenden verläßt der Strauß oft lange sein Nest, und scharrt dann die Eier mit etwas Sand zu; daher entstand die Sage, er brüte nicht, sondern überlasse dieses Geschäft der Sonne. Das Fleisch des alten Straußes ist hart, das der Jungen aber eßbar. Man jagt sie zu Pferde, indem man sie immer ermüdet und am Fressen stört, und so endlich einholt. Die Federn dienen zur Zierrath, und aus den Eierschalen macht man künstliche Gefäße.

Der amerikanische Strauß (Struthio rhea) ist der größte Vogel im heißen Amerika, über 4 Fuß groß, oben aschgrau, schwarzbraun und gelblich gemischt, unten gelblichweiß. Der Schwanz fehlt beinahe; er unterstützt sich mit den Flügeln beim Laufen, und geht, wenn man ihn verfolgt, immer im Zickzack, so daß ein Reiter Mühe hat, ihn zu erreichen. Er frißt Gras, Kräuter, Getreide, Früchte u. dgl., und hält sich am liebsten in weiten Ebenen auf. Das Weibchen legt in ein in die Erde gekratztes Nest gegen 60 Eier, brütet sie aus wie der afrikanische Strauß, und füttert die Jungen mit den umherliegenden anderen Eiern. Diese Eier sind 2 Pfund schwer und von vortrefflichem Geschmacke; diese Vögel sind so scheu, daß sie selbst vor dem Schatten eines Menschen fliehen. Jung eingefangen werden sie so zahm wie die Hühner. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und fett, die Federn braucht man zu Fliegenwedel, aus dem Halse macht man Geldschläuche und aus der Haut des Steißes Kappen. Die Eierschalen braucht man zu Trinkbechern. Er erreicht ein Gewicht von 56 Pfd.

Sparrmann reiste den 25. Juli vom Cap nach dem warmen Bad und sah am dritten Tage in der weiten und sandigen Ebene zuerst Strauße in ihrem wilden Zustande. Er kam ihnen bisweilen auf einen Büchsenschuß nahe, aber das Nachsetzen zu Pferde war immer vergeblich: sie liefen allezeit mit ausgebreiteten Flügeln weit voraus. Besser thut man, wenn man ihnen mit mäßiger Geschwindigkeit nachreitet, wodurch sie müde und steif werden, so daß man sie endlich doch einholt. Am 22. September scheuchten sie zwischen Quammedacka und Hinter-Bruyntjeshöhe einen Strauß, und zwar ein Männchen, vom Neste, welches er mitten auf dem freien Felde hatte, und das aus nichts weiter bestand, als aus dem Erdboden, worauf die Eier frei lagen. Der Strauß

läßt also seine Eier nicht liegen, damit sie von der Sonne allein ausgebrütet werden; sondern setzt sich selbst darauf, wenigstens in diesem Theile von Afrika; auch erhellt aus diesem Umstande, daß Männchen und Weibchen abwechselnd brüten, was auch die Hottentotten bestätigten. Thevenot hat daher recht, wenn er behauptet, daß der Strauß in der Monogamie lebt, obgleich er der einzige ist, welcher dies annimmt, und es gegen die Gewohnheit der großen Vögel streitet. Die eigentliche Zahl der Eier, welche die Strauße legen, traue ich mir nicht genau zu bestimmen. Derjenigen, die wir jetzt antrafen, waren nur elf; sie waren alle frisch und sollten vermuthlich noch vermehrt werden; denn ein ander Mal jagten die Hottentotten wieder ein Strauß auf und fanden 14 Eier. Wahrscheinlich legt er also 16 bis 20. Gleichwohl kommt es mir vor, als wenn sein Leib kaum so viel möchte bedecken können. Eine Brut junger Strauße, die ich hernach in der Gegend von Rodesand bei einander sah, schien eine gleiche Anzahl auszumachen. Diejenigen jungen Strauße, welche ich schon am 16. December gefangen hatte, waren ungefähr 1 Fuß hoch. Diejenigen, welche an den Flügeln und am Bürzel weiße, am Rücken aber und Bauche schwarze Federn und sind übrigens durchgehends aschgrau. Was auch dafür spricht, daß beide brüten, ist, daß sie in dem gedachten Neste außer einer Menge schwarzer Federn auch weiße gefunden haben; die Jungen sind ganz mit kleinen grauen Federn bedeckt. Die schönsten und krausesten sitzen bei den Alten am Bürzel.

Der Strauß kommt schon in der heiligen Schrift unter dem Namen Jaana (Gefräßiger) vor; er sei ein Thier, das immer die Einöde suche, traurig schreie, Federn zu haben scheine, sich aber nicht von der Erde erheben. Moses III. 11. 16. Jesaias XIII. 21. Micha I. 8. — Herodot sagt weiter nichts von

ihm, als daß er in Lybien vorkomme mit Gazellen, Hyänen, Stachelschweinen, Panthern, kleinen gehörnten Schlangen, zweibeinigen Mäusen u. s. w. (IV. 192), und daß die am Meer wohnende Völkerschaft Macä, welche ein Büschel Haare mitten auf dem Kopfe wachsen lasse, ihre Bälge im Kriege statt Schilder brauche (IV. 175). Nach Xenophon giebt es nicht wenig große Strauße in Arabien (Anabas. I.); dasselbe versichert Diodorus Siculus; Apollonius (um Christi Geburt) behauptet, er habe jenseits des Ganges viele Strauße angetroffen (Philostrat III.); und Paulus Venetus (im 15ten Jahrhundert) sagt (III. 45), es gebe große Strauße in Abasien, in der Nähe des Caucasus und schwarzen Meeres. In diesen beiden Ländern weiß jetzt niemand mehr etwas von Straußen; Forskal erwähnt ihrer auch nicht in Arabien, Raffles und und Horsfield nicht auf Sumatra und Java (Linn. Trans. XIII. 277), und J. Franklin hat keinen vom Ganges mitgebracht. Aristotoles sagt, er sei halb ein Vogel, weil er Federn habe, halb ein vierfüßiges Thier, weil er nicht fliege und die Federn wie Haare gestaltet, auch am obern Augenliede haarförmige Wimpern seien. Er habe 2 Füße wie die Vögel, aber gespaltene Klauen wie die Vierfüßler, denen er auch in der Größe gleiche. Plinius spricht an verschiedenen Orten von ihm. Er finde sich in Afrika oder Aethiopien, sei so hoch als ein Reiter auf dem Pferd und übertreffe ihn an Geschwindigkeit, indem er sich mit den Flügeln helfe, fliege aber nicht; habe Klauen wie der Hirsch, und werfe damit Steine den Verfolgern zwischen die Beine; verdaue alles, sei aber sehr dumm, weil er, ungeachtet seiner Größe, glaube verborgen zu sein, wenn er den Kopf in einen Busch stecke; aus seinen großen Eiern mache man Gefäße, und mit den Federn ziere man die Helme. Er ge-

höre, wie die Hühner und Rebhühner, unter die Vögel, welche am meisten legten; er habe allein unter allen Vögeln zwei Augenlieder, wie der Mensch. Petit behauptet, die Augen ständen wie bei den Eulen, so daß beide auf einmal einen Gegenstand ansehen könnten.

Die Casuare (Casuarius). Ihre Flügel sind noch kürzer, als bei den Straußen; an den Füßen 3 Zehen; die Federn sind beinahe haarartig.

Der ostindische Casuar (Casuarius indicus). Sein Schnabel ist seitlich zusammengedrückt, Kopf und Oberhals nackt, auf dem Scheitel ein helmartiges Horn, vorn am Halse zwei lange Troddeln, die roßhaarähnlichen Federn sind schwarz, an seinen Flügeln sind nur dicke Kiele, die er als Stacheln zur Vertheidigung braucht. Der Casuar läuft fast eben so schnell als der Strauß, ist eben so groß, sehr stark nnd wehrt sich mit dem Schnabel und den Füßen tüchtig; rothe Kleider kann er nicht besehen. Seine Nahrung ist dieselbe wie beim Strauß, am liebsten frißt er Pisangfrüchte; jung eingefangen wird er bald zahm, und ist ein etwas dummes, aber bösartiges Thier. Seine Eier sind grünlich, mit grasgrünen Flecken; er legt deren etwa vier in den Sand und überläßt das Brüten der Sonne. In Neuholland giebt es eine ähnliche größere Gattung ohne Hornkamm.

Oken führt noch den neuholländischen Casuar (Casuarius novae Hollandiae) an. Dieser wird noch größer als der vorige und 7 Fuß hoch, der Schnabel ist niedergedrückt, ohne Hornkamm, Nacktes nur um die Ohren; das Gefieder ebenfalls borstenförmig, dunkelbraun und grau gewässert, unten heller, meistens zwei Federn aus einem Kiel mit zerfaserten Fahnen. Kopf und Hals mit sehr dünnen und kleinen Fasern bedeckt; die Kehle fast nackt und purpurroth. Die großen Schuppen stehen hinten an

den Füßen hervor, wie Sägenzähne. Man findet ihn ziemlich häufig in Neuholland, in der Botanibay und in der Nähe von Port Jackson; er ist sehr scheu, läuft schneller als ein Windhund und frißt auch alles Mögliche: Samen, Beeren, Blumen und Gras. Das Fleisch wird gegessen und soll wie junges Rindfleisch schmecken. Die Jungen sind der Länge nach weiß und braun gestreift.

Die Trappen (Otis) haben in ihrer Gestalt mehr Aehnlichkeit mit den größeren Hühnerarten, und sind an Lebensweise wieder den Straußen ähnlicher.

Der gemeine Trappe (Otis tarda) ist der größte europäische Vogel, gegen 4 Fuß groß, gegen 30 Pfund schwer, rostroth, und schwarz gewässert. Das Männchen hat einen Schnurrbart. Der Trappe lebt im nördlichen Deutschland, im südlichen Rußland und in der großen Tartarei, meistens in ebenen Feldern, wo sie truppenweise umherziehen und Getreide, Würmer u. s. w. fressen. Die Hähne können wie die Truthähne ein Rad schlagen, und kämpfen mit einander. Die Hennen legen 2 bis 4 bräunliche, röthlich gefleckte Eier, und wissen ihr Nest dadurch recht klug zu verstecken, daß sie den Annähernden nur langsam entfliehen. Die grauen, wolligen, blaßgestreiften Jungen laufen gleich mit der Mutter fort. Die Trappen sind sehr scheu, und können etwas, wiewohl nicht viel, fliegen. Den Jäger kennen sie von fern und sind schwer zu bekommen; man jagt sie zuweilen zu Pferde par force. Die Jungen lassen sich leicht zähmen; ihr Fleisch ist gut, das der Alten hart.

Oken beschreibt ferner den Zwergtrappen (O. tetrax). Er ist nicht größer, als ein Fasan, 1½ Schuh lang, hellbraun und schwarz gewässert, unten und Schwungfedern 2ter Ordnung weiß, Schwungfedern dunkelbraun; Hals des Männchens schwarz mit weißen Zügeln und einem solchen Halsband dahinter, ohne

Bart; des Weibchens braun. Er ist bei uns eine Seltenheit, und seine Heimath ist die Nähe des Mittelmeeres, vorzüglich Frankreich und Sardinien, wo er Pitarra heißt; sehr selten in Italien, dagegen am häufigsten in den südlicheren Provinzen Rußlands und in der tartarischen Wüste, nicht in Sibirien; wandert im April und Herbst durch die Krimm her und hin, hält sich auch an offenen Orten und ist schwer zu jagen, wird daher meistens in Schlingen gefangen. Lebensart und Fortpflanzung wie beim großen. In Deutschland brütet er nirgend, außer vielleicht in den südlichen Theilen von Oesterreich und in Ungarn.

Der Kragentrappe (O. houbara) ist etwas größer, als der vorige, 26 Zoll lang, ziemlich so gefärbt, hat aber um den Nacken einen großen, schwarzen und weißen Federkragen, braunschwarze Schwungfedern 2ter Ordnung und zwei solche Bänder auf dem Schwanze. Seine Heimath ist das nördliche Afrika und Arabien; er verirrt sich bisweilen nach Europa, selbst bis zu uns.

Zu demselben Geschlecht der Trappen gehört auch der Walgvogel, Dronte (Didus ineptus). Er ist ein dicker, plumper, kurzhälsiger und kurzfüßiger Vogel, mit einem dicken und langen, vorn hakenförmig gebogenen Schnabel, die Naslöcher schief in der Mitte desselben, Kopf nackt bis unter die Augen; 4 große gespaltene Zehen. Dieses Geschlecht entspricht den Schwimmvögeln.

Die erste Nachricht über diesen sehr zweifelhaften Vogel haben holländische Schiffer gegeben, welche uns von Clusius aufbewahrt worden ist. Im Jahre 1598 segelten 8 Schiffe aus Holland nach den Molucken. Sie wurden jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung im Juli des folgenden Jahres durch einen Sturm zerstreut; drei davon kamen in Java an und kehrten im dritten Jahre nach Amsterdam zurück.

Die fünf anderen aber ließen Madagascar links und landeten im September 1599 an einer Insel, um Wasser zu bekommen, und blieben daselbst einige Wochen. Sie fanden unter verschiedenen Vögeln einen sehr seltsamen, von dem sie eine rohe Abbildung in ihrem Tagebuch, welches nach ihrer Rückkunft herausgegeben wurde, mittheilten. Diese habe ich gesehen und theile sie hier gleichfalls mit. Er ist etwas größer, als ein Schwan, aber anders gestaltet; der Kopf groß, mit einer Haut bedeckt, wie eine Capuze; der Schnabel nicht flach, sondern dick und länglich, hinten gelblich, die Spitze schwarz und am Oberschnabel hakenförmig umgebogen; der Unterschnabel hat in der Mitte zwischen dem Gelben und Schwarzen einen bläulichen Flecken. Die Schiffsleute sagten, er sei mit kurzen Federn dünn bedeckt, habe keine Flügel, sondern statt derselben 4 oder 5 längliche schwarze Federn; der Hintertheil des Leibes sei sehr fett und dick, und statt des Schwanzes nur 4 oder 5 krause, aschgraue Federchen. Die Füße mehr dick als lang, der obere Theil bis an's Knie mit schwarzen Federchen bedeckt, der untere gelblich, in 4 Zehen getheilt, die drei längeren nach vorn, der vierte kürzer nach hinten, alle mit schwarzen Nägeln.

Nachher habe ich einen abgeschnittenen Fuß beim Professor Peter Paw zu Leyden gesehen, welcher kürzlich von der Insel Moritz gebracht wurde. Er ist nicht lang, vom Knie bis zu den Zehen etwas über 4 Zoll; dagegen sehr dick, im Umfang fast 4 Zoll, mit vielen Schuppen bedeckt, die vorn breiter und gelblich, hinten kleiner und braun sind. Die Zehen sind für einen solchen dicken Fuß klein, die größte oder mittlere bis zur Klaue nicht viel über 2 Zoll lang, die zwei anderen kaum 2, die hintere 1½. Alle Klauen dick, hart, schwarz, keinen Zoll lang; die hintere länger, mehr als einen Zoll.

Die Schiffsleute nannten ihn Walgh-Vogel, d. h. Ekel erregenden, theils weil er auch durch langes Kochen hart blieb, mit Ausnahme der Brust und des Magens (der also fleischig ist), welche nicht übel schmeckten, theils weil sie viele Tauben bekommen konnten, die ihnen besser behagten. Im Magen fanden sie einige Steine, wovon ich zwei gesehen, der größere 1 Zoll groß. Sie lesen dieselben ohne Zweifel am Strande auf.

Die Insel liegt 21 Grad Südbreite und ist unbewohnt. Alle Vögel sind darauf so wenig scheu, daß man sie mit der Hand fangen und mit Stecken erschlagen kann, als wenn sie nie einen Menschen gesehen hätten. Die Insel soll nur 15 Meilen im Umfang haben; einige Jahre später aber hat der Admiral Neck den Umfang 30 Meilen gefunden, wie er mir selbst im Jahre 1603 gesagt hat. Die Holländer nennen sie die Insel Moritz; vorher nannten sie die Portugiesen Ilha do Cisne (Schwaneninsel), vielleicht, weil sie den genannten Vogel für einen Schwan hielten. Es wächst auch viel Ebenholz darauf.

Allerlei sonderbare Dinge erzählt von ihm Th. Herbert, welcher 1626 und 27 nach Indien und Persien reiste. Die Insel Moritz hat nicht über 100 englische Meilen im Umfang, ist voll Bäche und Bäume, besonders Ebenholz, Palmen, welche voll Papageien, anderen Vögeln und Eidechsen sitzen; man findet daselbst sehr große Schildkröten, Ziegen, Schweine und Ochsen, welche jedoch früher von den Portugiesen sollen dahin geschafft worden sein, um auf ihrem Wege nach Indien Erfrischungen daselbst zu finden; und dennoch ist sie ganz unbewohnt, obschon es darauf keine reißenden Thiere giebt. Sie bringt alles hervor, was ein guter Ackersmann brauchte, und hat eine Menge Vögel, worunter ich zuerst den Dodo nennen will, der sich hier findet, wie auch auf der Insel Di-

garrois oder Diego Rois (jetzt Rodriguez). Die Portugiesen haben diesem Vogel den Namen wegen seiner Einfalt gegeben, und hätten ihn auch den Phönix nennen können, wenn er in Arabien vorkäme, so seltsam ist seine Größe und Gestalt. Der Leib rund und außerordentlich fett, so daß es wenige giebt, die nicht über 50 Pfund wögen. Er wird so fett und dick wegen seines langsamen Ganges. Er ist angenehmer für das Gesicht, als für den Magen, weil sein Fleisch hart, schlecht und schwer zu verdauen ist. Man sieht ihm die Melancholie in den Augen an; vielleicht, weil ihm die Natur so übel mitgespielt und einen so großen Leib, so kleine Flügel gegeben hat, daß sie ihn nicht von der Erde heben können und ihm zu nichts dienen, als anzuzeigen, daß er ein Vogel ist. Sein Kopf hat eine sehr ungewöhnliche Gestalt; denn die eine Hälfte ist mit schwarzem Flaum bedeckt, die andere kahl und weiß, als wenn dieser Theil mit einem hellen und durchscheinenden Schleier umhüllt wäre. Der Hinterleib ist ganz rund, klein, und daran stehen hellgrüne Federn, glänzend wie Diamant, aber nicht lebhaft. Ihr ganzes Gefieder ist nichts als ein feiner Flaum, wie bei den jungen Gänsen, außer am Schwanz, welcher aus 3 oder 4 Federn besteht und wie der Bart eines Chinesen aussieht. Die Beine sind dick, schwarz und stark, die Zehen spitzig und der Magen so hitzig, daß er Steine und Eisen verdaut, worin er ebenfalls dem Strauß gleicht.

Die Kiwi (Apteryx) sind kurzbeinige Vögel von der Größe der Gänse mit langem Hals und Schnabel, der sehr dünn und mit einer Seitenfurche versehen ist, an deren vorderem Ende die Naslöcher liegen, was bei keinem anderen Vogel vorkommt; hinten eine Art Wachshaut; 4 getrennte Zehen; Gefieder aus schlaffen Borstenfedern; Flügel- und Schwanzfedern fehlen gänzlich; am Ende des Flügels aber ein

kleiner Stachel. Dieses Geschlecht entspricht den Sumpfvögeln.

Der gemeine Kiwi (A. australis) hat die Größe und Gestalt des Pinguins und ist braun. Dieser höchst sonderbare Vogel wurde erst im Jahre 1812 von der Südküste Neu-Seelands durch den Kapitän Barcley nach England gebracht und dem Dr. Shaw übergeben, welcher denselben abgebildet hat. Man erhielt dann keine Nachricht mehr davon, als bis in Cruise's Reise 1822, welcher sagt: Der Emu findet sich auch in Neu-Seeland, jedoch war ich nie so glücklich, einen zu bekommen. Die Einwohner gehen in der Dämmerung mit Lichtern aus, welche die Aufmerksamkeit dieser Vögel auf sich ziehen, und dann tödten sie sie mit Hunden. Die Federn sind schwarz, kleiner und zarter als die des Emu's von Neu-Holland; eine Decke damit verziert, ist das köstlichste Kleid, welches ein Häuptling tragen kann.

In Duperrey's Reise I. 1826. 418. sagt Lesson nichts Anderes, als: die Eingeborenen von der Insel-Bai auf Neu-Seeland redeten uns oft von einem Vogel ohne Flügel und brachten uns Stücke davon, welche uns vom Emeu zu sein schienen. Sie nennen ihn Kivikivi. Wir zweifeln jetzt nicht, daß es der Apteryx australis des Dr. Shaw ist.

Im Jahre 1830 theilte d'Urville wieder Folgendes mit aus der Bai Tolaga an der nördlichen Ostküste: Hier bekam ich die ersten Nachrichten über den Kiwi bei Anblick eines Tuches, welches mit seinen Federn besetzt war, die zum höchsten Putze der Eingeborenen gehören. Er habe nach ihnen die Größe eines kleinen Truthahns, könne aber so wenig fliegen als der Strauß und der Casuar. Sie seien gemein in der Gegend des Berges Ikou-Rangui und würden des Nachts bei Fackelschein mit Hunden gefangen. Wahrscheinlich gehört der Vogel in die Nähe

des Casuars, und er hat schon, wenn ich nicht irre, den Namen Apteryx erhalten. Bei ihren Festen und wenn sie ausgezeichnete Fremde empfangen, tragen sie feine, seidenartige Decken, bald glänzend weiß mit zierlichen und bunten Säumen, bald voll Zeichnungen auf der ganzen Fläche, bald endlich mit Hundshaaren oder den kostbaren Federn des Vogels Kiwi bedeckt. Diese letztere Art von Decke wird am höchsten geschätzt und nur in der Gegend des Ost-Caps verfertigt, wo sich der Vogel findet.

Quoy und Gaimard haben in derselben Reise ebenfalls von ihm gesprochen: Es war uns unmöglich, uns den sonderbaren von Shaw abgebildeten Vogel, dessen Federn denen des Casuars gleichen, zu verschaffen. Wir haben den Mantel eines Häuptlings mitgebracht, welcher mit den Federn dieses Vogels bedeckt ist.

Nachher hat W. Yarrell im Jahre 1833 genauere Untersuchungen über diesen Vogel angestellt. Shaw's Exemplar wurde von Lord Stanley gekauft und der zoologischen Gesellschaft zu London zur Untersuchung geschickt. Das Stopfzeug wurde herausgenommen, damit man den Balg besser untersuchen konnte.

Die ganze Länge des Vogels, von der Schnabelspitze bis zum Ende des Leibes, dem der Schwanz fehlt, mißt 32 Zoll. Der Schnabel ist gelblichbraun, lang, dünn, glatt, in der Gestalt eines Ibisschnabels, doch mehr grad und am Grunde niedergedrückt; Länge vom Rachen an $6\frac{3}{4}$ Zoll englisch (der englische Fuß mißt nur $11\frac{1}{4}$ Pariser Zoll). Der Oberschnabel hat jederseits am Rande nach der ganzen Länge am Furche, an deren Ende die Naslöcher stehen, länglich und mit einer klapperartigen Haut bedeckt, welche beim geringsten Druck gegen den Boden die Naslöcher verschließt. Eine Borste in die Naslöcher gesteckt, geht durch die

ganze Länge des Schnabels; der Oberschnabel endigt in einen stumpfen, abgestutzten Knopf, der etwas nach unten ragt, und hinter welchen das Ende des Unterschnabels stößt. Dieser hat auch am Rande eine schwache Furche nach seiner ganzen Länge. Beide sind am Grunde breit und flach, einen vollen Zoll quer über den Rachen und nur 7 Linien in der Höhe. Der Oberschnabel ist an der Spitze 2 Linien breit, der untere noch schmäler. Die innere Fläche des Oberschnabels oder der Gaumen ist ganz flach und eben so die vordern $\frac{3}{4}$ des untern, so daß beide sich dicht an einander legen und das Futter halten können; das hintere Viertel des Unterschnabels aber ist inwendig concav zum Platze der Zunge, welche klein und kurz sein muß. Die Gestalt des Rumpfes ist die eines verlängerten Kegels, fast aufrecht auf kurzen und starken Füßen, so daß der Vogel wie ein Pinguin aussieht. Länge vom Wirbel bis zum hintern Ende des Leibes 24 Zoll. Der Umfang hinten 18 Zoll. Die Federn auf Wirbel und Stirn sind kurz, und die Haut, welche einen Zoll weit über den Schnabelgrund sich ausdehnt, mit einem Gemisch von dunklern Federn, Borsten und Haaren bedeckt. Am Rachen stehen auch jederseits einige lange schwarze Borsten. Die Federn am Halse sind etwas länger und nehmen nach hinten immer zu. Die am Kopf und Hals sind haarbraun mit hellern Schäften; an Rücken, Seiten und Bürzel sind die Schäfte und die inneren Fahnen röthlich gelbbraun und dunkelbraun gesäumt, wodurch ein artiges geschäcktes Aussehen entsteht. Unten an dem Halse, der Brust und dem Bauche sind die Federn heller, die Schäfte noch heller als die Fahnen und graulichweiß. Der Bau der Federn ist gleichförmig und gleicht dem des Casuars; aber jede Feder ist viel kürzer, und die längsten, welche über die Flügelstummeln hängen, haben nur $4\frac{1}{2}$ Zoll. Am breite-

sten sind die Fahnen am Grunde jeder Feder, flockig und seidenartig, werden schmäler und kürzer gegen das Ende. Alle Fasern der Fahnen sind getrennt, und der Schaft hat keine Nebenfeder (wie beim Casuar). Mitten zwischen dem Kopf und dem hintern Ende des Leibes ist ein Flügelstummel, der aus drei Stücken besteht. Das übrige Stück vom Oberarm ist 1 Zoll lang, scheint aber dicht am obern Gelenkkopf abgebrochen zu sein. Der Vorderarm scheint aus zwei Knochen zu bestehen, jeder $1\frac{3}{8}$ Zoll lang, mit einer runzeligen Haut bedeckt, endigt vorn in eine hornige Klaue, welche durch ein kurzes Nagelglied getragen wird; beide messen $\frac{3}{8}$ Zoll. Am Vorderarm hängen einige Federn, gleich denen am Leibe; aber die Federn über und hinter diesen Flügelstummeln sind länger als an anderen Leibestheilen, vor- und abwärts gerichtet, und bedecken diesen kleinen und unbrauchbaren Flügel gänzlich. Das Schenkelbein maß wahrscheinlich 3 Zoll, das Schienbein 5; die Einlenkung mit dem Fersenbein geschieht $1\frac{3}{4}$ Zoll vom Leibe entfernt und in einer Linie mit den hängenden Enden des Gefieders dieses Theiles. Fersenbein 3 Zoll lang, $2\frac{1}{8}$ Zoll im Umfang. Die anderen Knochen des Fußes scheinen eben so dick und stark gewesen zu sein. Das Fersenbein ist mit harten und und fein netzartigen Schuppen bedeckt, größer und quer vorn und hinten, kleiner und unregelmäßiger an den Seiten. Von den 4 Zehen sind die vorderen ganz frei, die mittlere $2\frac{3}{8}$ Zoll lang, die Klaue 1, die beiden äußeren gleich, $1\frac{3}{8}$ Zoll; die Klauen fast so groß und lang als die mittlere. Alle sind oben und mit breiten, queren Schuppen ziegelartig bedeckt, unten mit kleinen netzförmigen Schuppen; beide bilden an den Seiten, wo sie zusammenstoßen, eine schwache Leiste, welche man für die Ueberbleibsel einer Schwimmhaut angesehen zu haben scheint. Die Klauen sind

schwach gebogen und verjüngt; die mittlere oben convex, unten concav, eben so die beiden andern, aber die Ränder abgerieben, und sehen daher wie ein nach unten gebogener Sporn aus. Die Hinterzehe steht an der innern flachen Seite des Fersenbeins, ist nach hinten gerichtet und fast senkrecht nach unten, berührt aber kaum den Boden. Die ganze Länge $1\frac{1}{8}$ Zoll, wovon die Klaue $\frac{3}{4}$ Zoll mißt; diese ist fast grad, rund, zugespitzt, und sieht mehr aus wie der Sporn an einem Hühnerfuß, als wie die Klaue einer Hinterzehe. Fersenbein und Zehen gelblichbraun, die Klauen weißlich hornfarben. Die Verbindung der entschiedenen Hühnergestalt der Füße mit dem sehr verlängerten Schnabel ist sehr merkwürdig, und es ist daher zu bedauern, daß man nichts von der Lebensart des Vogels weiß. Die kurzen Füße und getrennten Zehen hindern ihn, in's Wasser zu gehen, und geben auch keinen Ersatz für den Mangel der Flugfähigkeit: er hat offenbar weder Mittel zur Flucht, noch zur Vertheidigung. Seine Nahrung ist unbekannt; da man aber in dem Magen der indischen Ibis Käfer, Heuschrecken, Würmer, Samen- und Pflanzenfasern findet, so frißt er wahrscheinlich Aehnliches, vielleicht mehr Insekten.

Literatur der Vögel.

Bilderwerke:

Conradi Gesneri historiae animalium lib. III., qui est de avium natura. Tiguri ap. Froschoverum, 1555. Fol. pag. 1—779. Darnach ist citirt:

Dasselbe Werk, Frankfurt 1585. Fol. Pag. 1 bis 805. Ist viel schlechter als das vorige, aber weiter verbreitet. Linné, Brisson, Büffon und

fast alle anderen Schriftsteller haben darnach citirt.

Geßner's vollkommenes Vogelbuch, herausgegeben von Horst. Frankfurt 1669. Folio. Pag. 1—212; schlecht.

Bélon, histoire de la nature des oiseaux. Paris 1555. Fol. 1—381.

Aldrovandi Ornithologia. Bononiae I. 1599. Fol. 1—893. II. ibid. 1634. Fol. 1—862. III. ibid. 1603. Fol. 1—560. Darnach ist citirt, auch von Linné und Büffon.

Ejusdem Ornithologia. Francofurti 1610. I. Fol. 1—427. II. Fol. 1—373. III. 1613. Fol. 1—209; sehr schlecht. Darnach hat Brisson citirt.

Olina, Uccilliera. Roma 1622. 4.

Jonston, hist. nat. avium. Francofurti 1650. Fol. Sammlung aus der vorigen.

Fr. Willughbeii Ornithologia, recognovit J. Rajus. Londini 1676. Fol. 1—377. tabulae 77. Der Verfasser hat dabei die Abbildungen aller Rheinvögel von L. Baltner zu Straßburg und einen Band gemalte Vögel zu Nürnberg benutzt.

H. Ruysch, theatrum universale omnium animalium. Amstelodami 1718. Sammelwerk.

H. Sloane, voyage to Jamaica. II. London 1725. Fol.

Marsili, Danubius. Hagae 1726. V. Fol.

M. Catesby, natural history of Carolina. London 1731. I. II. Fol. 200. tab. Das erste illuminirte Werk.

J. L. Frisch, Vorstellung der Vögel Deutschlands. Berlin 1734. Fol. 241 und 10 T. Suppl. illum.

Seba, Thesaurus. vol. I. II. 1734. Fol.
E. Albin, natural hist. of Birds. London 1738. vol. I.—III. 4. französisch 1750 à la Haye.
G. Edwards, nat. history of Birds. London 1743. I.—IV. 4. ill.
Ejusdem Gleanings of nat. hist. 1758. 4. Diese und Catesby's Abbildungen hat Seeligmann herausgegeben in 9 Bänden. Nürnberg 1749—1779. Fol. ill.
Meyer's Thiere mit Skeletten. Nürnberg 1748. I. II. Fol.
Linné, Mus. Adolphi Frid. regis. Holmiae 1754. Fol.
P. Browne, natural hist. of Jamaica. London 1756. Fol.
Brisson, Ornithologia. Parisiis 1760. 4. I.—VI. Fig.
Pennant, british Zoology. 1766. Fol. II. T. 132.
Gerini, Storia naturale degli Uccelli. Firenze 1767. 4. tab.
Buffon et Monbeillard, histoire des oiseaux. Paris. 4. I.—IX. 1770. Uebersetzt von Martini und Otto. 1772. 8. Bd. 1—37.
Nozemann, Sepp, neederlandsche Vogelen. 1770. tab.
Daubenton, Pl. enl. des oiseaux. 1775. 4. t. 1—1008. Dazu Kuhl, nomina syst. Groningae 1820. 4.
T. Brown, new illustrations of Zool. I. 4. 1776.
Latham, General synopsis of Birds. vol. I.—VII. 4. 1782—90. Uebersetzt von Bech-

stein. Nürnberg bei Weigel. 1793. 4. Bd. 1—4.

J. v. Jacquin, Beiträge zur Geschichte der Vögel. Wien 1784. 4. ill. Taf. 19.

A. Sparrman, Mus. Carlson., Aves. Holmiae 1786. Fol. t. 75. ill.

Merrem, icones et descriptiones avium. Lipsiae apud Müller 1786. 4. ill.

G. Shaw, Naturalists miscellany. 8. 1789. illum.

W. Lewin, Birds of Great Britain. 1789. 4. I.—VII.

Spalowsky, Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel. Wien 1790. 4. ill.

E. Donovan, Nat. hist. of british Birds. 1793. 8. I.—X.

J. Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. 1798. 8. 1.—4. ill.

Neue Ausgabe von J. Naumann. Leipzig bei Fleischer. 1820. 8. 1.—8. ill.

Le Vaillant, histoire nat. des oiseaux d'Afrique. Paris 1799. vol. I.—VI. fol.

Idem, Histoire nat. des Perroquets. 1801. I. II. fol.

Idem, Histoire nat. des oiseaux de Paradis, Rolliers, Toucans et Barhus. 1806. I. II. fol.

Idem, Histoire nat. des Promérops et Quêpiers. 1807. fol.

J. Ch. Schaeffer, Mus. ornithol. Ratisbonae 1779. 4. t. 52.

Ejusdem, Elementa ornithol. 1780. 4. t. 140.

J. Wolf und B. Meyer, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Nürnberg bei Frauen=

holz. 1799. Heft 1–23. Wird citirt: Nürnberger Ornithologie.

Borkhausen, Lichthammer, Becker und Lembke, deutsche Ornithologie. Darmstadt 1800. Fol. Heft 1—23. ill. Wird citirt: Darmst. Orn.

Shaw, General Zoologie. 1800. 8.

A. Desmarets, Hist. nat. de Tangara, Manakin et Todiers. 1805. fol. tab. 72.

Audebert et Vieillot, Oiseaux dorés. Paris 1802. I. II. fol.

Idem Oiseaux de l'Amérique septentr. 1807. I. II. fol. t. 124.

Idem, Galerie des oiseaux rares. 1820. 4. Cahier 1—45.

Idem, Ois. in Description de l'Egypte. 1807. Fol. Text 1828. Tom. 23. 8.

Wilson, american Ornithology. 1808. 4. I.—IX. 76 tab. ill. Dazu Charles Bonaparte, americ. Ornith. 1825. 4. I.—III. 21 tab. ill. Von beiden ein neuer Abdruck in England von Jameson. 4. ill. Ein anderer anderer von W. Jardine. 8. 1832. I.—III. illum.

Temminck, Monographie des Pigeons. 1808. fol. ill.

Hahn's Vögel aus Asien u. s. w. Leigzig 1819. 4. illum.

Dessen und Küster's ornithol. Atlas. Nürnberg 1834. 4. illum.

Temminck et Meiffren, Nouveau recueil des Planches coloriées d'oiseaux. Paris 1820. 4. ill. Citirt: Planches coloriées.

Selby, Illustrations of british Ornithol. 1823. fol.

Spix, Avium species novae Brasiliae. 1824. 4. I. II. ill.

P. Roux, Ornithol. provençale. 1825. I. 386. tab. ill.

J. Sturm, Deutschlands Vögel. 1829. 8. Heft I—III.

Rüppell und Cretzschmar, Atlas und neuere Wirbelthiere zur Reise in Afrika. 1826. Fol. illum.

Lesson et Garnot in Voyage de Duperrey. 1826. Fol. ill.

Schinz und Brodtmann, Naturgeschichte und Abbildungen der Vögel. Fol. 1830.

Nilson et Wrigth, illuminerade Figurer till skandinavisk Fauna. 1828. 4. Heft 1—12.

Lesson, Oiseaux-mouches. 1829. 8. t. 85. illum.

Idem, Colibris. 8. t. 39. ill.

Idem, Trochilidées. 8. t. 66.

Idem, Oiseaux de Paradis. 1835. 8. t. 40.

Quoy et Gaimard in Voyage de Durville. 1830. Fol. ill.

C. Bonaparte, Iconografia della Fauna italica. Roma 1832. Fol. ill.

Kittlitz, Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel. 1832. 8. Heft 1. 2.

Werner, Atlas des oiseaux d'Europe. 8. illum.

Guérin, Iconographie du règne animale. 8. illum.

Audubon, Birds of America. 1832. Fol. max. illum.

Gould, Birds of Europa. 1832. Fol. illum.

Dubois, Ornithol. Gallerie. 1835. Heft 1. 2.

Cuvier, Règne animal par ses élèves. Oiseaux. Paris 1836. ill.

Gould, Birds of Himalaya. 1836. Fol. max.

Alte Werke:

Aristoteles, Historia animalium. Edit. Schneider. 1811. 8.

Deutsch von Strack. Frankfurt 1816. 8.

Plinii sec. historia mundi. Lib. X. Edit. Harduin. 1723. I. II. Fol.

Edit. Bipontina. 1783. vol. I—V.

Deutsch von Denso. Frankfurt 1781. 8.

T. Varro, de re rustica, ed. Joh. M. Gesneri, Scriptor. rei rust. 1735 4.

L. Columella, de re rustica. ibid.

Aeliani historia animalium per P. Gyllium. Lugduni 1533. 4.

Idem ex Edit. J. G. Schneider. Lipsiae 1784. 4.

Albertus magnus, de animalium proprietatibus. 1479. Fol.

Friderici II. Reliqua 1596. 8.

Idem, ed. J. G. Schneideri, de arte venandi cum avibus. Lipsiae 1788. 4.

Gysbert Longolius, Dialogus de avibus, edit. a. G. Turnero. Coloniae 1712. 12.

G. Turneri avium praecipuarum subcincta historia. Coloniae 1744. 12.

F. de Oviedo, Hist. natur. Indiae occid. 1547 (in Ramusii raccolta III. 1556).

P. Eber et C. Peucer, appellationes quadrupedum, Volucrum. Lipsiae 1550. 8.

Dasselbe in: Vocabula rei nummariae collecta a Buden. Vitebergae 1556.

Fr. Hernandez, thesaurus rer. nov. Hi-

spaniae, a Reccho et Lynceo. Romae 1551. Fol.

E. Watton, de Differentiis animalium. 1552. Fol.

P. Bélon, Observations des choses mémorables en Grèce. Paris 1555. 8.

Ejusdem, Observationes, ed. E. Clusius. 1605. Fol.

C. Heresbach, rei rusticae libri IV. Coloniae 1570. 8.

C. Schwenckfeld, Theriotrophaeum Silesiae. Lignicii 1603.

C. Clusii exoticorum libri X. Raphelengii. 1605. Fol.

Marcgrave, historia nat. Brasiliae. Lugd. Bat. 1648. Fol.

Dazu der Commentar von H. Lichtenstein in den Abhandlungen der Berliner Academie. 1817. (Isis 1824. Lit. Anz. 77.)

Piso, de Indiae utriusque re naturali. Amstelodami 1658. Fol.

Inest Jac. Bontius hist. nat. Indiae orientalis.

G. Charleton, exercitationes de differentiis animalium. Londini 1677. Fol.

Raii Synopsis methodica avium. London 1713. 8.

Neuere allgemeine Werke.

Linnaei Systema naturae. 1735. Fol.

Edit. secunda. 1740. 8.

Edit. sexta. 1748.

Edit. decima. 1758. I. II.

Edlt. duodecima. 1768. I.—III.

Edit. Gmelini. 1789. 8.

Scopoli, annus historico-naturalis. 1749. 8. I.—V.

Th. Klein, Prodromus historiae avium. 1750. 4.

Ejusdem stemmata avium latine et germanice. 1759. 4. t. 40.

Moehring, avium genera. Bremae 1752. 8. p. 88.

Brisson, Ornithologia, sive Synopsis methodica avium. Lugd. Bat. 1763. 8. vol. I. II.

Pennant, british Zoology. 1776. 8. I. II. Mit Figuren.

Scopuli, introductio ad historiam naturalem. 1777. 8.

Schrank, Fauna boica. I. 8. 1798.

G. Cuvier, tableaux élémentaire d'hist. nat. 1798. 8.

Daudin, Traité d'Ornithol. 1800. 4. II.

Bechsteins ornithol. Taschenbuch. 1803. 8. Heft 1—3.

Duméril, Zoologie analitique. 1806. 8. Uebersetzt von Froriep.

Spix, Geschichte und Beurtheilung aller zoologischen Systeme. 1811. 8.

Illiger, Prodromus systematis avium. 1811. 8.

Tiedemann, Zoologie III. 1814. 8.

Okens Lehrbuch der Naturgesch. III. 2. 1816.

Vieillot, analyse d'une nouvelle Ornithologie. Paris 1816. 8. 70.

Cuvier, règne animal. 1817. 8.
Edit. secunda. 1829.

Brehm, Beitr. zur Vogelkunde. Neustadt a. O. 1820. 8. I—III.

Brehm, Ornis, Zeitschrift. 1824. 8. I—III.

Ranzani, Elementi di Zoologia. III. Uccelli 1822. 8. pars I—IX.

H. Boie, General-Uebersicht der Vögel. Isis 1826. 975.

J. Wagler, systema avium. 1827. 8. I.

Lesson, Manuel d'Ornithologie. 1828. 12.

C. Bonaparte, Saggio di una distribuzione degli animali. Roma 1831. 78.

Idem, sulla seconda edizione del regno animale di Cuvier. Bologna 1830. 8. 175.

Eichwald, Zoologia specialis II. 1831. 8.

Sundevall, Ornithologisk System in schwed. Verhandlungen. 1836. 8. 1—130.

Die Reisen von Anson 1746, Bougainville 1771, Cook 1775, Hawkesworth 1773, Forster 1777, Vancouver 1799, la Pérouse 1797, Labillardière 1800, Thunberg 1792.

Vogelauge, s. Primula farinosa.

Vogelausstopfen. Man stopft im Allgemeinen Thiere aus, um sie in ihrer natürlichen Gestalt aufzubewahren, so auch in's Besondere Vögel. Es gehört dazu eine besondere Kunst und Geschicklichkeit, über welche in besonderen Lehrbüchern auf's Ausführlichste gesprochen wird. Wir geben hier einen Auszug, wie ihn Blumenbach nach Naumann's Taxidermie (Halle 1848) in seinem Werkchen: „Aller Sing- und Stubenvögel Fang, Wartung und Zähmung (Wien 1855) zusammengestellt hat. Zunächst zählt derselbe die Instrumente und Geräthschaften auf, die man dazu braucht. Es sind folgende:

1) Ein kleines anatomisches Messer oder Scalpell, an welchem die Klinge der Spitze eines zweischneidigen Degens gleicht, welche nur nach vorne zu recht scharf sein muß, mit einem Hefte von Knochen, dessen unteres Ende eine meißelförmige Gestalt hat,

welches vorzüglich dazu dient, die Haut vom Fleische loszuschieben.

2) Eine kleine Scheere, welche aber keine zu schwachen Blätter und keine scharfen Spitzen haben darf. Auch wird noch eine größere Scheere, Werg zu schneiden, nicht überflüssig sein.

3) Eine kleine Kneip- oder Beißzange.

4) Ein Paar Drahtzangen, die eine mit breiten, die andere mit runden Spitzen zum Biegen des Drahtes u. dgl.

5) Eine kleine Pincette mii etwas abgestutzter Spitze, vorzüglich nothwendig, um Kleinigkeiten bequemer anfassen zu können.

6) Ein kleiner Feilkloben, in welchen man beim Zuspitzen den Draht schraubt, um ihn besser halten zu können. Auch beim Einschieben des Drahts in größere Thiere ist er unentbehrlich.

7) Einige Feilen von verschiedener Größe, zum Zuspitzen der Drähte. Eine derselben muß eine sogenannte Schlichtfeile sein, um damit die Spitzen recht glatt feilen zu können.

8) Eine gerade Pfrieme zu sehr vielfältigem Gebrauch. Sie kann rund oder kantig sein, jedoch ist erstere Form besser.

9) Ein kleines (6 bis 7 Zoll im Ganzen langes) Instrument von Stahl mit hölzernem Handgriff, vorn mit einer im rechten Winkel festgeschraubten kleinen Scheibe (ungefähr von dem Umfange eines silbernen Sechskreuzer Stücks), deren Kante zu einer Hälfte eine gleich geschärfte, zur andern Hälfte eine sägeartig gezackte Schneide bildet, zum Abkratzen des Fettes aus den Brusthäuten u. s. w. der Schwimmvögel.

10) Einige Bohrer, von der Stärke einer dicken Stricknadel bis zu der gewöhnlichen eines Nagelbohrers, und dienen dazu, die Löcher zu bohren, in welche

die Beindrähte auf dem Aufstellbrettchen oder den Aesten gesteckt und befestigt werden.

11) Eine kleine Säge. Auch ein kleiner Kamm wird häufig gebraucht.

12) Eine Partie Stecknadeln und einige Nähnadeln, ferner Zwirn und eine Parthie Werg (Flachswerg) zum Formen der künstlichen Körper, auch etwas Baumwolle, Stroh, Heu und anderes grobes Material gelegentlich. Auch einige Streifen alter feiner Leinwand oder Mousselin von 1 bis 4 Zoll Breite, zu Bandagen. Eine Partie weiches Makulaturpapier.

13) Einen Vorrath von mehreren Sorten (unausgeglühten) Eisendraht bester Sorte, d. h. weder spröde und leichtbrüchig, noch splittrig, rissig 2c., in auf einander folgenden Nummern, von der Stärke einer mittelmäßigen Stecknadel bis zur Dicke einer starken Rabenspuhle und drüber. Ausgeglühter Draht taugt zu unserer Manier nicht.

14) Künstliche Augen von verschiedener Größe.

15) Verschiedene Farben, theils trocken, theils als Wasserfarben präparirt, nebst einigen Haar- und Borstenpinseln.

16) Conservirmittel von derjenigen Art, zu welcher man das meiste Vertrauen hat. Außerdem versehe man sich auch mit einer Partie an der Luft zerfallenen, pulverisirten Kalk (sogenannten Mehlkalk), oder zerpulverten Gyps, und zum Reinigen des Gefieders, wenn es Blut- und Schmutzflecke gehabt, mit einer Quantität Haarpuder oder einem Pulver von zerbrochenen reinen Thonpfeifen verfertigt, welche indessen, bei größeren Geschöpfen, namentlich wenn es sich nicht um Fett, sondern bloß um Aufsaugen von Nässe handelt, auch feiner weißer Sand (sogenannter Zinnsand) ersetzen kann. — Auch darf Kienöl, einfaches oder auch besser rectificirtes, und

leicht trocknender Lackfirniß, wie Tamarlack, Kolophoniumlack u. dgl. nicht fehlen. Man gebraucht ferner ein Stückchen Badeschwamm zum Waschen und verschiedene Brettchen und Krückchen zum Aufstellen der Vögel.

Das beste von allen Schutzmitteln gegen Insektenfraß bleibt die nicht genug zu rühmende Arsenikseife (von Bécoeur), in folgender Zusammensetzung. Zuerst wird 1 Unze Seife zerstückelt und in warmem Wasser aufgelöst, und dann die übrigen, gut gepulverten Dinge, als: 2 Unzen Arsenik, 1 Loth Pottasche und 1 Loth ungelöschten Kalk, zugesetzt und durch tüchtiges Rühren gehörig mit einander vermischt, dem man auch wohl etwas Kampfer zufügen kann; oder:

Arsenici albi	2	Unzen,
Saponis	2	-
Kali carbonici	½	-
Calcis vivae	½	-
Camphorae	2	Drachmen.

M. f. c. aq. fervid. q. s. electuar.

Sign. Arsenikalseife, wohlverwahrt. Gift. †††

Diese Mischung wird nun als breiartige Brühe oder dünner Brei, am besten warm, aufgetragen, besonders bei alten aufgeweichten Häuten, und die innere Seite derselben überall damit bestrichen. Ist die Masse hart geworden, so kann sie vor dem Gebrauch leicht mit warmem Wasser aufgeweicht und gehörig verdünnt werden. Der Kampfer kann nach Belieben auch wegbleiben, weil er doch zu bald verfliegt.

Für frei aufgestellte Vögel ist gegen Motten und Staubläuse ein sehr einfaches trocknes Mittel als probat empfohlen; es besteht dieses in fein gepulvertem Eisenvitriol, womit man das Gefieder bis auf die Haut hinab tüchtig einpudert, indem man dasselbe aufhebt, auflockert und so viel wie möglich von diesem

Pulver in die Federn zu bringen sucht, den Ueberfluß aber durch leises Klopfen wieder heraus schafft.

Bei von Insekten stellenweis angegangenen Vögeln betropft man die schadhaften Stellen mit höchst-rectificirtem Terpentinöl.

Alle nicht mit Federn oder Haaren bekleidete Stellen, bei Vögeln und Säugethieren, schützt ein Anstrich von Kienöl oder eine damit abgeriebene Farbe, auch Lackfirniß, doch ist das zu starke Glänzen desselben widernatürlich.

Die Behandlung der Vögel vor dem Ausstopfen giebt Blumenbach folgendermaßen an:

Die auszustopfenden Vögel werden entweder geschossen oder gefangen, selten findet man sie eines natürlichen Todes gestorben.

Die frisch geschossenen Vögel haben häufig große blutende Schußwunden, und sie zu verhüten, steht nur selten in der Gewalt des Schützen, allein er kann verhüten, daß ihr Gefieder zu sehr mit Blut besudelt wird, wenn er 1) die frisch blutenden Wunden, wie auch Mund und Nasenlöcher, mit etwas Werg, Löschpapier oder weichem Makulaturpapier belegt oder verstopft, den ganzen Vogel sauber in weiches Papier wickelt, und nun erst in die Tasche steckt; wenn er 2) den Vogel, welcher flügellahm geschossen und noch lebt, wo er öfter durch ungestümes Flattern die Federn mit Blut besudelt und sich nicht selten sonst noch beschädigt, sogleich tödtet, welches auf folgende Art am besten geschieht: man faßt mit der Hand von oben herab unter die Flügel, so daß man auf einer Seite mit dem Daumen, auf der andern mit den übrigen Fingern die Rippen in der Gegend, wo die Lungen liegen, berührt, und der Art die Lungen so lange zusammendrückt, bis der Vogel nicht mehr athmet, welches sehr bald erfolgt, wenn man nur mit dem Drücken etwas anhält. So tödtet man selbst große

Vögel auf die leichteste Art und ohne ihr Gefieder nur im Geringsten zu beschädigen. Ganz große, z. B. Adler, Trappen u. dgl., strangulirt man, d. h. man nimmt eine dünne Leine, bindet sie an einem Ende an einen festen Gegenstand, macht in der Mitte eine Schlinge, welche man dem Vogel um den Hals legt, und zieht das andere Ende der Leine so lange stark an, bis der Vogel todt ist.

Vögel, welche eine Zeit lang in Gefangenschaft waren, haben oft ihr Gefieder mit ihren Excrementen beschmutzt, welche aber leichter wegzubringen sind, als Blutflecke; aber gegen das Verstoßen und Verstümmeln der Federn solcher Gefangenen vermag leider die Kunst wenig oder nichts. Bloß zerknickte und geknitterte Federpartieen nehmen, wenn sie einige Zeit in kochend heißes Wasser gehalten werden, recht leicht ihre vorige richtige Gestalt wieder an, müssen aber sogleich mit einem trockenen Pulver ordentlich abgetrocknet werden. Mit Vogelleim gefangene Vögel sind nicht wohl tauglich zum Ausstopfen, da der Vogelleim sich sehr schwer aus den Federn bringen läßt. Nach vorläufigem Aufweichen mit Terpentinöl und hinterher mit einem in recht starken Alkohol getauchten Schwämmchen läßt er sich jedoch größtentheils auswaschen, doch darf man bei dieser viel Sorgfalt erfördernden Wäsche die Geduld nicht verlieren.

Einen gefangenen und nicht blutenden Vogel kann man sogleich ausstopfen, wenn er noch warm ist, und man wird mit Vergnügen die Arbeit in weit kürzerer Zeit gedeihen sehen, als wenn man ihn erst wollte mehrere Tage liegen lassen. Allein geschossene Vögel läßt man, damit erst alles Blut gerinne, gern einen oder einige Tage an einem kühlen Orte liegen, ehe man zum Ausstopfen schreitet. Würde man sie noch warm ausstopfen wollen, so würde das noch flüssige Blut sehr viel zu schaffen machen, und viel-

leicht dennoch das Gefieder besudeln. Es ist jedoch nicht anzurathen, während der warmen Jahreszeit die Vögel zu lange liegen zu lassen, weil, besonders bei den kleines Gewürm fressenden und den Sumpfvögeln, die Federn am Bauche und um den Schnabel herum sehr leicht ausgehen. Im Winter können sie dagegen lange liegen, besonders wenn man sie gefrieren läßt.

Hat man in der Zeit zum Ausstopfen die Wahl, so sind freilich die Monate October, November bis in den Mai diejenigen, in welchen die meisten Vögel ihr vollkommenstes Gefieder haben. Allein nur bei wenigen kann man so wählen; man muß oft froh sein, wenn man sie nur haben kann.

Ehe man also zum Ausstopfen schreitet, untersuche man seinen Vogel, ob sich Blut oder sonst Schmutz in seinem Gefieder befindet. Ist dies, so nehme man ein kleines Stückchen Badeschwamm oder auch nur ein Häufchen feines Werg, stelle ein Gefäß mit Wasser zur Hand und tauche das Schwämmchen ein, benetze erst alle schmutzige Stellen, und wische nun damit eine nach der andern nach einerlei Richtung, d. h. von oben nach unten (ja nicht den Federn entgegen), und fahre damit fort, bis sich etwas Blut oder Schmutz aufgelöst und das Schwämmchen davon voll gesogen hat. Dann drücke man es aus und tauche es wieder in's reine Wasser, wische wieder so lange, bis es sich voll Blut gesogen hat, und fahre damit fort, bis die Stelle ganz rein ist. Sind alle Flecken so abgewaschen, so suche man mit dem Schwämmchen das mehrere Wasser abzusaugen, und bestreue die nasse Stelle mit reinem Haarpuder oder gepulverter Stärke. Dies feine Mehl saugt die Nässe in sich, ohne zu kleben. Fein gepulverter Gips oder Mehlkalk thun zwar dieselben Dienste, sitzen aber, als feiner Staub, fester in den Federn, und man muß lange klopfen, bürsten

und wischen, ehe man sie wieder rein herausbringt. Darum ist schon reiner weißer Sand, feinster Sorte, heiß gemacht aufgetragen, viel besser; am allerbesten jedoch fein pulverisirter Pfeifenthon, namentlich von zerbrochenen holländischen (Kölner) Pfeifen; beide lassen sich durch leises Klopfen und Schütteln sogleich ganz rein wieder aus dem Gefieder bringen. Das Pulver wird ganz trocken und recht dick auf die gewaschene Stelle gebracht, sanft angedrückt, und wenn es sich vollgesogen, abgemacht, aber dies wiederholt, bis die meiste Nässe beseitigt; nun das nur noch feuchte Gefieder mit einem spitzigen Instrument aufgelockert, dann wieder trocknes Pulver darauf und hineingestreut, und damit nach jedesmaligem Auflockern wiederholt so lange fortgefahren, bis die Stelle ganz trocken geworden. Nach dieser Verfahrungsart hinterlassen, bei sorgfältiger Behandlung, die größten Blutflecke auch auf dem weißesten Gefieder nicht die geringste Spur.

Will man nun seinem Vogel nachher geschliffene Glasaugen einsetzen, so hole man sie jetzt herbei, suche unter seinem Vorrathe, indem man sie immer mit den natürlichen des vorliegenden Vogels vergleicht, ein Paar passende, die weder zu groß, noch zu klein sein dürfen, aus, male die Iris nach der Farbe der natürlichen Augen mit Wasserfarbe darauf, und stelle sie zum Trocknen einstweilen bei Seite.

Ueber die G l a s a u g e n diene Folgendes: Die besten aller künstlichen Augen sind die von reinem, durchsichtigen, farbenlosen Glase, deren erhabene Oberfläche ein Stück von einer Kugel bildet, während die untere Fläche platt geschliffen und so gemalt ist, wie es die Aehnlichkeit mit dem natürlichen Auge erfordert. Diese Art kommt dem natürlichen Auge am nächsten, das dicke von oben fast halbkugelförmige Glas stellt den Krystallkörper und die ebene Fläche

mit der gemalten Pupille und Iris das Innere des Auges sehr natürlich dar. Das Malen der Iris erfordert allerdings einige Uebung, man wird aber bei solcher bald dahin kommen, sie so zu machen, wie die Natur es vorschreibt, und ein auf diese Art gut gearbeitetes Auge kann dem natürlichen wirklich täuschend ähnlich werden. Ferner sind noch die Pariser Glasaugen, aus gefärbtem Glas mit eingeschmolzener Pupille und hinten mit Drahtstielchen, als ganz vorzüglich zu empfehlen, indem sie, zwar theurer, aber auch lebhafter als alle anderen Arten, in allen Farben zu haben und durch die Glashändler zu beziehen sind.

Der Anfänger, welchem zu seinen ersten Versuchen die Glasaugen zu theuer oder zu mühsam anzuschaffen sein möchten, könnte sich einstweilen auch mit folgendem Surrogat behelfen. Man nimmt nämlich entweder bloß gutes schwarzes Siegellack, oder anstatt dessen folgende Composition:

Schellack 4 Loth,
Venetianischen Terpentin 1½ Loth,
Mohr 1½ Loth,

welche in einem neuen Topfe über gelindem Kohlenfeuer, unter beständigem Umrühren, zusammengeschmolzen werden. Von dieser Masse oder vom Siegellack nimmt man nun so viel, als zu einem Auge erforderlich ist, auf ein Stückchen Draht, indem man dieses etwas warm gemacht hat, und giebt ihm bei einem brennenden Lichte durch beständiges Drehen, Biegen und Hin- und Herschwenkens die Gestalt eines Tropfens oder eines Kügelchens. Hat es nun eine gute Form, so kneipt man den Draht mit der Kneipzange so durch, daß ein kleines Spitzchen vom Draht an dem Auge bleibt; dies wird beim Einsetzen desselben nicht ohne Nutzen sein. Da es nun aber diesem Auge sehr an Glanz fehlt, so muß ihn eine Art Lack-

firniß ersetzen, welcher, wenn das Auge eingesetzt ist, mittelst eines zarten Pinsels äufgetragen wird. Es kann jeder schnell trocknende Bernstein-, Tamar- oder sonstiger Lackfirniß dazu genommen werden.

Die Pupille wird mit recht dicker Oelfarbe gemalt. Das Malen der Iris oder des Augensterns hat seine Schwierigkeiten. Man malt sie mit Wasserfarben. Am schwersten sind die schönen citrongelben oder hochgelben Regenbogen vieler Raubvögelaugen hervorzubringen. Selbst Gummiguttae oder Chromgelb gemischt wird noch nicht lebhaft genug. Am besten thut man, wenn man die ganze Iris mit Gummiguttae übermalt und recht trocken werden läßt; hierauf streicht man Chromgelb oder Rauschgelb, je nachdem die Iris mehr gelb oder mehr feuerfarben werden soll, flüchtig darüber, was aber sehr flink geschehen muß, damit sich der erste Anstrich nicht auflöse und mit dem letzten vereinige.

Schnabel, Beine und andere von Federn entblößte Theile verlieren ihre Farbe nach dem Ausstopfen; nur schwarz ist beständig. Sie müssen daher mit künstlichen Farben aufgefrischt werden. Oelfarben sind dazu nicht zu verwenden. Am besten sind die bloß mit Kienöl abgeriebenen Farben, oder bloße Wasserdeckfarben. Manchmal müssen auch beschädigte oder abgebleichte Federn aufgefärbt werden. Diese Farben, welche genau passen müssen, trägt man mit einem Baumwollenbüschel trocken auf, indem man wiederholt in die trockenen Farben tunkt und das Gefieder damit bestreicht.

Nach dem Einsetzen der künstlichen Augen merke man sich noch das Verhältniß der in Ruhe liegenden Flügel, in Hinsicht ihrer Länge zu der des Schwanzes, ob und wo sie ihn etwa berühren; oder ob und wie weit sie etwa über sein Ende hinausreichen, ob sie wohl der Vogel über unter unter der Schwanzwurzel

trage u. s. w. Dies Alles sind Dinge, die jeder Ausstopfer, damit er beim Ausstopfen nachher nicht auffallende Fehler mache, sich durchaus merken muß oder lieber aufzeichnen sollte.

Vor dem Abbalgen der Vögel verstopfe man dem Vogel den Schnabel und die Nasenlöcher mit Werg, damit während der Arbeit nichts Unreines hervordringen könne. Das Erste, was man dann zu thun hat, ist, daß man den ersten großen Flügelknochen (obern Armknochen) dicht ober dem Gelenk des Ellenbogens zerbreche. Sodann nehme man weiches reines Druckpapier, feuchte es mit Wasser an und reiße es in kleine viereckige Stücke, bei kleinen Vögeln von der Größe eines Quadratzolles, bei größern nach Verhältniß größer, bis zur Größe eines halben Oktavblattes; diese legt man einzeln neben sich hin. Das Papier darf aber nicht gar zu naß, sondern nur feucht sein.

Man lege nun den Vogel auf den Rücken quer vor sich hin, und zwar so, daß der Kopf nach der linken, der Schwanz aber nach der rechten Hand zu liegt, biege mit den Fingern der linken Hand die Federn auf der Mitte der Brust, der Länge nach, auseinander, und mache mit dem Messer einen Einschnitt in die Haut längs dem Brustknochen und so lang als dieser ist. Nun faßt man die Haut auf der vorliegenden Seite des Schnitts und löst sie mit dem Messer behutsam von der Mitte der Brust etwas ab, nimmt sie dann auf den Daumen und drückt sie mit dem Mittelfinger vom Fleische ab bis in die Seite und unter den Flügel, legt nun von dem feuchten Papier einige Stückchen inwendig an die Haut, und drückt es an sie an, so daß es über die Federn hervorsteht. Das feuchte Papier klebt an die Haut leicht an, und hält die Federn von dem Ankleben an das Fleisch ab, erleichtert also die Arbeit und sichert die Federn vor

Schmutz. Nun dreht man den Vogel herum, daß der Vogel gegen die rechte Hand zu liegen kommt, verfährt auf dieser Seite eben so, wie auf der ersten, und die Oeffnung auf der Brust gleicht nun, wegen der am Rande herum angeklebten und sich ausbreitenden Papierstückchen, einem ovalen offenen Becken, aus welchem der ganze Fleischkörper herausgenommen werden muß.

Jetzt bringt man den Vogel wieder in seine erste Lage, sucht den Hals, sammt dem Kropfe und der Luftröhre, etwas nach der Oeffnung herauf zu drücken oder zu ziehen, und durchschneidet ihn inwendig mit einer Scheere, so daß ein ziemliches Stück vom Halse an dem Körper bleibt. Man hüte sich aber, zu tief oder gar ins Fell zu schneiden, welches sehr üble Folgen beim nachherigen Ausstopfen haben würde. Hierauf fasse man den am Körper gebliebenen Halsstutzel mit der linken Hand, indem man mit der rechten die Haut bis in die Gegend des zerbrochenen Flügels zurückstreift. Bei großen Vögeln erleichtert man sich die Arbeit gar sehr, wenn man den Halsstutzel in das untere Ende eines an der Decke des Zimmers befestigten Bindfadens schleift, so daß der Vogel daran frei in der Luft hängt; denn bei großen Vögeln läßt sich bie Haut nicht so leicht mit einer Hand von den Schultern streifen, Sehnen und Bänder halten fester und müssen mit beiden Händen mit Hülfe des Messers gelöst werden. An dem Bruche des Flügels schiebt man den Knochen aus dem Fleische und löst dies an dem Gelenke ab, so daß nun der Flügel vom Rumpfe getrennt ist, aber an der Haut dieses hängt. Sind beide Flügel so weit, streift man die Haut rückwärts immer weiter ab, unterläßt aber nicht, an allen Stellen, wo die Federn am großen Einschnitte etwa das Fleisch oder das Innere der Haut berühren möchten, feuchtes Papier von Zeit zu Zeit anzukleben;

denn nicht selten stößt man hier und da ein Stück davon ab, und man darf sich deswegen die Mühe nicht verdrießen lassen, es wieder anzukleben. Auf dem Rücken sitzt, zumal bei manchen Vögelarten, z. B. den Tauben, dem Kuckuk, Pirol u. a. m., die Haut sehr fest, und ist dabei sehr dünn und wenig haltbar; man muß daher zum Ablösen derselben das Messerheft oder die Nägel gebrauchen; hier zu schneiden ist zu gefährlich, und es ist überhaupt nur da anzuwenden, wo es durchaus nicht anders gehen will. Hat man nun die Haut bis über die Schenkel herabgestreift, so faßt man mit der einen Hand das Bein von außen, und schiebt es in die Höhe, indem man mit der andern die Haut über das eigentliche Knie zu streifen sucht, und so immer weiter fortfährt, bis man an das Fersengelenk (das fälschlich sogenannte Knie) kommt; nun zerbricht man mit den Fingern oder mittelst einer Zange den Beinknochen dicht unter dem Kniegelenk, schiebt ihn aus dem Fleische heraus, und löst das Fleisch ab. Hierdurch ist nun das Bein vom Rumpfe getrennt, der Beinknochen von allem Fleische gereinigt, hängt aber noch in der Haut, die ihn umgab, mit der Haut des Rumpfes zusammen. Ist endlich die Haut vom Bauche und Unterrücken abgestreift, und man bis zum Steiße gekommen, dann habe man auf zwei runde Körper Acht, die man nicht zerschneiden darf, über welche vielmehr der Schnitt durch ein Gelenk der Schwanzwirbelknochen mit dem Messer gemacht und nun der After vollends mit der Scheere abgelöst wird. Diese neben dem Steiße liegenden, rund scheinenden Körper sind die Kiele der Schwanzfedern, die an ihrer Basis so dicht an einander gefügt und nur mit wenigen Muskeln in rundlicher Form bedeckt sind. Zerschneidet man sie unvorsichtiger Weise, so fallen die Schwanzfedern aus.

Jetzt putze man alle etwa noch an dem in der Haut

bleibenden Stücke des Schwanzknochens oder sonst in dieser Gegend sitzen gebliebenen Fleischtheile mit dem Messer rein weg, nehme etwas klares Werg, zupfe es in die Länge und umwickele damit den Beinknochen in der Dicke und Form, wie er vorher mit Fleisch umgeben war, den einen genau so wie den andern, mache aber die künstlichen Schenkel ja nicht zu stark. Dann bestreiche man die Haut inwendig, besonders tüchtig am Bürzel, mit Giftseife, streife nun die Schenkel über, und bringe die Federn derselben durch wiederholtes Drücken und Hin- und Herrollen zwischen den Fingerspitzen wieder in Ordnung, worauf man auch Steiß und Schwanz umwendet.

Sollten etwa die Beinknochen zerschossen sein, so muß man sie durch künstliche zu ersetzen suchen. Ein Stückchen Draht oder auch Holz von der Länge des Knochens, in den abgebrochen Stummel oder ins Gelenk gesteckt und nachher auf obige Weise umwickelt, macht allenfalls jenen Knochen entbehrlich, jedoch muß man in diesem Falle den Beindraht, welcher nachher den ganzen Vogel tragen soll, etwas behutsamer einschieben, damit man den künstlichen Schenkel nicht aus seiner Lage bringe.

Man geht hierauf an's Abbalgen des Halses, indem man den Kopf in die linke Hand nimmt und den Hals, nebst Schlund und Gurgel, herausdrückt, dann den Kopf bis an die Ohren überstreift, die Häute derselben mit einem starken Pfrieme heraushebt und so die Kopfhaut bis über die Augen abzieht. Die Ohren muß man ganz mit ihren Häuten aus ihrer Höhle herausheben, sonst würde die Oeffnung zu groß werden, und die sie umgebenden Federchen würden sie nicht verdecken. Die Augen sind ebenfalls Theile, welche die größte Aufmerksamkeit erfordern. Die Kopfhaut muß ganz über selbige hinweggestreift werden, so daß der ganze Augapfel frei da liegt und nur

noch von einem feinen Häutchen bedeckt ist; jetzt thut man einen Schnitt mitten über den Augapfel, bloß durch das Häutchen; das Auge tritt dadurch plötzlich hell hervor, und die Augenliderränder bleiben unverletzt. Versieht man es und schneidet nicht genau in der Mitte quer über den Augapfel die Häutchen entzwei, so beschädigt man die Augenlider, wodurch ein lebhafter Blick an dem nachher ausgestopften Vogel verloren geht. Auch darf der Augapfel nicht zerschnitten werden, weil sonst die ausfließende Feuchtigkeit viel verderben könnte; er wird jetzt vielmehr behutsam aus seiner Knochenhöhle herausgenommen und weggeworfen. Wenn nun die Haut bis an die Schnabelwurzel, so weit vor, wie nur möglich, abgezogen, was sehr wichtig ist, damit sie hier und auf der Stirn tüchtig vergiftet werden kann, weil diese gerade eine der anlockendsten Stellen für Insektenfraß ist, schneidet man den Schädel mit der Scheere, bei großen Vögeln mit einem Messer, einer Kneipzange oder einer kleinen Säge, aus der Augenhöhle gerade nach dem Genick zu, rund herum durch, schneidet ferner im rechten Winkel mit dieser Linie die Kinnladen durch, und nimmt so das abgeschnittene Stück des Kopfes mit dem daran hängenden Stücke Halses als unnütz weg, und holt das Gehirn, wenn man will auch die Zunge, aus den in der Haut sitzen bleibenden Theilen des Kopfes. Es bleibt also im Kopfe der auszustopfenden Vogels nur die obere Hälfte des Schädelknochens, nebst einem Theile der Augenhöhlen und der Kinnladen.

Nachdem man auch nun diese Theile inwendig tüchtig mit dem Conservirmittel eingeschmiert hat, wäre das Abbalgen bis auf die Flügel beendigt. Bei allen kleineren Vögeln, bis zur Größe der Lerchen, ist es unnöthig, sie abzubalgen, weil die wenigen in denselben befindlichen Fleischtheile bald vertrocknen,

doch muß man sie von unten aufschlitzen und Gift hinein zu bringen suchen; hingegen bei allen größeren Vögeln müssen auch sie bis an die Spitze abgestreift, das Fleisch herausgenommen und etwas Werg dafür hineingelegt werden. Man thut aber wohl, dies etwas mühsame Geschäft nicht eher vorzunehmen, als bis der Kopf und Hals bereits ausgestopft sind, weil das rasche Ausstopfen dieser Theile viel zur Schönheit des Vogels beiträgt. Das Abbalgen der Flügel wird auf zweierlei Art bewerkstelligt. Die leichteste und sicherste Manier ist die: man schneidet die Haut des Flügels auf der untern Seite desselben von einem Gelenk bis zum andern auf, sucht sie mittelst der Nägel und des Messers vom Fleische so weit zu trennen, daß man dieses stückweise herausschneiden und die Knochen davon reinigen kann; hierauf wird das Conservativ eingerieben, so viel Werg hineingelegt, als vorher Fleisch darin war, und nun die Haut darüber gezogen. Die Oeffnung braucht man nicht zuzunähen, auch kann diese Arbeit erst vorgenommen werden, wenn bereits der ganze Vogel ausgestopft ist.

Hat man einen Vogel, dessen Brust schöne und feine Zeichnungen hat, die leicht durch eine Naht an diesen Theilen verschoben oder verdorben werden könnten, so kann man ihn auch auf dem Rücken aufschneiden.

Es giebt auch Vögel, welche, vorzüglich am Kopfe, Nacktheiten oder von Federn entblößte Stellen haben, welche nachher durch's Trocknen sehr zusammenschrumpfen und ihre Gestalt verlieren. Wenn man diesem Uebel auch nicht immer nach Wunsch steuern kann, so ist es doch zuweilen möglich. Es ist Regel, alle Theile abzuziehen und auszustopfen, an denen dies möglich ist, und sich nicht auf's bloße Trocknen zu verlassen. So wird z. B. die nackte Bläße an der Stirn der Wasserhühner durch bloßes Trocknen ganz unge-

staltet; hat man sie hingegen sorgfältig abgebalgt und da, wo sie sitzt, zwischen Haut und Knochen etwas Baumwolle gelegt, so behält sie nachher ihre natürliche Gestalt vollkommen.

Die Hauptsache beim eigentlichen Ausstopfen der Vögel ist ein gutes Augenmaß, damit man den künstlichen Körper genau nach dem natürlichen gestalte. Erstlich formt man einen künstlichen Hals aus Werg, macht ihn aber um ein Drittel kürzer als den natürlichen, und so dick, als dieser mit Schlund und Gurgel zusammengenommen ist. Bei kleinen Vögeln braucht man dazu nichts als feines Werg, das sich recht dicht und eben wickeln läßt, ohne aufzugehen; bei größeren Vögeln jedoch, namentlich langhalsigen, nimmt man erst einige oder mehrere Strohhalme, die gleichmäßig mit Werg umwickelt werden; um ein glattes Fabrikat zu erhalten, umwickelt man es noch mit Zwirn. Das eine Ende der Wurst steckt man in die offene Höhle des in der Haut gelassenen Schädels, und stopft so viel feines Werg bei, bis er so fest als möglich sitzt.

Auch darf, zumal bei größeren Vögeln, durchaus nicht vergessen werden, dicht unter dem Abschnitt des Schädelknochens so viel Werg um den eingesetzten künstlichen Hals zu wickeln, daß dadurch das abgeschnittene Stück des natürlichen Schädels und so das das Genick ersetzt werde. Nun zupft man etwas Werg in die Länge, und schneidet es mit der Scheere in die Quere ganz kurz, damit keine langen Fasern darunter bleiben. Die kleinen Fasern des geschnittenen Wergs, welche neben dem künstlichen Auge oder aus dem nachher geschlossenen Schnabel zuweilen einzeln zum Vorschein kommen, lassen sich leicht wegzupfen, ohne das Ganze dadurch in Unordnung zu bringen, welches bei nicht geschnittenem Werg durchaus nicht zu vermeiden sein würde. Von diesem ge-

schnittenen Werg formt man nun, indem man es etwas anfeuchtet, zwei Kugeln, so groß, daß sie gerade die Augenhöhlen ausfüllen, und so den natürlichen Augapfel vorstellen; auch drückt man etwas davon unter die Kehle, doch hier ja nicht zu viel, weil es sonst das Ueberstreifen der Haut erschwert. Das Anfeuchten des Werges in den Augenhöhlen hat den wesentlichen Vortheil, daß es das Austrocknen der Augenlider verhindert, welches sonst oft eher erfolgen würde, ehe man im Stande wäre, die künstlichen Augen einzusetzen. Wäre nun auf diese Art Kopf und Hals gebildet, so fange man an, die Haut allmälig überzustreifen, und streiche sie mit der Hand auf dem Scheitel glatt, ziehe die Augenlider, mit der Pincette, in ihre natürliche Lage; lockere mit einem Pfriemen das Werg in den Augenhöhlen, durch die Augenspalte, gehörig auf, drücke die Federn um dasselbe und auf den Wangen sanft an, damit alle in Ordnung kommen, und stopfe noch so viel geschnittenes Werg zum Schnabel hinein, als erforderlich ist, auch der Kehle ihre gehörige Form zu geben.

Man legt jetzt den natürlichen Rumpf des Vogels vor sich hin und formt darnach einen künstlichen aus Werg, bei größeren Vögeln auch wohl aus feinem Heu oder aus trockeenen Seegras (Zostera marina), bei großen aus Stroh (Roggenstroh), das etwas angefeuchtet sein kann, damit es sich recht dicht zusammenwinden lasse, das endlich, gleich dem Heu oder Seegras, von außen ganz eben, jedoch nur dünn, mit Werg umwunden und dann mit Bindfaden umwickelt wird. Stroh ist zu den Rümpfen großer Vögel das vorzüglichste Material und kann nicht genug empfohlen werden, nicht allein der größern Wohlfeilheit, sondern hauptsächlich des geringen Gewichts wegen; denn ein Strohrumpf für z. B. einen Schwan, Geier u. dgl. wiegt kaum den dritten Theil von dem,

was ein bloß aus Werg geformter, für denselben Vogel, an Gewicht hat, was nachher bei ausgestopften Vögeln dieser, ja jeder Größe alle Beachtung verdient.

Jener Klumpen wird nun so lange zusammengedrückt, gewunden und mit Zwirn oder Bindfaden umwickelt, bis er genau Form und Größe des natürlichen Rumpfes hat. Damit aber nachher die einzusteckenden Drähte, welche dem Vogel Haltung und Festigkeit geben sollen, recht gut befestigt werden können, so muß der künstliche Rumpf auch so fest als möglich gewickelt werden. Hat er so ungefähr die Gestalt eines Eies, so drückt man noch oben, wo der künstliche Hals aufgesetzt werden soll, mit den Fingern eine kleine Vertiefung hinein, und schiebt ihn nun in die Oeffnung der Haut nach dem Steiße zu, indem man sich bemüht, die Haut von allen Seiten aufwärts zu ziehen, damit der Steiß dicht an dem Wergrumpfe ansitze. Hierauf sucht man ihn auch oberwärts in die Haut zu bringen, setzt den künstlichen Hals in die für ihn bestimmte kleine Vertiefung, und zieht nun das Fell von allen Seiten so zusammen, daß sich der Schnitt auf der Brust vollkommen schließt, welches Nadel und Zwirn nun vollends beenden. Kleine Vögel braucht man kaum zuzunähen, jedoch kann es auch nicht schaden, wenn man diese kleine Mühe noch daran wendet.

Bei diesem Geschäft ist noch vorzüglich zu bemerken, daß man sich hüte, die Halshaut zu sehr in die Länge zu zerren, weil sie sich sonst da, wo der künstliche Hals an den Wergrumpf gesetzt wird, leicht sacken oder in Falten schlagen könnte, und dies von sehr unangenehmen Folgen sein würde. Man thut daher sehr wohl, wenn man, sobald die Halshaut gehörig übergestreift und die Federn etwas in Ordnung gebracht sind, die Haut etwas rückwärts nach dem Kopfe zu schiebt, damit sie sich an der künstlichen

Halswurzel nicht zu sehr häufe. Die Halshaut muß länger als der künstliche Hals sein, weil man diesen um $\frac{1}{3}$, ja oft um $\frac{2}{5}$ kürzer macht, als der natürliche Hals war. Dies letztere geschieht darum, weil der natürliche Hals, S-förmig gebogen, mit dem größten Theil dieser Krümmung in der Brusthöhle liegt, und bei vielen Vögeln im Leben fast nie so ausgestreckt wird, daß er ganz die S-Form verlieren sollte; der künstliche Werghals hingegen nie so stark in jene Form gebogen werden kann, daher viel kürzer als der natürliche Fleischhals sein muß, dies jedoch immer bei von Natur langhalsig sich tragenden weniger als bei kurzhalsigen Vögeln.

Man bemüht sich nun, alle noch struppigen oder verzerrten Stellen des Gefieders in Ordnung zu bringen, indem man die Federn dieser Stellen zu wiederholten Malen mit den Fingern, oder mit einem Pfriemen, oder durch Hineinblasen aufsträubt und wieder niederdrückt, zupft und streicht, bis sie in ihre natürliche Lage kommen. Auch der Kopf, die Flügel und alle anderen Theile werden in Ordnung gebracht und gelegt, und die Arbeit des Ausstopfens wäre damit beendigt.

Zu empfehlen wäre vielleicht noch, daß man das Ausstopfen unmittelbar auf das Abbalgen folgen lasse und so rasch wie möglich arbeite.

Zum schnellen Abtrocknen der Federwäsche ist feiner, ganz weißer Sand, wie er zum Putzen der Zinngeräthe oder als Stubensand gebräuchlich, am besten; er wird recht dick, aber zuvor heiß gemacht, aufgestreut und darauf gedrückt, schluckt schnell die Nässe in sich, wird dann abgeschüttelt und wiederholt so lange trockner heiß aufgestreut und aufgedrückt, bis er keine Feuchtigkeit mehr vorfindet, von selbst trocken wieder aus den Federn fällt und die Stelle den übrigen völlig gleich geworden ist. Mit ihm geht das Trocken-

machen schneller, als mit anderen oben angegebenen Mitteln, und er läßt sich leicht ausklopfen, ohne anhängenden Staub zurück zu lassen, was jene oft thun, und dadurch dunkelfarbiges Gefieder mindestens eine Zeit lang entstellen.

Zuweilen werden auch Vögel unausgebalgt und sammt den Eingeweiden in Spiritus aufbewahrt und darin verschickt; solche sind nach Jahren noch brauchbar, und nicht allein für die Anatomie von großem Interesse, sondern auch der Plastik in so fern nicht entzogen, daß, wenn im Wasser, mittelst eines Schwämmchens, der Spiritus aus dem Gefieder gewaschen und dies auf obige Weise trocken gemacht ist, sie abgebalgt und ausgestopft werden können; weil der Spiritus aber Alles sehr zähe macht, ist bloß das Abbalgen etwas mühsamer. Da überdies an so längere Zeit in Spiritus gelegenen Stückchen ein eigenthümlicher Geruch haftet, der sie gegen alle äußere, wo nicht gegen alle Zerstörung von Insekten schützt, so ist dieser eine noch besonders zu schätzende Zugabe, wenn er auch während der Arbeit sehr belästigt.

Sollte Jemanden, der das Abbalgen nicht versteht und den Ausstopfer nicht in der Nähe hat, um einen zu Händen gekommenen seltenen Vogel jenes für eine kürzere Zeit zu umständlich scheinen, dem wäre etwa Folgendes anzurathen: Man mache sich eine Mischung von 3 Theilen Kochsalz und 1 Theil zerkleinertem Alaun, schlitze dem Vogel die Bauchhaut am After, etwa 1 bis 2 Finger breit, der Länge nach auf, und erweitere so die natürliche Oeffnung desselben, zerre nun durch selbige mittelst eines Häkchens sämmtliche Eingeweide rein heraus, stopfe dann auf diesem Wege den hohlen Rumpf dicht mit jenen Salzen aus und verschließe die Oeffnung von außen mit einem wenig Werg, damit jene nicht herausfallen können; dann spreitze man den Schnabel auf, schiebe mit einem

Fallstöckchen so viel von den Salzen und so tief als möglich in den Schlund hinab, und fülle auch diesen und endlich den Rachen damit an, wo auch hier durch Umwickeln von etwas Werg der Schnabel zugehalten und das Herausfallen jener verhindert wird. Nun sauber in Papier u. s. w. verpackt, halten sich die Vögel von Drosselgröße bis zu sehr großen, selbst an warmen Sommertagen, jene und selbst schnepfenartige 4 bis 5, größere bis 8 und mehr Tage, ganz gut, können dann, wenn man die Salze herausgenommen und was sich davon aufgelöset, ausgewaschen, eben so gut wie ganz frische ausgebalgt und ausgestopft werden.

Wenn man den Vogel aufstellen will, legt man ihn vor sich hin, und mißt die Länge des Halses und der Beine, um danach die Drähte einzurichten, welche in diese Theile kommen sollen, giebt aber an den ersteren soviel in der Länge zu, daß er in die Hälfte des Körpers reicht, und an den Beindrähten so viel, daß sie oben so tief in den Rumpf reichen, daß sie diesen beinahe bis in die Gegend der Schultern durchstechen und unter den Fußsohlen ein verhältnißmäßiges Stück übrig bleibt, um nachher den Vogel damit auf ein Brett oder einen Ast befestigen zu können. Die Länge des Drahtes, welcher durch den Steiß kommt, bestimmt das Augenmaaß, d. h. er muß durch diesen hindurch so weit in den Rumpf reichen, daß er den Schwanz zu tragen im Stande ist; so auch die Drähte, womit die Flügel befestigt werden sollen. Man sucht jetzt unter seinem Vorrath diejenige Nummer aus, welche zur Größe des Vogels paßt, z. B. zu kleinen Vögeln, als Finken, Rothkehlchen u. dgl., nimmt man ihn von der Dicke einer mittelmäßigen Stecknadel (welcher auch unter der Benennung: Band- oder Bindedraht bekannt ist); zum Zeisig oder oder Zaunkönig gebraucht man ihn eine Nummer

schwächer und zum Seidenschwanz eine Nummer stärker. Wenn er zum Sperber die Dicke einer starken Stricknadel haben muß, so kann er zur gemeinen Ente die Stärke einer Krähenspule und zum Trappen die einer Rabenspule haben. Stärker braucht man ihn selten, er ist so zu den größten einheimischen Vögeln hinreichend stark genug, denn da er nicht ausgeglüht wird, ist er auch weit steifer, und trägt folglich auch weit besser, als geglühter Draht.

Zu starker Draht, welcher in keinem richtigen Verhältnisse zur Größe des Vogels steht, läßt sich die nöthigen Biegungen nur mit Mühe und Anstrengung geben, und platzt zuweilen bei kleinern Vögeln sogar die Beinhaut von einander, welches ein äußerst unangenehmer Umstand ist.

Hat man so die nöthige Nummer zu den Beindrähten ausgesucht, so wählt man zum Halse und Schwanze um eine Nummer schwächeren, und zu denen, welche durch die Flügel kommen sollen, wieder um eine Nummer schwächeren Draht, kneift ihn zur gehörigen Länge durch und spitzt ihn mit der Feile an einem Ende zu. Die Spitze muß jederzeit recht schlank zugespitzt und recht glatt gefeilt werden, damit sie ohne großen Widerstand durch die Beine und in den Wergkörper gebohrt werden können; denn wenn man hierzu viel Gewalt anwenden müßte, würde man das Ganze leicht in Unordnung bringen, und dadurch unnützen Aufwand an Zeit und Mühe herbeiführen. Will man sich nun bei sehr großen Vögeln noch etwas erleichtern, so kann man die Beindrähte, so weit sie unten dazu dienen sollen, die Füße auf dem Äste oder dem Brette zu befestigen, ausglühen. Der starke Draht wird sich dadurch weit besser biegen lassen; er darf nur aber nicht weiter herauf ausgeglüht werden, als bis zu der Stelle, wo er gebogen werden soll. Bei kleinen Vögeln bedient man

sich, die Flügel zu befestigen, mit Bequemlichkeit der Stecknadeln; bei Schwimmvögeln gebraucht man, weil die Tragfedern schon eine gute Unterstützung geben, für jeden Flügel nur einen Draht, für Raubvögel müssen es aber, der großen schweren Flügel wegen, zwei sein. Will man den Vogel jedoch nicht in ruhiger Stellung, sondern fliegend, oder mit aufgehobenen oder ausgestreckten Flügeln haben, so braucht man für jeden Flügel ein einziges, aber auch so langes Stück Draht, von der Stärke des Halsdrahtes, daß es in dem Flügel entlang bis tief in den Rumpf reicht, oder vielleicht, wenn Letzteres beabsichtigt wäre, ein solches, das quer durch den Rumpf und durch beide Flügel bis in die Spitzen derselben geht.

Hat man jetzt seine Drähte gespitzt, so lege man den Vogel auf den Rücken so vor sich hin, daß der Kopf der linken Hand zu liegt, halte mit der linken Hand den Rumpf und stecke durch den Steiß den dazu bestimmten Draht bis in den Rumpf, wodurch nun der Schwanz in gerader Richtung, so wie er liegt, befestigt ist. Jetzt drehe man den Vogel um, so daß der Kopf gegen die rechte Hand, der Vogel aber noch auf dem Rücken liegt, rücke den Werghals auf seine Stelle in die Vertiefung des Wergrumpfes und stecke den Halsdraht von oben mitten durch den Schädel, in dem Werghalse entlang, so weit in den Wergrumpf hinein, daß die Spitze desselben bis in die Schenkelgegend reicht, kneife hierauf das Uebrige dicht auf dem Kopfe ab, oder drücke den Draht gleich so tief hinein, daß auf dem Kopfe nichts mehr davon hervorragt, und ziehe die Kopfhaut etwas in die Höhe, damit von dem Drahte auch keine Spur mehr zu sehen sei. Es ist nämlich nothwendig, daß die Kopfhaut, wenn hier vielleicht die Federn aufgerichtet werden sollen oder eine wirkliche Haube vorhanden, verschiebbar oder etwas bewegbar bleibe; man hüte sich

jedoch, das abgekniffene Ende des Drahtes bei dieser Manipulation zugleich auch aus dem Schädelknochen zu ziehen: dies könnte wenigstens den Anfänger in Verlegenheit setzen.

Jetzt hat der Balg schon einige Steifheit erhalten. Der Vogel wird nun so gedreht, daß man die Beindrähte, die jetzt an der Reihe sind, einstecken kann. Indem man die Fußsohlen mit der Spitze des Drahtes durchbohrt, schiebt man diesen hinter dem Knochen des sogenannten Schienbeins in der hornartigen Haut der Füße in die Höhe, in gerader Richtung durch das sogenannte Knie, am Schenkelknochen durch das darum gewickelte Werg hinauf, bis an's Ende des künstlichen Schenkels. Nun rückt man den Schenkel auf den ihm angehörigen Fleck, stark nach vorn (wo das Gelenk des eigentlichen Kniees im Leben des Vogels zu sitzen pflegt) und seitwärts an den Rumpf, und schiebt den Draht so weit in diesen hinein, daß er in der Gegend der Schulter der andern Seite beinahe wieder herauskommt. Mit dem andern Beine wird ebenso verfahren, beide Drähte also (wohl zu merken) in schräger Richtung durch den Rumpf gestochen, so daß der Draht des rechten Beines, wenn er ganz und gar durch den Rumpf gestochen werden sollte, an der linken Schulter und der des linken an der rechten Schulter herauskommen würde. Es macht dieser Kunstgriff den Vogel weit fester, als wenn die Beindrähte gerade der Länge nach in den Rumpf gesteckt werden. Noch ist ferner zu bemerken, daß man zum Erleichtern des Einsteckens der Drähte, mit der Hand, in der man den Draht hat, stets eine hin und her drehende Bewegung macht, als ob man bohrte; und daß man es sich selbst bei kleinen Vögeln bequem machen kann, wenn man jenen in eine sogenannte Schiebezange (wie sie die Uhrmacher haben) festklemmt, während man bei großen Vögeln, wo viel mehr Gewalt zu

diesem Geschäft erforderlich, eines Feilklobens bedarf, welchen man an den Draht schraubt, um diesen fester halten zu können.

Da nun die Beindrähte schräg im künstlichen Körper stecken, so stehen auch die Beine etwas aus einander. Sie werden jetzt zusammengedrückt, daß sie parallel stehen, und am sogenannten Knie etwas gebogen, der Vogel auf die Seite gelegt, der Flügel am obern Gelenk gefaßt und der Knochensturzel des Oberarms etwas in die Höhe gedrückt, der Flügel in Ordnung gebracht, wenn's nöthig ist, etwas nach dem Kopfe oder dem Schwanze zu gezogen, damit er in Hinsicht seiner Länge zu der des Schwanzes in die richtige Lage komme, die Tragfedern in den Seiten aufgehoben und so der Flügel in die Lage gebracht, in der er beim Leben des Vogels war. Jetzt wird er mit einem spitzigen Draht, bei kleinen Vögeln mit einer Stecknadel am Ellenbogen durchstochen, und so am Rumpfe befestigt. Hat der Vogel etwa sehr große Flügel und wenig oder keine Tragfedern, wie die meisten Raubvögel, so sticht man durch die Handknochen noch einen zweiten Draht durch den Flügel in den Körper, wodurch der Flügel, wenn auch jetzt noch nicht, doch nach dem Austrocknen ganz fest wird. Diese Flügeldrähte, welche am Ende ein wenig hakenförmig umgebogen sind, werden so tief eingesteckt, daß sie, oder bei kleinen Vögeln die Köpfe der Stecknadeln, ganz mit Federn verdeckt werden können. Sollte der Hinterflügel (die Sekundarschwingen) sich brauschen und dies durch Niederdrücken sich nicht beseitigen lassen wollen, wird einstweilen ein ohngefähr wie eine 7 gebogener Draht, welcher an einem Ende zugespitzt ist, mit diesem wagerecht in die Seite des Rumpfes gesteckt, so daß hier die untere Kante des Flügels auf ihm ruht, während der andere, längere und etwas gebogene Schenkel des Winkels jene wi-

derspenstige Federpartie niederhält, bis dieser Draht nach dem Trocknen wieder weggenommen werden kann. Es wirkt ein solcher besser als eine Binde, weil unter ihm auch einzeln verschobene Federn sich leichter ordnen lassen, und wird besonders dann gute Dienste leisten, wenn man den Flügel im Ganzen abgebalgt und ausgestopft hatte, ohne Knochen darin zu lassen.

Will man aber seinen Vogel in fliegender Stellung oder mit aufgehobenen Flügeln darstellen, so gebraucht man weder Nadeln noch die beschriebenen kurzen Flügeldrähte, sondern es kommt entweder in jeden Flügel ein langer Draht, welcher vorn in den Handknochen unter der Hand entlang durch beide Gelenke in gerader Linie durch den zu haltenden Flügel tief in den künstlichen Rumpf gesteckt wird, oder ein solcher, von doppelter Länge, wird gleich in Einem fort, durch den ersten Flügel quer durch den Rumpf, und dann auch durch den andern Flügel geschoben. Er wird jetzt, um den Flügeln eine beliebte Stellung zu geben, in den Gelenken zurecht gebogen u. s. w.

Nachdem man noch die künstlichen Augen eingesetzt, die Augenlider mit Hülfe einer spitzigen Pfrieme darüber gezogen und so geschoben und angedrückt hat, wie sie am lebendigen Vogel waren, holt man ein Brettchen, welches, wenn der Vogel auf einem Aste sitzen soll, mit einer hölzernen Krücke versehen sein muß, und bohrt durch diese oder das Brettchen zwei kleine Löcher, worin die Beindrähte befestigt werden. Es kommt auf die Größe des Vogels an, wie weit diese Löcher von einander entfernt sein müssen, hier läßt sich kein Maaß angeben; beide Beine müssen ziemlich parallel, nur etwa unten nicht enger als oben, sondern eher unten ein klein wenig gespreizt stehen, wenn der Vogel in einer ruhigen Stellung ist. Soll er aber in einer andern Stellung z. B. fortschreitend

dargestellt werden, so erfordert es Einsicht und Geschicklichkeit, die Beine des Vogels so zu stellen, daß beide auf einer geraden Linie, welche die Mittelzehen beider angeben, fortschreiten, namentlich wenn er zu den langbeinigen gehört, in welchem Falle auch die sogenannten Fersen nicht den Boden berühren dürfen. Wenn die Enden der beiden unter den Fußsohlen herausgehenden Drähte in diese Löcher gesteckt sind, werden sie auf der entgegengesetzten Seite des Brettes oder Astes umgebogen, daß sie sich nicht wieder herausziehen können, und es wird nun durch Biegung der übrigen Drähte dem Vogel mit Drücken, Streichen u. s. w. jede beliebige Stellung gegeben, das Gefieder mit der Pfrieme möglichst geordnet und der Schnabel zugemacht, wenn er nicht etwa offen bleiben soll. Man bedient sich hierzu entweder der Stecknadeln oder eines Fadens, welcher, wenn der Vogel völlig trocken ist, wieder weggenommen wird, oder man leimt den Schnabel zu. Weiche, dünne und zugleich lange Schnäbel, welche sich leicht verwerfen und aus der Form trocknen, müssen in ihrer ganzen Länge mit einem Faden umwickelt werden und so verbleiben, bis sie völlig ausgetrocknet sind, man mag sie zuleimen oder nicht.

Bei sehr langhalsigen Vögeln ereignet es sich zuweilen, daß der Halsdraht, indem man dem Halse die natürliche Biegung und vielleicht eine Stellung gegeben, wo er aus dem Gleichgewicht kommt, sich in dem Rumpfe dreht, und der Hals die ihm eben gegebene Stellung nicht behalten will. Diesem Uebel hilft man sogleich dadurch ab, daß man von außen einen langen Draht durch die untere Hälfte des Halses, etwas schräg oder mit einer geringen Neigung nach unten, in den Rumpf steckt, jedoch so, daß man auswendig von dem Drahte nichts bemerkt. Es ist

ein sehr leichtes und nie seinen Zweck verfehlendes Mittel.

Wenn die Schwanzfedern in Ordnung gebracht worden sind, so werden sie durch eine angelegte Klemme von Steifpapier während des Trocknens in derselben erhalten. Dies ist ein durchaus nothwendiges Stück, weil sich die Schwanzfedern ohne eine solche Klemme verwerfen und das Ganze verunstalten würden. Sie wird bei großen Vögeln von Holz gemacht, im ersteren Falle zugebunden, im zweiten mit einer oder wenigen durchgestochenen Stecknadeln zusammengehalten. Da ferner die obere Fläche des Schwanzes der Breite nach mehrentheils convex, die untere im Gegentheil concav ist, so muß hiernach auch die Klemme eingerichtet, d. h. gebogen sein. In gleicher Flucht völlig horizontal neben einander liegen die Schwanzfedern nur bei wenigen Gattungen, z. B. bei den Scharben oder Kormoranen, denen also eine ganz gerade Klemme angelegt werden muß.

Jetzt wäre der Vogel nun so weit, um dem Trocknen ausgesetzt werden zu können, welches bei mäßiger Ofenwärme am besten geschieht, jedoch auch in einem sonst trocknen Zimmer allmählig bewirkt werden kann. Während des Trocknens muß man jedoch zuweilen nachsehen, ob sich nicht etwas verschoben habe, auch wohl die Bandagen abnehmen und untersuchen, ob sie vielleicht anders und besser angelegt werden können, u. a. m. So müssen auch die Federn, welche aufgesträubt stehen sollen, während sie dem Trocknen ausgesetzt sind, öfter aufgelockert werden, sonst möchte es nicht nach Wunsch gerathen, weil sich gewöhnlich das ganze Gefieder durch das Trocknen glatter an den Körper anlegt. Ist so der Vogel recht trocken, welches man daran erkennt, wenn die Zehen völlig hart sind und sich nicht mehr biegen lassen, und hat er einen Geruch bekommen, der dem des eben aus dem Back-

ofen kommenden Brotes ähnelt, so ist er fertig. Stand er auf dem Ofen, so nimmt man jetzt, nachdem er kalt geworden, die Binden, die Schwanzklemme, die Nadeln oder Nägel, womit die Zehen ausgespannt waren, und andere äußerlich, bloß vorläufig bis hierher angebrachte Stützen, Spannungen, Spreizen u. dgl. weg, weil nun alle Theile nach dem Trocknen die beabsichtigte Form behalten werden.

Aufgelegte Vögel sind solche, wo die wirklichen Federn des Vogels in natürliger Lage und Ordnung so auf Papier geleimt sind, daß man ein solches Stück gewissermaßen mit einem Gemälde vergleichen kann; halbe Vögel hingegen solche, wo ein ausgestopfter Vogel durch den Schnabel und ganzen Körper in zwei Hälften gespalten, und diese an die hintere Wand in einem Glaskasten befestigt sind, so daß die zwei Hälften zwei Vögel vorstellen können. Beides sind höchst erbärmliche, wo nicht gar völlig unnütze Kunststücke, die allenfalls zur Belustigung dienen können, aber übrigens für den Naturhistoriker einen reellen Nutzen durchaus nicht haben.

Will man einen Vogel auf die erstere Manier darstellen, so zeichnet man ihn zuerst in seiner natürlichen Größe auf ein Blatt nicht zu dünnen Papiers. Ich sage in natürlicher Größe; denn verkleinern läßt sich zwar der Umriß des Ganzen, aber nicht das Gefieder und die einzelnen Federn des Vogels, ob man gleich viele solcher Mißgestalten von Bilderhändlern und Hausirern herumtragen sieht. Es giebt nichts Erbärmlicheres, als wenn z. B. eine so ausgezeichnete Auerhahnfigur in Taubengröße mit den natürlichen Federn des Auerhahns beklebt ist, wenn man sieht, wie zwei natürliche Halsfedern, die doch auf keine Weise verkleinert werden können, die ganze Breite des gezeichneten Halses bedecken rc.

Man macht nun einen Teig aus so viel in Wasser über gelindem Kohlenfeuer aufgelöstem Gummi Tragant, daß die Masse einen dünnen Brei bildet, der hier zum Aufkleben der Federn dient. Jetzt rupft man dem vorliegenden todten Vogel zuerst die Schwanzfedern aus, schneidet mit einer Scheere an ihren Wurzeln, womit sie angewachsen waren, so viel weg, so weit der Bart derselben daunenartig und lose ist, schneidet ferner mit einem scharfen Federmesser die untere Hälfte des Kiels, damit diese Federn auf dem Papier nicht so viel auftragen, der Länge nach weg, bestreicht mit einem in das Gummi getauchten Pinsel den gezeichneten Schwanz auf dem Papiere, und klebt nun die Schwanzfedern auf, so daß die äußersten Seitenfedern zuerst, dann die zwei folgenden u. s. w. aufgelegt werden. An das Wurzelende der letztern und folgenden muß jedoch, um sie hinlänglich zu befestigen, immer etwas viel Gummi gebracht werden. Alle aufzulegenden Federn werden wie diese verstutzt, aber nur an den größten Federn die Kiele gespalten, und die untere Hälfte als überflüssig weggeworfen. Man rupft jetzt die unteren Schwanzdeckfedern aus und klebt sie auf, dann die Bauchfedern, dann den Steiß, so weit man diese Theile auf der Zeichnung zu sehen bekommt, und fährt so fort bis zum Flügel. An diesem werden zuerst die großen Schwingen, dann ihre Deckfedern u. s. w. aufgelegt, kurz es wird, wenn der Flügel auch fertig ist, so immer weiter fortgefahren, die aufzulegenden Federn aber, damit sie nicht mit anderen verwechselt werden können, immer nur partieenweise ausgezogen und aufgeklebt, bis man den Schnabel erreicht hat. So wie man eine Partie Federn zugestutzt hat, bestreicht man allemal den Fleck auf dem Papier, wo sie hinkommen sollen, mit Gummi, und hebt mit einem andern, reinen Pinsel, den man immer zwischen den Lippen etwas benetzt, die Federn

auf, und trägt sie an den für sie bestimmten Fleck so auf das Papier, daß sie weder zu dünn, noch zu dick werden. Sie müssen sich einander so weit decken, wie sie es am wirklichen lebenden Vogel in der Natur thun. Sollten während der Arbeit manche Partieen nicht fest und glatt werden wollen, welches oft bei den Schwung- und Schwanzfedern, besonders den krummschwingigen, der Fall ist, so muß man mit dem Verfolg der Arbeit etwas anhalten, ein Buch, das man nach Erforderniß mehr oder weniger mit anderen Dingen beschwert, darauf legen, und das Trocknen dieser Stellen abwarten. Bei kleinen Vögeln ist dies nie der Fall, und man preßt sie, wenn alle Federn aufgelegt sind, am besten in einem großen Buche, bis Alles trocken ist. Große Stücke preßt man zwischen einigen Bogen Papier und zwei glatten Brettern, welche man, bis sie trocken geworden, entweder mit Steinen oder Gewichten beschwert, oder in eine Schraubenpresse bringt. Ist Alles trocken, so schneidet man mit der Scheere den Vogel in allen seinen Umrissen aus dem Papier, klebt dies mit den Federn bekleidete Stück mit Buchbinderkleister, oder auch mit dem Gummi, auf ein feineres Stück, und bringt es zum Trocknen abermals in die Presse. Zuletzt wird nun der Schnabel, das Auge, die Beine u. s. w. möglichst natürlich daran gemalt, und der aufgelegte Vogel ist fertig.

Man kann diese Vögel, wenn man sich Mühe geben will, recht leidlich machen, nur wird man nie Raum genug haben, alle nöthigen Federu auf's Papier zu bringen, weil das Ganze zu dick werden würde. Einfarbige Vögel werden sich daher besser ausnehmen, als buntfarbige und gefleckte, weil diese bei weitem schwerer zù behandeln sind, als jene, daher nie nach Wunsch ausfallen können.

Die halben Vögel macht man aus ausgestopften

Vögeln, die man mitten durch einen Schnitt trennt und dann mit Leim auf einer Fläche befestigt.

Vogelbauer nennt man ein kleines Behältniß, welches dazu bestimmt ist, Stubenvögel aufzunehmen und darin zu halten. Man macht sie auf sehr verschiedene Weise bald aus Eisen-, bald aus Messing- oder Silberdraht, aus Holzstäbchen oder aus Korbgeflecht. Eben so verschieden ist die Form, welche bald viereckig, bald cylinderartig, glockenförmig, oder wie ein förmliches Haus, zu welchem das Holzwerk fertig ist, gewählt wird. Mit der Verfertigung der metallenen Vogelbauer beschäftigt sich in der Regel der Nadler, die hölzernen liefert der Korbmacher, der Tischler, oder wer sonst überhaupt die nöthige Geschicklichkeit dazu besitzt. Für gewisse Vögelarten giebt es verschiedene übliche Formen. Die Lerchenbauer sind z. B. bedeutend länger, als hoch und breit; eben so die Nachtigallenbauer, nur mit dem Unterschiede, daß in denselben noch Sprossen angebracht sind, welche im Lerchenbauer fehlen. Auch deckt man dieselben mit Wachsleinwand und hält sie meist dunkel. An einer Seite des Bauers werden zwei Dreher von Holz angebracht, in welche man das Futter- und Saufnäpfchen anbringt. Der Boden besteht aus einem hölzernen Kasten, den man Behufs der Reinigung und Versorgung mit frischem Sand herausziehen kann, wenn man eine hölzerne Klappe, die ihm zum Verschluß dient, aufschlägt. Die Kanarienvogelbauer sind größtentheils von Eisen- oder Messingdraht und haben eine glockenförmige Gestalt. Viele behaupten, daß Messing, wegen des leicht sich ansetzenden Grünspans, den Thieren schädlich sei; jedenfalls müssen solche sehr oft geputzt werden, wenn man sie wegen ihres zierlichen Aussehens den eisernen vorzieht. Das Freßnäpfchen, welchem man gewöhnlich die Form eines Klarinettenmundstückes giebt, an welchem man

da, wo die Zunge desselben sitzt, eine Oeffnung läßt, wird vermittelst eines Hakens zwischen den Drahtstäben eingehängt, und inwendig quer vor der Oeffnung eine hölzerne Sprosse so angebracht, daß das Thier bequem mit dem Kopf in das Näpfchen hineinlangen kann. Zuweilen findet man an der Decke des Bauers einen metallenen Ring schwebend angebracht, auf welchem der Vogel sich schaukeln kann. Will man eine Hecke anlegen, so nimmt man dazu hölzerne viereckige Bauer, in denen 2 Nester an den Ecken angebracht sind. (S. Vogelhecke.) Die Wachtelbauer sind aus dünnen Brettchen zusammengefügt, in welchen kleine Oeffnungen wie Fenster eingeschnitten sind. Die Papageienbauer haben die glockenförmige Gestalt der Kanarienvogelbauer, nur sind sie größer und aus stärkerem Metall. Größere Vogelbauer mit mehreren Abtheilungen heißen Vogelhäuser, Volieren (s. d.).

Blumenbach giebt über die Vogelbauer noch einige besondere Vorschriften. Der Käfig für die Sänger ist am passendsten, wenn er 18—20 Zoll lang, 10—12 Zoll breit und 14—15 Zoll hoch ist. Der Deckel besteht meist aus Holz und wird nach der innern Seite grün angemalt. Die Käfige können anfangs von Holz sein, da die Sänger bei ihrem weichen Gefieder an den Drahtstäben ihre Federn leicht abstoßen. In diesem Bauer werden oben gleich weit von einander 3 abstehende Springstöcke angebracht. Vor dem Freß- und Trinknapfe geht nach unten ein Stock durch. Diese Stöcke müssen nach der Größe des Vogels sich richten und so dick sein, daß der Vogel sie nicht ganz umklammern kann, weil sonst dem Vogel die Nägel zu lang wachsen und er sich leicht damit beschädigt. Um das Bauer besser reinigen zu können, muß es einen ausziehbaren Boden haben. Im Sommer muß es wöchentlich zwei Mal, im Win-

ter nur ein Mal gereinigt werden. Die Thür an der Seite muß so groß sein, daß man bequem mit der Hand hineinkommen kann. Wenn die Sänger eingewöhnt sind, kann man sie in Drahtkäfige geben, und wenn sie nicht im Freien hängen, in solche mit durchbrochener Decke.

Die Lerchenbauer sind wie die eben beschriebenen, nur dürfen keine Springstöcke in denselben und der Deckel muß von starkem, grünem Zeuge sein, damit die Lerche bei ihrem öfteren Aufschwingen sich nicht den Kopf einstößt. Der Boden des Käfigs muß mit vielem Flußsande bedeckt werden.

Die Finken, Meisen und Kernbeißer erhalten entweder längliche oder runde, oben gewölbte Drahtbauer, welche man Glockenbauer nennt. Für den Vogel sind die Bauer am besten, welche 16 Zoll lang, 9 Zoll breit und 12 Zoll hoch sind. Die Decke besteht aus grün angemaltem Holze. Man macht oben im Bauer 3 gleich weit von einander abstehende Springstöcke.

Die Drosseln, Staare, Pirol erfordern wegen ihrer Größe Bauer, die 2 Fuß 6 Zoll lang, 18 Zoll breit und 16 Zoll hoch sind. Die Stäbe sind von Holz, und der Deckel, ebenfalls von Holz, wird grün gemalt. Die Springstöcke müssen so weit sein, daß der Vogel mit Bequemlichkeit zwischen ihnen durch auf den Boden kommen kann. Auf den Boden muß viel Flußsand gestreut werden. Wöchentlich muß der Käfig zwei Mal gereinigt werden. Im Sommer wird der Vogel gewöhnlich vor das Fenster gehängt, und da ist es gut, ein Bauer zu haben, dessen Boden aus Stäben besteht, damit der Unrath gleich durchfällt und so nicht durch die Ausdünstung desselben der Vogel krank wird. In diesem Bauer hält man auch Eisvögel und Wiedehopfe.

Die Kreuzschnäbel und Kirschkernbeißer erfordern

ein Bauer von sehr starkem Drahte. Die Buchfinken, welche nur in einem Halbdunkel gut schlagen, bedürfen ein etwas anderes Bauer. Dieses Bauer, welches dem vorigen an Größe und Einrichtung gleich ist, wird an den beiden größten Seiten mit grüner Leinwand bedeckt, und hierdurch entsteht ein Halbdunkel, bei welchem der Fink schlägt.

Die Wachteln erfordern ein Bauer, welches 18 Zoll lang, 12 Zoll breit und 16 Zoll hoch ist. Dieses Bauer ist nur an der einen langen Seite offen, und die Stäbe sind von Holz. Springstöcke dürfen nicht in dieses Bauer. Der Boden des Bauers muß zum Ausziehen eingerichtet sein, und man muß immer reichlich Flußsand auf denselben streuen. Der Deckel dieses Käfigs besteht aus Leinen, doppelt gelegt, zwischen denen Watte sich befindet, damit die Wachtel beim Auffliegen sich den Kopf nicht verletze. Man reinige wöchentlich den Käfig.

Vogelbeerbaum, so viel wie Eberäsche oder Ebischbeerbaum, Sorbus aucuparia L., wächst fast in allen Gegenden wild. Da die Vögel die Vermehrung desselben durch die von ihnen ausgestreuten Samenkörner sehr befördern, so findet man ihn häufig in den Wäldern und kleineren Hölzern, weshalb man an den meisten Orten leicht Bäumchen zur Anpflanzung junger Pflanzen, wie größere Bänme desselben haben und eine Auswahl der durch ihren schlanken Wuchs dazu am besten geeigneten Stämmchen treffen kann. Er kommt sehr gut auch in dem wildesten Boden und in den rauhesten Gegenden fort. In fruchtbarem Boden schießt er mit geilem Holzwuchs in kurzer Zeit empor und trägt bald sehr fette, große Beerentrauben; allein die auf sehr üppigem Lande erwachsenen Beeren werden gewöhnlich schnell schwarz und weniger brauchbar. In der Jugend bildet er ein ziemlich regelmäßiges Baumgewächs, welches durch

seine scharlachrothen Beerentrauben sehr angenehm in die Augen fällt, weshalb er häufig zur Zierde in den Lustgärten und englischen Anlagen angepflanzt wird. In rauhen, kälteren Gegenden, und durch die Wälder, wo keine Obstbäume wachsen, besetzt man jetzt die Chausseen zweckmäßig mit Vogelbeerbäumen, weil sie kein starkes Gewächs machen und ihre Früchte einen köstlichen Branntwein liefern. Der Vogelbeerbaum wird nicht alt und erscheint in den späteren Jahren als ein unansehnlicher, gebrechlicher, kränklicher Baum, der ein schlechtes Holz giebt. Er nimmt zur Veredlung als Grundstamm Birnen, Mispeln und Speierlinge an, und es giebt große Birnbäume, die auf ihm als Unterlage ruhen. Jedoch ist die Birnveredlung auf ihm als Grundstamm sehr unsicher, und so viel auch die Pomologen sich anfangs von dieser neugefundenen, häufig vorhandenen Unterlage für die Birnen, für welche es an Grundstämmen fehlt, versprachen, so hat es doch mit seiner Benutzung zur Birnveredlung in den Baumschulen bis jetzt noch nicht recht gelingen und vorwärtsgehen wollen. Fast allgemein herrschend ist die Meinung, daß die auf den Vogelbeerbäumchen als Grundstamm erzogenen edeln Birnen den herben, bittern Geschmack von den Vogelbeeren annähmen, welches der Theorie widerstreitet, nach welcher die Früchte von den Früchten des Grundstammes an Geschmack sich nichts aneignen, wie bei der Unterlage von Holzäpfeln, Wildbirnen, Quitten und Heckschlehen wirklich erwiesen ist. Auch haben Versuche, die durch pomologische Gesellschaften angestellt wurden, gezeigt, daß auf gewöhnlichem Grundstamm erzogene und auf Vogelbeerbaumunterlage veredelte Birnen von einer und der nämlichen Sorte gegen einander gekostet auch nicht den geringsten Unterschied im Geschmack zeigten. Dennoch versichern viele mit der größten Dreistigkeit, den von den Vogelbeeren

angenommenen bittern Geschmack der Birnen durch die Erfahrung selbst erprobt zu haben, so daß die Wahrheit der Sache immer noch etwas zweifelhaft bleibt. Der hauptsächlichste Nutzen des Vogelbeerbaumes besteht im Holze und den Beeren. Die beste Zeit, den Baum zu fällen, ist im November. Das Holz von 10- bis 15zolligen Stämmen ist zähe, nicht schwer, zu Wagen- und Ackergeschirr, Tischler-, Drechslerarbeit, Walzen, Kolben, Pressen rc. dienlich. Es läßt sich nicht nur schön poliren, sondern auch lackiren. Nach Ellis ist das Landvolk in England der Meinung, daß das Kreuz Christi aus diesem Holze verfertigt sei. Das Holz von alten Bäumen giebt auch ein gutes, dauerhaftes Brennholz. Junge Stämme werden auch zu Spazierstöcken angewendet. Das im Frühling aus den Stämmen abgezapfte Wasser soll dem Birkenwasser gleichen. Da die Vogelbeeren vom ganzen Geschlecht der Turdus, Zippen, Drosseln, Amseln, Ziemer (Krammetsvögel) begierig aufgesucht werden, so setzt man Vogelbeerbäume auf die höchsten Stellen kleiner Hölzer, um die im Herbste ziehenden Heerden dieser Vögel zum Fang dahin zu locken; auch setzen die, welche Krammetsvögel zu schießen wünschen, Vogelbeerbäume in ihre Gärten und lassen die Beeren hängen, wo dann im Winter die Ziemer und Gimpel auf sie fallen. Rinde, Zweige, Blätter und unreife Früchte des Vogelbeerbaums gerben. Von der Rinde erfordert 1 Pfund Haut 6 Pfund. Sie enthält $\frac{1}{7}$ mehr Gerbstoff, als Eichenrinde.

Vogelbeere, die Frucht des Vogelbeerbaums oder der Eberäsche. Die Vogelbeeren sind bekanntlich die beste Lockspeise zum Vogelfange, indem Amseln, Drosseln, Krammetsvögel u. dgl. in Dohnen und auf dem Herde damit gefangen werden. Sie geben auch ein gutes Futter für Rind-, Schaf- und Federvieh; besonders begierig aber sind die Ziegen danach, denen sie auch

recht wohl bekommen. Hühner und Truthühner werden fett davon, legen fleißig danach und erhalten gebraten einen guten Geschmack. Dem Rindvieh mengt man solche unter den Häckerling, wovon es gut zunimmt. Auf dem Boden getrocknet, damit sie nicht schwarz oder schimmlig werden, sind sie auch den Schafen sehr gesund, wenn man sie ihnen jedesmal unter das Salzgeleck gemischt giebt. Auch Hasen, wilden Kaninchen und Schweinen dienen sie zur Nahrung. Ungeachtet ihr herber Geschmack sie zur Speise für Menschen nicht geeignet macht, so werden sie doch an manchen Orten in medizinischer Hinsicht als magenstärkendes Mittel benutzt, und Verfasser selbst kannte ein von Jugend auf schwächliches und kränkliches, am Magen leidendes Frauenzimmer, welches diese Beeren nie ausgehen ließ, jede Uebelkeit des Magens damit vertrieb und hierbei ein Alter von 93 Jahren erreichte. Man kann sie auch zu einem zusammenziehenden Gurgelwasser benutzen. In einigen Gegenden sieden die Landleute aus den Beeren einen Muß, welchen sie gegen Fieber, rothe Ruhr und andere Zufälle brauchen. Wenn nämlich ein paar Messerspitzen voll davon eingenommen werden und ein Schluck Branntwein nachgetrunken wird, erfolgt Schweiß, und der Magen soll davon wieder in Ordnung kommen; auch giebt man wohl dem Rindvieh davon bei Uebeln ein, deren Ursache man nicht recht kennt. Die Zubereitung dieses Mußes geschieht, wie folgt: Man läßt die von den Stielen befreiten reifen Beeren ein paar Tage in einem Fasse stehen, stößt sie dann in einem großen Mörser mit den Kernen zu einem Brei, bringt alles in einen Sack und preßt mittelst einer Presse den Saft aus, kocht diesen unter beständigem Rühren, bis er dick und steif wird, und bewahrt ihn dann in gut zuzubindenden irdenen oder steinernen Töpfen auf, wo er sich einige Jahre hält.

In einigen Gegenden wird sogar der Pflaumen- und Fliedermuß damit versotten. Die Vogelbeeren sind ferner ein gutes Material zur Gewinnung eines fuselfreien Branntweins. Zu diesem Zweck zerquetscht man sie, wenn sie reif sind, verdünnt den Brei aus 1 Wiener Metze Beeren mit $1\frac{1}{2}$ Wiener Eimer Wasser, und stellt sie mit 2 Pfund Hefen bei 12 bis 14° R. zur Gährung, die in einigen Tagen beendigt ist. Nach Hermbstädt liefert die Metze dieser reifen Beeren 11 bis 13 Pfund Branntwein von 45 $\frac{0}{0}$ Tralles.

Vogelbeize, s. den Art. Vogel, Th. 226, S. 533.

Vogelbolzen nennt der Bergmann eine lederne geflochtene Peitsche, womit die Berg- und Hüttenjungen gezüchtigt werden.

Vogel-Caspar, eine im Volke übliche Benennung der Heerschnepfe; s. den Art. Vogel, Th. 226, S. 508.

Vogeldärme werden in der Petrefactenkunde die kleinen versteinerten Röhrenwürmer, die sich in einander geschlungen vorfinden, genannt.

Vogeleier. Bei Aufzählung der einzelnen Vögel haben wir bereits jedesmal der Anzahl und des Aussehens ihrer Eier Erwähnung gethan. Hier geben wir daher nur einzelne Specialitäten nach Blumenbach's Anleitung:

Die Vogeleier lassen sich nicht nur gut aufbewahren, sondern verlieren auch bei guter Behandlung nicht so sehr auffallend an ihrer Farbe. Die erste Beschäftigung, welche man an dem für eine Sammlung bestimmten Ei vornimmt, ist, daß man den flüssigen Inhalt desselben aus der Schale zu bringen sucht, ohne diese zu zerbrechen. Man macht zu dem Zwecke mit einer Nadel an beiden Enden, durch die äußere harte Schale sowohl, als durch das weiche Häutchen, das die Flüssigkeiten umschließt, ein kleines

Loch, das jedoch an dem mehr abgerundeten Ende etwas größer als an dem entgegengesetzten spitzigeren sein muß, nimmt es leise zwischen die Finger, setzt es mit der Spitze an den Mund und bläst so lange in die kleine Oeffnung, bis alles Flüssige am stumpfen Ende durch die größere herausgelaufen ist. Da dies zuweilen nur durch sehr starkes Blasen bewirkt wird und dann mit einem Male herausfährt, so muß man sich vorsehen, daß man bei diesem Ruck das Ei nicht zerdrückt, welches leicht geschehen kann, wenn man es gar zu fest zwischen den Fingern hält. Bei frisch gelegten Eiern geht dies Geschäft recht leicht von Statten, bei etwas bebrüteten schon schwerer, und bei solchen, in denen der junge Vogel schon gar zu groß ist, oft gar nicht. Hier sucht man sich auf andere Art zu helfen: An den etwas bebrüteten erweitert man nur das Loch etwas, wo die Flüssigkeiten heraus müssen, und man wird so noch Alles hinausblasen können; so macht man es auch bei mehr bebrüteten, allein bei diesen wird es unmöglich sein, den kleinen Vogel durch die für seine Größe zu unbedeutende Oeffnung zu bringen, man hört also auf zu blasen, sobald man bemerkt, daß alle den kleinen Vogel umgebende Flüssigkeiten heraus sind, und trocknet nachher das Ei entweder in der Sonnen- oder Ofenwärme vollends aus. Eine gelinde Ofenwärme bewirkt dies Austrocknen am besten, nur darf sie nicht zu stark sein, weil dadurch sonst die Farben vieler Eier sehr leiden und manche gar leicht ganz verschwinden würden. Sicherer ist es aber dennoch, als das Austrocknen an der Luft und Sonne; dies geht zu langsam und verursacht oft Fäulniß im Ei, diese zieht die Schmeißfliegen herbei, deren Nachkommenschaft sich dann bald zeigt und ekelhaften Schmutz verbreitet. Besser bleibt es jedenfalls, wenn der ganze Inhalt aus der Schale geholt wird, und sollte dies auch mit Hülfe feiner

Instrumente, in kleine Portionen zerstückelt, geschehen müssen. Ist dies zu fürchten, so thut man besser, an der einen Längenseite des Eies ein etwas größeres ovales Loch zu machen, das nachher weniger entstellt, als solches an einem Ende des Eies, weil dies in der Sammlung auf jenem liegen kann, und zwar sicherer so liegt, als wenn kein Loch da wäre. Aller angewandten Vorsicht beim Ausblasen und Austrocknen der Eier ungeachtet, wird man doch mit Bedauern bemerken, daß alle Farben der Eier, nachdem der Inhalt aus der Schale heraus ist, sehr merklich an Glanz und Schönheit verlieren, ja manche, die nur als ein sanfter Schimmer dem Ei oft ein so angenehmes Aussehen gaben, ganz und gar verschwinden.

Gegen das unvermeidliche Verbleichen der Farben hat man mancherlei versucht, doch ohne gewünschten Erfolg. Unter Anderem überzog man in dieser Absicht das ganze Ei mit einem leicht trocknenden Lackfirniß (Tamarlack); dies giebt demselben aber einen unnatürlichen, zu starken Glanz, welcher den meisten Eiern fremd ist, indem gar viele sich nur am fehlenden, oder geringern und stärkeren Glänzen unterscheiden lassen. Könnte oder wollte man sie blos inwendig lackiren, so würde dies vielleicht zweckmäßiger sein. Sie mit Gips oder Wachs auszufüllen, möchte allenfalls anbrüchige vor dem gänzlichen Zerbrechen, aber gewiß nicht vor dem Verbleichen schützen; zudem werden solche dadurch auch gar zu schwerfällig und können leicht Unfug zwischen den andern anrichten. Uebrigens können zerbrochene Eier, wenn sie nicht gar zu klein oder zu arg zertrümmert sind, stückweis wieder zusammengeleimt werden, wenn man die Ränder der Scherben mit gutem Tischlerleim bestreicht, sie richtig wieder zusammenfügt und nachher inwendig Streifchen von feinem Papier, kreuz und quer, über sämmtliche Fugen leimt; eine freilich mühsame, kitzliche, an

seltenen Exemplaren aber gewiß auch belohnende Arbeit, zumal so zusammengeleimte Stücke mehr Haltbarkeit erhalten, als selbst unbeschädigte haben, und von der Flickerei, wenn sie gut gelungen, äußerlich kaum etwas bemerklich bleibt. Daß man, ehe das Ei in die Sammlung aufgenommen wird, allen fremden Schmutz rein abwaschen muß, versteht sich von selbst. Es geschieht dies, ehe man es ausbläst, in lauwarmem Wasser, und macht bei manchen, weil der Schmutz nicht selten sehr fest sitzt, nicht wenig Mühe.

So sind z. B. die Eier der Steißfüße (Podiceps) gewöhnlich so mit Schmutz überzogen, daß man kaum die Grundfarbe durch erkennen kann, und das Ei aussieht, als wäre es braun marmorirt. — Diese Erscheinung leitete sogar Naturforscher irre; sie beschrieben die Eier dieser Vögel als gefleckt, bemerkten aber dabei, daß sich die Flecken abwaschen ließen.

Beim Aufbewahren der Eier, wenn sie gereinigt, ausgeblasen und gehörig ausgetrocknet sind, hat man nun Folgendes vorzüglich zu berücksichtigen: 1) müssen sie vor Staub und Milben, ihren ärgsten Feinden, gesichert, und 2) so gestellt werden, daß Luft und Sonne nicht auf sie wirken können. Beides ist für sie von den nachtheiligsten Folgen, denn Milben und Staub entstellen sie, und Luft und Sonne bleichen die Farben aus. Ob man sie nun gleichwohl in den Glaskasten bei den Vögeln, zu denen sie gehören, anbringen könnte, so sind sie doch hier, wenn auch nicht der Sonne, doch aber dem Tageslichte ausgesetzt, und schon dies wirkt nachtheilig auf ihre Farben. Besser ist es daher, man verwahrt sie in eigene für sie eingerichtete Kästen. Gewöhnlich hat man sie in großen, nicht zu tiefen Kästen, mit in Falz gelegtem, gut schließendem Deckel, der Boden jedes Kastens in kleinere Fächer getheilt, in welchen die Eier, nach den Arten gesondert, auf Baumwolle liegen, oder auch für die

verschiedenen Arten kleine Pappkästchen, in welchen sie ebenfalls auf Baumwolle liegen, die beiläufig schön blau gefärbt sein kann, wo dann die einzelnen kleinen Kästchen lose nebeneinander in die großen Kästen gestellt werden. Viele werden jedoch bei dieser Behandlungsweise, z. B. bei unvorsichtigem Handhaben der Kästen, umherrollen, ja manches vielleicht gar zerbrochen werden, theils durch ungeschicktes Betasten, theils durch öfteres Aneinanderklappern u. s. w.

Ein Schrank mit gut passenden und schließenden Schubladen ist daher viel besser; diese dürfen aber nicht einerlei Höhe haben, und können von 2 Zoll nach und nach an Höhe zunehmen, so daß die Höhe der höchsten für Europäer 6 Zoll nicht zu übersteigen braucht, welches hinreichend sein wird, den größten Arten Raum zu verschaffen, während die kleinern in den flacheren Kästen sich auch besser ausnehmen, als wenn alle Kästen im Lichten einerlei Höhe hätten: nicht zu geschweigen, daß durch die nach oben stufenweis abnehmende Höhe der Schubladen an Raum gewonnen wird; denn wo 5 Kästen von gleicher Höhe die angenommene Höhe des Schrankes gäben, würden nach obiger Eintheilung recht gut 6 sein können.

Vogelerbse, auch Vogelwicke, Vicia craca, aber auch so viel wie Vicia sativa, gemeine Vogelwicke (s. Wicke unter W), und die Erwe. Die erste heißt auch Vogelheu, Kracke und Krack, ein als Futterpflanze empfohlenes ausdauerndes Gewächs mit mehreren schwachen, weich behaarten, 2 bis 3 Fuß langen Stengeln und Ranken, womit es sich an benachbarten Gegenständen emporwindet. Ihre Blüthen sind blau und bilden eine Traube. Sie wächst an Zäunen, Hecken, in Gebüschen und Waldwiesen, findet sich auch mitunter auf bewässerten Wiesen, blüht im Juni und Juli und bringt die Samen im August und September zur Reife. Sie kommt zwar in ver-

schiedenem Boden fort, liebt jedoch vorzugsweise einen mehr bindigen und feuchten Boden, giebt ein nahrhafteres Futter als die Luzerne, wenn auch keinen so hohen Ertrag, und wird vom Viehe gern gefressen. Obschon man sie zum Anbau anstatt der Luzerne empfohlen hat, paßt sie doch wegen ihrer starkkriechenden Wurzeln nicht auf's Feld. Auch zum Anbau auf den Wiesen ist sie empfohlen worden, doch will man sie deshalb nicht gern unter den Wiesengräsern im Gemisch haben, weil sie schwer trocknet und deshalb das Heumachen verzögert und die Arbeit vermehrt. Sehr verschieden ist der Ertrag dieser Pflanze, je nachdem sie in Gebüschen oder in freier Lage wächst, indem er in jenen dreimal größer ist. Man hat daher ihre Ansaat zwischen Gebüschen, wo sie ausgegraset werden kann, empfohlen, und sie würde da wohl auch am passendsten sein.

Erwe, Ervum hirsutum, eine einjährige Pflanze, ist das unter dem Namen Vogelwicke bekannte Unkraut, welches sich in feuchten Jahren im Getreide, besonders in der Winterung, einfindet, dasselbe umrankt, förmlich niederzieht und fast gänzlich verdirbt. Ein Theil der Samen reift gewöhnlich vor der Ernte und fällt aus. Wo dieses Unkraut in großer Menge vorhanden ist, wird es ungemein nachtheilig; denn nicht nur, daß es das Getreide unterdrückt, veranlaßt es auch ein weit schwierigeres Abbringen des Getreides, und dieses muß lange auf dem Felde liegen bleiben, bis die Vogelwicke gehörig trocken geworden, wodurch nicht selten großer Körnerverlust erfolgt. Man muß sich daher bestreben, es zu vertilgen, und dies geschieht auf keine Weise besser, als wenn man das Feld mit Futterroggen bestellt, und diesen mähet, wenn sich die Vogelwicken zeigen, wodurch sie nicht zum Samentragen gelangen können. Es bleiben zwar immer Samen im Boden zurück, die sich

viele Jahre keimfähig erhalten, wird aber jenes Verfahren nur ein paar Mal wiederholt, so werden auch die Hogelwicke verschwinden, besonders in dem Falle, wenn die Nutzung des Futterroggens in ein nasses Jahr fällt. Stehen die Vogelwicken nesterweise, was häufig der Fall ist, so ist es gerathen, diese Nester auszugrasen, sobald die Pflanzen gehörig ausgebildet sind. Wo dergleichen Nester vorhanden sind, wird ohnehin aus dem Getreide nichts, und werden die Vogelwicken zu alt, so verlieren sie sehr Futterwerth, während sie zur Zeit der Blüthe ein kräftiges und vom Rindvieh gern gefressenes Futter geben.

Vogelfang. Der Fang der Vögel geschieht auf die mannichfachste Art und es giebt darüber eine große Menge eigener Monographien, auf welche wir vorläufig hinweisen wollen. Diese sind: Naumann, der Vogelsteller. Leipz. 1789. (12 Gr.) — Bechstein, gründliche Anweisung, alle Arten von Vögeln zu fangen, einzustellen, nach dem Geschlechte und anderen Merkmalen zu unterscheiden ꝛc. Nürnb. 1796. (2 Thlr. 8 Gr.) — Die kleinen Vogelfänger, ein Buch zunächst für Knaben. Leipz. Hinrichs. 1810. 5 Bändchen. (à 8 Gr.) — Mayer, vollständiger Unterricht, wie man Nachtigallen, Canarienvögel, Lerchen ꝛc. zu fangen und zu warten hat. Pesth. Hartleben. 4te Aufl. 1821. (8 Gr.) — Götz, der Vogelheerd. Nördlingen. 1820. (12 Gr.) — Tscheiner, der Vogelsteller und Vogelwärter. Pesth. 1820. (1 Thlr. 12 Gr.) — Der Vogelfänger und der Vogeljäger, nach vieljähriger Erfahrung dargestellt von einem praktischen Waidmann. 2 Thle. Nürnb. 1823. (3 Thlr.) — Bonde, der Vogelherd in einzelnen Theilen. Leipz. 1830. (12 Gr.) — Supplement zu Putsche's Encyclopädie. Band I. — Kunst, sich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthige Netze selbst zu verfertigen. Leipz. 1802. (10 Gr.) — Schnei-

der, Anleitung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes, nebst einem Anhange von Lerchen- und Becassinenfang, auch eine Beschreibung der dazu nöthigen Netze und deren Strickung. 3te Aufl. Braunschweig. 1811. (6 Gr.)

Die neueste Monographie von Blumenbach giebt folgende Zusammenstellung, die sich auf den Fang der Sing- und Stubenvögel beschränkt:

Die zur Gattung der Sänger gehörigen Vögel fängt man sicher und leicht mit dem Schlaggarne, an dem das Gestell von Draht ist. Im Frühling, wo die Sänger anfangen zu singen, nähert man sich sachte dem Orte, wo man einen singen hört, darauf entblößt man die Erde vom Moose oder Laube (Rasen) und stellt die Falle auf, worin ein lebendiger Mehlwurm als Lockspeise befestigt ist. Hierauf schleicht man hinweg und verbirgt sich unter einem Baume, so lange wartend, bis der Vogel sich gefangen hat. Man fängt so Nachtigallen, Sprosser, Blau- und Rothkehlchen, Braunellen und viele andere kleine Vögel.

Es giebt viele Arten von Schlaggarnen. Pastor Brehm empfiehlt folgendes Schlaggarn. Es hat einen ein Quadrat bildenden Rahmen zur Grundlage. An der einen Seite befindet sich ein 2 bis 2½ Zoll breites Brettchen. Auf dem Rahmen neben diesem Brettchen befindet sich ein schraubenförmig zusammengebogener Eisendraht von der Stärke des Eisens eines Nagelbohrers; dieser Draht muß auf jeder Seite 2 bis 3 Ringe bilden, deren letzter in einen vorn umgebogenen oder mit einem Oehre versehenen, etwas über den Rahmen hinauslaufenden Arm ausgeht. Dieser Draht wird mit zwei, durch den Rahmen hindurchgehenden, von umgebogenem starkem Draht gemachten Klammern, deren Spitzen, damit sie nicht weichen können, auf der andern Seite, auf welche sie durchgehen, mit einer Niete versehen sind, befestigt,

damit er recht fest liege. In der Mitte dieser Seite des Rahmens befindet sich ein durchgehender, länglich runder Einschnitt, in welchem eine hölzerne lange und schmale Zunge hinten mit einem Drahtstifte befestigt ist, die unbeweglich bleibt und vorn einen oder zwei Einschnitte auf der oberen Seite hat. Unter diesem Einschnitte befindet sich eine ganz kleine, von umgebogenem Draht gebildete Klammer, welche so weit vorsteht, daß man einen starken Bindfaden hineinschieben und an ihr befestigen kann. Am Ende dieses Stückchens Bindfaden ist ein $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Zoll langes, an beiden Enden keilförmig zugeschnittenes schmales Stellholz mittelst eines durch die Mitte gehenden Loches befestigt. Die ganze obere Fläche des Rahmens ist mit einem locker darüber liegenden Netze überspannt, dessen Maschen so klein sind, daß man nur die Spitze des kleinen Fingers durch sie hindurch stecken kann. Am besten ist es, dieses kleine Netz von starker Nähseide zu machen; in deren Ermangelung man aber auch Zwirn nimmt, den man grün färbt. Dieses Netz wird mit schwachen Bindfaden, der durch die Löcher, die sich auf der obern Seite des Rahmens befinden, gezogen ist, befestigt. Der Rahmen, welcher hinten einen Zoll hoch ist, wird in der Mitte seiner Länge, nach einem Einschnitte, plötzlich nur halb so hoch, und wird von diesem Einschnitte an doppelt, als wäre er durchschnitten. Diese vordere, obere, bewegliche Hälfte des ganzen Rahmens ist mit einem Charnier auf folgende Weise verbunden: Es hat nämlich der freie Theil des Rahmens und die hintere obere Seite desselben einen Einschnitt, in welchem sich ein vorn und hinten abgerundetes Stückchen Blech oder Holz befindet, welches hinten und vorn mit einem Drahtstift, der durch dasselbe aus dem Rahmen geht, an diesen befestigt ist, so daß durch ihn ein Gelenk gebildet wird. Etwas vor demselben befindet sich im

unteren Theile des Rahmens eine auf einem Drahtstifte sich drehende Walze, in einem vierseitigen, der Länge nach gehenden Einschnitt des Rahmens. An jedem Arme der Drahtfeder, welche rückwärts schlägt, ist ein dünner, aber fester Bindfaden angeschlungen, welcher über die Walze wegläuft und gerade über ihr am oberen Ende des Rahmens befestigt ist, so daß es diese nach dem unteren niederzieht. Noch ist zu bemerken, daß der hintere Abschnitt des vordern oberen, beweglichen Theiles des Rahmens abgerundet ist, damit er beim Zurückschnellen keinen Widerstand darbietet. Wenn nun das Schlaggärnchen aufgestellt werden soll, wird an die untere Zunge mit einer Stecknadel ein junger Mehlwurm angesteckt, der Boden unter dem Netze rund gemacht, da wo die Drahtfedern liegen, etwas ausgehöhlt, so daß das Netz überall glatt aufliegt, die bewegliche Hälfte zurückgelegt, der Bindfaden über den vordern Theil des zurückgelegten Rahmens hinweggespannt, und das an ihm befindliche Stellholz in die im innern Theile des zurückgelegten Rahmens und auf der obern Seite der Zunge, an welcher der Mehlwurm steckt, befindliche Kimme (Einschnitt) eingelegt, und das Netz möglichst weit zurückgeschoben und bei vorsichtigen Vögeln mit einigen dürren Blättern gut bedeckt. Die Nachtigall oder ein anderer Insekten fressender Vogel sieht die runde Erdform, kommt herbei, will den Mehlwurm abziehen, hebt dadurch das am Faden befindliche Stellholz aus dem Einschnitte der Zunge heraus, und wird sogleich von dem zurückschlagenden Netze bedeckt. Ein solches braucht nur einen Geviertfuß zu enthalten.

Der Erdkasten dient zum Fange der Nachtigallen, Sprosser, Braunellen und anderer kleineren Singvögel. Man gräbt in einem schattigen, von Hecken gebildeten Winkel ein viereckiges Loch, $1\frac{1}{2}$ Fuß

lang, 1 Fuß breit und etwas über $\frac{1}{2}$ Fuß tief. Die Wände des Loches werden glatt und fest gemacht. Einen dürren, oben gerade geschnittenen Pflock steckt man nun in die Mitte des Loches, so daß er nur bis zur halben Höhe desselben hinaufreicht. Eine Weidenruthe bindet man alsdann in einen Kreis, der 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hat. Zwei schmale Späne steckt man so in diesen Kreis, daß sie ein Kreuz bilden und im Mittelpunkte des Ringes übereinander gehen. Nun hat man den Deckel des Kastens zu verfertigen. Dazu macht man einen Rahmen von grünen Stäben, welcher etwas größer ist als ein Loch. In alle vier Stäbe des Rahmens bohrt man mit einem Sprenkelbohrer kleine Löcher, und steckt dünne Ruthen hinein, welche kreuzweise übereinander gehen, und ein so enges Gitterwerk bilden, daß kein Vogel hindurch schlüpfen kann. Dieser Deckel wird auf der einen Seite des Loches an hakenförmigen Pflöcken so befestigt, daß er sich leicht aufheben läßt und eben so leicht wieder niederfällt. An das obere Ende des Deckels bindet man einen Stein, um ihn schwerer zu machen. Nun bindet man an die ringförmig gebogene Ruthe 2 bis 3 Mehlwürmer, und macht noch einen andern dünnen Pflock, dessen beide Enden spitz zulaufen. Den Deckel hebt man dann empor, legt den Ring da, wo die Stäbchen übereinander gehen, auf den untern Pflock, stellt den andern dünnen Pflock mit dem einen Ende auf das Kreuz und mit dem andern unter den Deckel, so daß dieser in einer schiefen, über das Loch geneigten Richtung zwar fest steht, aber doch bei der geringsten Berührung des Weidenringes zufällt. Der Vogel wird nun gefangen, wenn er in das Loch springt, um einen Mehlwurm von dem Ringe abzunehmen.

Der Meisekasten ist das beste Werkzeug, um Meisen zu fangen. Man kann außer dem später an-

zuführenden eigentlichen Meisekasten auch einen großen Kürbiß dazu benutzen. Man schneidet ihn nämlich der Art entzwei, daß der obere Theil gleich als Deckel gebraucht werden kann; dieser kann übrigens auch von Holz sein. Alles Andere ist wie bei dem Meisekasten, der auf folgende Weise angefertigt wird. Er hat einen Fuß im Gevierte und besteht aus dem Grundbrette, den aus vier Hollunderzweigen verfertigten Seitenwänden und dem Falldeckel. In der Mitte der Bodens befindet sich ein kleines Pflöckchen, auf welches das Tritt- und Stellhölzchen gelegt wird. Als Lockspeise dient ein auf das Trittholz gelegter Nußkern. Zum Locken bedient man sich der sogenannten Meisenpfeife, auf welcher man den Gesang der Kohlmeise nachahmt. Da die Meisen gesellige Vögel sind, so kommen auch die andern Arten herbei.

Der Tränkherd besteht in einer 14 Fuß langen und 16 Fuß breiten Erhöhung, welche mit Rasen bedeckt ist und nach dem Vogelsteller zu 2 Fuß, auf der anderen Seite aber 2½ Fuß Höhe hat. Dieser Herd wird mit einem Zaune von grünen Zweigen, welche eine Höhe von 4 Fuß haben, eingefaßt, und auf der Ostseite werden einige Stangen, welche 16 Fuß hoch sind, eingeschlagen, an denen die mit grünen Zweigen verdeckten Bauer der Lockvögel aufgehängt werden. Im Zaune werden noch einige 12 Fuß hohe laubleere Bäume angebracht. Als Lockspeise bedient man sich der Vogel- und Wachholderbeeren. Auf der Westseite des Herdes wird von dünnen Tannenzweigen die Hütte erbaut, und dieser gegenüber wird das grüne Garn aufgestellt, von welchem eine Zugleine nach der Hütte hingeht. Zum Anlocken bedient man sich eines von Messing verfertigten Instruments, welches man weit hin hört, doch muß man mit dem Locken nachlassen, wenn die Drosseln, welche man am leichtesten auf dem Tränkherde fängt, sich nähern. Die-

sen Tränkheerd legt man im Walde auf einem freien Platze an, wo ein Bach vorbeifließt, in welchem sich die Vögel gern baden und wohin sie zum Trinken kommen Die Zeit des Fanges ist vom August bis November, des Morgens von 9 bis 12 Uhr, des Nachmittags von 3 bis 6 Uhr. Mit dem Zuziehen des Netzes darf man nicht zu lange warten, da die Vögel bald gesättigt sind und dann wegfliegen. Auf diesen Tränkherden fängt man auch Seidenschwänze.

Mit den Leimruthen werden alle Arten von Singvögeln gefangen. Man nimmt dazu Ruthen von Birken, die durch Vogelleim gezogen werden.

Die Bereitung des Vogelleims ist doppelt, entweder gewinnt man ihn aus den Beeren der Mistel, einer Schmarotzerpflanze auf den Eichen und wilden Aepfelbäumen, oder aus Leinöl. Preßt man den Saft der Misteln aus und kocht ihn dick ein, so ist der Vogelleim fertig; doch muß man ihn stets in Wasser aufbewahren, da er sonst seine klebrige Kraft verliert. Deswegen muß man ihn auch stets von den Ruthen wieder abziehen, zu einem Klumpen zusammendrücken und in Wasser legen, was eine zeitraubende und schmutzige Arbeit ist. Darum ist der Vogelleim aus Leinöl vorzuziehen, welcher auch leichter und überall zu haben ist. Man füllt einen Topf mit Leinöl, setzt ihn auf das Feuer und kocht ihn ein, bis er Faden zieht. Um dieses zu erforschen, läßt man von Zeit zu Zeit einen Tropfen der Masse auf einen Stein fallen und versucht mit dem Finger, ob sie klebrig genug ist. Die 1 Fuß langen Ruthen werden mit dem abgekühlten Leim bestrichen, so daß nur das untere spitzgeschnittene Ende 1½ Zoll frei bleibt. Diese Ruthen nimmt man, um sie aufzubewahren, in ein Bündel, wickelt sie in ein starkes, aber biegsames Leder und legt sie in den Keller. Sind sie nach längerem Ge-

brauche nicht mehr klebrig genug, so bestreicht man sie von Neuem.

Will man nun mit Leimruthen Vögel fangen, so bedient man sich dabei der Lockvögel. Um z. B. Stieglitze zu fangen, braucht man einen Stieglitz, der ein fleißiger Sänger und zugleich gewohnt ist, allenthalben zu singen, wo man ihn hin stellt. Im Herbste kann man sie unter Distelbüsche stellen. Man hängt ihn in seinem Bauer an einen Baumstamm, der rund herum frei von Aesten ist, und bringt auf dem Bauer einige Leimruthen an, auf denen man mittelst eines Drahtes Mehlwürmer so befestigt, daß sie sich bewegen können. Eben so fängt man Grasmücken, Finken, Zeisige und andere Vögel. Man nimmt am besten einen Lockvogel von derselben Art, welche man fangen will. Will man Finken im Frühjahr auf die letztbeschriebene Art fangen, so stellt man den Finken, welcher als Lockvogel dienen soll, möglichst dunkel, damit er fleißiger singe. Die vorbeistreichenden Finken glauben einen Gatten zu finden, kommen herab, setzen sich auf die Leimruthen und bleiben kleben. Der Fang dauert so lange, als die Vögel fliegen, und zwar des Morgens vor Tagesanbruch und bis gegen 9 Uhr. Nach der neunten Stunde lagern sich diese Zugvögel in das Feld, um zu fressen. Sie ruhen dann die übrige Tageszeit aus, oder üben sich in ihrem Gesange. Kein Vogel läßt sich aber leichter durch Locken fangen, als der Gimpel; ja man fängt diesen sogar an Bäumen, die mit Leimruthen besteckt sind. Die Zeisige fängt man im Herbste und Winter sehr leicht durch einen Lockzeisig, und oft schockweise auf einmal, wenn man einen Vogelheerd hat. Da sie gar nicht scheu sind, so kann man sie in Dörfern, in deren Nähe ein mit Erlen besetzter Bach ist, fangen, wenn man einen Zeisig in einem Käfig vor das Fenster hängt, und den letzteren mit Leimruthen umgiebt.

Die zum Geschlechte der Finken gehörigen Vögel fängt man auf einem Finkenherde. Dieser Herd wird in einer Gegend, wo man aus Erfahrung weiß, daß viele Vögel vorbeistreichen, angelegt. Der Herd besteht in einem 4 Fuß im Gevierte großen und 2 Fuß erhöhten Platze, der oben geebnet und fest gestampft ist. Auf diesen Herd werden viele kleine Laubreiser gesteckt und Rüb- und Mohnsamen gestreut, auch muß vorn und hinten ein Laufervogel sein (so nennt man den Vogel, welcher auf dem Plätze, wo das Futter liegt, an einem Faden umherhüpft). Ist in der Nähe des Herdes keine Hecke, so muß von Laub- und Nadelholzzweigen eine künstliche Hecke angelegt werden. In diese Hecke werden noch einige entblätterte Bäume gestellt. An einigen eingeschlagenen Pfählen werden oben die Bauer mit den Lockvögeln, von den verschiedenen Arten, welche man zu fangen beabsichtigt, gehängt. Diese Bauer werden mit Zweigen ganz umgeben, damit sie nicht sichtbar sind. Um den Herd werden nun die Netze gestellt, und in einiger Entfernung davon eine mit Zweigen dicht bedeckte Hütte für den Vogelsteller selbst angelegt. Die Oeffnung gegen den Herd zum Sehen muß so viel als möglich mit Zweigen bedeckt werden, und neben dieser Oeffnung wird ein Loch für die Rückleine angebracht. Der Herd muß mit Anbruch des Tages aufgestellt sein. Die Stellzeit ist des Jahres zweimal: im März und April von Tagesanfang bis 8 Uhr Morgens. Die Vögel fliegen zuerst in die laubleeren Bäume, alsdann sogleich in die Hecke und von hier auf die Locke, wo sie die Laufvögel fressen sehen. Man braucht nicht mit dem Zuziehen der Rückleine zu eilen, da das Enthülsen der Sämereien einige Zeit erfordert. — Die Buchfinken werden auch auf dieselbe Art gefangen, wie man Feldlerchen fängt, wovon später. Diese Art des Fanges nennt man Finkenstechen.

Pastor Brehm beschreibt den Eichenlockbusch mit Leimruthen folgendermaßen: Man nimmt einen Busch von Eichen, welcher die Blätter im Frühjahre noch hat. Der Busch hat unten etwa 1 Zoll im Durchmesser, ist 5—6 Fuß und oben so mit Zweigen bewachsen, daß er mit seinen Blättern wo möglich eine Kugel bildet. Die Hauptsache bei der Zurichtung eines solchen Lockbusches ist, oben alle Zweige so kurz abzuschneiden, daß sich kein Vogel auf irgend einen setzen kann. Diese abgeschnittenen Zweige werden gespalten, damit man Leimruthen bequem hineinstecken kann. Mit diesem Busche, den Leimruthen und den Lockvögeln, welche gewöhnlich aus einem Edelfinken, einem Bluthänfling, einem Stieglitz und einem Erlenzeisig bestehen, begiebt man sich an Ort und Stelle. Um den Lockbusch und die Käfige bequem tragen zu können, hat man sogenannte Doppelbauer, d. h. solche Käfige, bei denen einer über dem andern steht, und wie ein Haus mit zwei Stockwerken aussieht. Oben am Käfige befindet sich ein Henkel von Eisendraht, damit man die Käfige bequem halten könne. Vor Tagesanbruch ist der Vogelsteller mit seiner Locke an einer solchen Stelle, an welcher ein guter Zug ist. Dies ist gewöhnlich auf den Höhen der Fall, und deswegen sind auch die von Holz entblößten Berge und Hügel im März und April für Lockbüsche besonders geeignet. Diese sind, damit man sie leicht und fest in die Erde stecken könne, unten spitzig zugeschnitten, und werden, wenn sie aufgestellt sind, mit Leimruthen versehen. Die Lockvögel stehen unter dem Lockbusche, und damit ihre Käfige weniger in die Augen fallen, sind sie mit Fichten- oder Tannenzweigen oder mit Eichenlaub bedeckt. Der Vogelsteller steht 40—50 Schritte von seinem Lockbusche entfernt, oder setzt sich, wenn der Boden trocken ist, nieder. Kommt einer der obengenannten Vögel ge-

flogen, so lockt der im Käfig befindliche, und sehr oft geschieht es, daß der vorüberfliegende sich niederläßt und auf die Leimruthen setzt. Jetzt läuft der Vogelsteller hinzu, nimmt den gefangenen Vogel, welcher oft auch mit der Leimruthe auf dem Boden liegt, in Empfang, steckt ihn in ein Säckchen oder Netz, deren er mehrere bei sich hat, stellt die Leimruthe wieder auf und wartet den Fang ferner ab. Um 9 oder höchstens 10 Uhr ist der Zug vorbei, und der Vogelsteller geht nach Hause, hängt seine Käfige auf und steckt die gefangenen Vögel in andere, welche er vorräthig hat. Auf diesen Lockbüschen fängt man nicht nur Finken, Hänflinge, Stieglitze und Erlenzeisige, sondern auch die Bergfinken, Grünlinge, Goldammern und viele andere Vögel, selbst solche, auf die man gar nicht rechnete, denn es ist natürlich, daß sich gar mancher Vogel ganz zufällig auf die Lockbüsche setzt, da diese auf dem höchsten Punkte eines Platzes stehen, obgleich er nicht durch das Locken der in den Käfigen befindlichen herbeigezogen wird. In Gegenden, wo es keine Eichen giebt, besonders auch dann, wenn Stieglitze gefangen werden sollen, macht man einen Lockbusch von einem verkrüppelten Fichtenbüschchen, und stellt es mit einem Käfige, in welchem sich ein guter Locker befindet, hoch auf eine Stange, welche da hingesteckt wird, wo diese Vögel häufig vorüber ziehen. Wohnt man auf dem Lande, dann kann man diese Stange, welche so glatt sein muß, daß keine Katze an ihr empor kann, den ganzen Tag stehen lassen; nur muß man sie im Auge haben, damit kein an den Leimruthen hängen gebliebener Vogel verloren gehe. Auch für Kreuzschnäbel stellt man kleine mit Leimruthen tüchtig bespickte Fichtenbüsche oder kleine Tannenwipfel auf hohen Stangen auf solchen Schlägen auf, welche die Kreuzschnäbel fleißig besuchen. Nach ihnen bemüht sich der Vogelsteller nicht bloß im Frühjahre,

sondern auch im Sommer und Herbst, wenn eben der Zug dieser Vögel stark ist. Die Hauptsache bei diesem Fange ist ein guter Lockvogel, guter Leim und das richtige Aufstellen der Leimruthen oder Sprenkel; denn stehen die Leimruthen zu fest, so fallen sie nicht mit den Vögeln herab, und diese reißen sich los; sind sie aber zu locker aufgestellt, so fallen sie herab, ehe die Vögel gehörig angeklebt sind.

Die meisten Singvögel kann man in Sprenkeln fangen. Man macht die Sprenkel aus einer Haselruthe, die am dicken Ende schief abgeschnitten ist. Auf der dem Einschnitt entgegengesetzten Seite schneidet man eine Linie tief ein, und nimmt das Holz über dem Einschnitte schief hinweg mit einem scharfen Messer, so daß der Einschnitt unten eine wagerechte Fläche hat, mit der die schief abgeschnittene einen spitzen Winkel bildet. In diese Kimme wird mit dem Sprenkelbohrer ein Loch quer durch die Ruthe gebohrt. Hierauf zieht man einen doppelten Faden Hauszwirn (noch besser Pferdehaare), der vorn um ein Stückchen Tuch geknüpft ist, damit er nicht durch das Loch schlüpfen kann, durch dieses, und schlingt ihn hinten um das dünne Ende der Ruthe, so daß diese durch den Faden bogenförmig gekrümmt wird nnd mit ihren Enden etwas über spannenlang auseinander steht. Dann macht man ein Stellholz 2—3 Zoll lang, welches man hinten abschneidet, damit es nicht zu schwer wird. Der Sprenkel wird da, wo man Vögel gesehen, die man fangen will, auf eine bogenförmig eingesteckte Ruthe gehängt, damit er mit dem gefangenen Vogel sogleich auf die Erde falle, und der Vogel sein Bein nicht breche. Will man den Sprenkel aufstellen, so zieht man den Faden bis an den Knoten, den man nicht weit vom schwachen Ende der Ruthe in den Faden geknüpft hat, an, stellt das hintere Ende des Stellholzes in der Kimme so auf, daß es leicht her-

ausfällt, aber der Faden doch, so lange das Stellholz steht, am Zurückrutschen verhindert wird, läßt den Knoten des Fadens auf der oberen flach geschnittenen Hälfte des Stellholzes ruhen, und schiebt den auseinander gelegten Faden in einen Einschnitt vorn im Stellholze. Damit der Faden nicht auf den Seiten herabfalle, und der Fuß des Vogels also sicher zwischen denselben komme, legt man einen dürren Grashalm so über das Stellholz, daß beide Faden darauf ruhen. Als Lockspeise hängt man Hollunderbeeren an eine schlanke Ruthe, die man so neben den Sprenkel stellt, daß der Vogel die Beeren von dem Stellholze aus am bequemsten erreichen kann. Sobald nun der Vogel auf das Stellholz tritt, fällt dieses ab, der Sprenkel schnellt auseinander, der Vogel sinkt und geräth mit seinen Füßen so fest in den Faden, daß er unmöglich entkommen kann. Damit er aber von dem Aufschnellen des Sprenkels nicht verletzt werde, darf derselbe nicht zu straff sein, also nicht zu viel Schnellkraft haben.

Man fängt auf solche Art Plattmönche, Rothkehlchen, Grasmücken, Gimpel, Drosseln, Hänflinge, Kreuzschnäbel und andere Vögel.

Die Dohnen verfertigt man aus Pferdehaaren, und nimmt für Drosseln und kleinere Vögel sechs 22—25 Zoll lange Pferdehaare zusammen, theilt sie in zwei Theile, knüpft sie oben mit einem Kreuz- oder Doppelknoten, trennt beide Theile durch die dazwischen gehaltene linke Hand, dreht die Pferdehaare mit der Rechten bindfadenartig zusammen, knüpft an das untere Ende einen ähnlichen Knoten, wie an das obere, steckt dieses Ende durch das am zuerst gemachten Knoten entstandene Ohr, und die Schleife ist zum Gebrauche fertig. Gewöhnlich steckt man aber die zusammengedrehten Pferdehaare nicht eher durch, bis man sie gebrauchen will, damit sie die Elasticität nicht

verlieren. Hängt man die Schleifen, an Stäbchen befestigt, nahe über die Erde, damit die hineinlaufenden Vögel mit den Köpfen hängen bleiben, so nennt man eine solche Vorrichtung Laufdohnen. Will man Drosseln in Laufdohnen fangen, so biegt man eine Haselruthe von der Dicke eines kleinen Fingers etwas zusammen, steckt sie mit beiden Enden in die Erde, so daß ein 7 Zoll hoher, unten 7 Zoll weiter Bogen entsteht, und hängt drei sechsdrähtige Schleifen von Pferdehaaren so an den Bogen, daß eine jede Schleife einen Zirkel von 2½ Zoll Durchmesser bildet, und 1½ Zoll von der Erde entfernt ist. Um eine Schleife an dem Bügel zu befestigen, schneidet man einen schrägen Schnitt in die Ruthe, schiebt das doppelte geknüpfte Ende der Schleife hinein, und drückt den Spalt wieder zusammen. Mehr sind aber die Hängedohnen im Gebrauche, in denen man vorzüglich alle Arten von Drosseln fängt. Am zweckmäßigsten stellt man die Hängedohnen auf folgende Art, nach J. Fr. Naumann's Vorschlag, auf. Man nimmt einige Schock Stäbe von zähen Weiden, halb so stark, wie ein Mannsfinger, knickt sie etwa 7 Zoll von ihrem untern Ende ein, und biegt sie dann über dem Knie oder mit der Hand sprenkelartig, schneidet das spitzige Ende keilförmig zu, und macht auf der einen Seite des Keils einen Einschnitt, hinter welchem des Holz so weit weggeschnitten wird, daß ein Absatz vorsteht. Nun wird nicht weit von dem untern Ende ein Längenschnitt durch den Stab geführt, welcher bis an das Knie reicht, aber den untern Theil der Ruthe oder des Stabes nicht trennen darf. An diesen Spalt wird die Spitze des Stabes bis an den Absatz eingeschoben, so daß sie an diesem in dem Spalte festgehalten wird, diesen aber auch so sehr erweitert, daß man die Beeren bequem hinein hängen kann. Die auf diese Art enthaltenen Bügel sind un-

gefähr 4 Zoll breit und 6 bis $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch, und bekommen vier Schlingen. Man sticht nämlich oben auf den Seiten der Biegung mit der Spitze eines Messers durch und hängt auf jeder Seite eine Schlinge ein. Auf jeder Seite unten, etwas über dem Knie, sticht man ähnliche Löcher ein, und bringt zwei Schlingen an, welche, wenn sie aufgestellt werden, so stehen, daß die eine auf dieser, die andere auf der andern Seite der Beeren angebracht ist, und es also dem Vogel unmöglich machen, die Beeren im Fluge herabzureißen, was sehr oft geschieht, und in Jahren, wo die Beeren selten sind, besonders unangenehm ist. Die oberen Schlingen werden so aufgestellt, daß sie $2\frac{1}{2}$ Zoll über dem unteren Theile des Bügels stehen. Diese Bügel steckt man dann mit ihrem unteren Theile in Löcher, die man mit einem Schraubenbohrer in Baumstämme einbohrt. Nach der Zugzeit nimmt man die Bügel wieder heraus und steckt einen Pflock in jedes Loch.

In jungen Nadelholzbeständen hat besonders folgende Dohne viel Brauchbarkeit. Eine 3 Fuß lange, unten $\frac{1}{3}$, oben $\frac{1}{6}$ Zoll dicke Ruthe wird, 7 Zoll vom dicken Ende entfernt, weidenartig gedreht (so wie man die Wieden, Weeden oder am richtigsten wohl Weiden, mit denen man die Reisbündel und auch wohl die Strohgarben bindet, dreht). 14 Zoll weiter nach der Spitze zu dreht man die Ruthe abermals und formt nun einen Bogen, indem man den zuletzt gedrehten Theil um das untere Ende der Ruthe biegt, und die übrig bleibende Spitze der Ruthe um den Bogen wickelt, bis sie den geraden Theil bei der ersten Biegung wieder erreicht. An den geraden Theil hängt man drei Pferdehaarschleifen, welche $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben und vom Bogen $\frac{1}{2}$ Zoll entfernt sind; unten, nach dem Bogen zu, wird eine Dolde Vogelbeeren zwischen die umwundenen Ruthen ge-

klemmt. Diese Dohne hängt man an zwei nebeneinander stehende, etwas abgestutzte und zusammengedrückte Quirl-Aeste eines jungen Nadelholzbäumchens, mit dem geraden Theil nach oben. In Laubhölzern hat die dreieckförmige Dohne den Vorzug, da man sie an jeden Ast hängen kann. Man nimmt eine gleiche Ruthe wie zu der vorigen Dohnenart, dreht sie 6 Zoll vom untern Ende weidenartig, um sie in einen spitzen Winkel biegen zu können, dreht sie 10 Zoll weiter nochmals, um die Spitze des Dreiecks zu bilden, dreht sie abermals 10 Zoll weiter nochmals, um auch die dritte Spitze des Dreiecks zu erhalten, und windet nun den Rest um die 6 Zoll lange Grundlinie dreimal um, befestigt die Schlingen an den beiden Schenkeln auf gewöhnliche Art und klemmt zwischen die umwundenen Ruthen unten die Beeren ein, so ist die Dohne fertig. Noch leichter sind diese Dohnen zu machen, wenn man gleich gabelförmig gewachsene Ruthen nimmt.

Bei Anlegung eines Dohnensteigs oder einer Vogelschneiße wird gewöhnlich mehr auf den Fang der Zug- und Strichvögel, als der Heckvögel, das heißt derjenigen, welche in der Gegend ausgebrütet worden sind, gesehen. Man muß daher auch eine solche Gegend wählen, wo der Erfahrung gemäß viele Zugvögel im Herbste einfallen. Gewöhnlich sind dies etwas hochliegende und ruhige, mit 10—30 Fuß hohen Büschen und Stangen und einzelnen alten Bäumen bestandene Waldungen, auf deren Morgen- und Mittagsseite die Vögel am liebsten einfallen. Will man nun hier einen Dohnensteig anlegen, so suche man zu Anfang Septembers die alten Holzwege oder sonstige schmale lichte Streifen in den Dickigen auf, und bringe zu beiden Seiten derselben, bald rechts, bald links, etwa 6 bis 8 Schritte von einander entfernt und 5 Fuß vom Boden erhöht, die Hängedoh-

nen oder Bügel an; doch lasse man die Schleifen vorerst noch gerade herunter hängen. Bemerkt man in der Folge, daß Vögel da sind, so beert man die Dohnen mit den zu Ende August sammt den Stielen abgebrochenen Vogelbeeren oder Ebereschenbeeren ein, und stellt die Schleifen hängend, worauf sich nun, besonders in den Morgen- und Abendstunden, und besonders bei nebeligem und regnerischem Wetter bald einige Vögel fangen werden. Von nun an muß der Dohnensteig täglich gegen Mittag begangen, die Vögel ausgenommen, die verdrehten Schleifen wieder gerichtet, und jede ausgebeerte Dohne mit frischen Vogelbeeren wieder versehen werden.

Die Lerchen fängt man leicht auf folgende Art: Man bindet einem zahmen Männchen die Flügelspitzen über dem Schwanze zusammen und befestigt daran ein gabelförmiges, mit den beiden Enden in die Höhe stehendes Leimrüthchen. Sieht man nun eine Lerche sich in die Höhe schwingen, so läßt man seine zahme Lerche laufen; jene sieht diese, hält sie für einen Nebenbuhler, schießt aus der Höhe auf dieselbe los und fängt sich nun an der Leimruthe.

Die Haubenlerchen fängt man gewöhnlich im Winter, wenn sie sich den Wohnungen nähern, mit Leimruthen oder Schlingen, indem man als Lockspeise Spreu mit darauf gelegtem Weizen hinstreut. Die Finken fängt man auf dieselbe Weise.

Der Fang mit der Bichtel ist sehr unterhaltend und ergiebig. D. J. Tscheiner beschreibt in seinem Werke „Vogelfänger und Vogelwärter, oder Naturgeschichte, Fang, Zähmung und Wartung unserer beliebtesten Sing- und Zimmervögel", Pest, 1828, 2te Aufl., diese Fangart folgendermaßen:

Man wählt sich in einem Walde einen Baum, der wenigstens rings herum 2—3 Schritte von anderen Bäumen entfernt stehen muß. Von diesem Baume

haut man die überflüssigen Aeste weg und läßt sie nur einzeln stehen, schneidet auch diese so weit ab, daß sie nur 3—6 Spannen lang bleiben und ein paar Spannen von einander abstehen. Am Gipfel läßt man einige Aeste stehen. Die abgestumpften Aeste werden mit Spalten versehen, in welche die Leimruthen so gesteckt werden, daß sich kein Vogel aufsetzen kann, ohne sie mit der Brust zu berühren; sie stehen also alle wie ausgewachsene Aeste in die Höhe.

Unten um den Stamm herum baut man eine Hütte, etwa 6 Schuh hoch, worin eine oder mehrere Personen Platz finden können. Auf diese Hütte setzt man eine lebende Eule, die man so abrichtet, daß sie bisweilen auffliegt, und dann wieder ihre frühere Stellung einnimmt. Man macht ihr daher ein ledernes Band an den einen Fuß, an dessen Ende ein langer Bindfaden befestigt ist, welcher durch eine Oeffnung in die Hütte geht.

Sobald eine Anzahl Vögel erscheint, zieht man den Bindfaden etwas an. Die abgerichtete Eule fliegt sodann auf, setzt sich aber gleich wieder; kaum merken dies die Vögel, so kommen sie sogleich als Feinde der Wichteleule, Strix passerina, auch Kauz genannt, herbeigeflogen, setzen sich auf die Leimruthen und sind gefangen.

Die Wichtel kann am besten abgerichtet werden, wenn man sie jung aufzieht.

Die beste Zeit, diesen Fang anzustellen, ist vor Auf- oder Untergang der Sonne, und man kann ihn bis in die Nacht fortsetzen. Die Monate Juli, August, September und October sind die passendsten.

Den Ton der Wichtel, da diese nicht immer selbst schreit, kann man mittelst eines Pfeifchens hervorbringen, das man also verfertigt. Man nimmt ein Stückchen Holz, in dessen Mitte ein langer Kerb geschnitten wird; in diesen legt man ein Stückchen Kirsch-

baumrinde, welche über den Kerb hinausragt, und darauf wird ein Stück Holz, das genau in den Kerb paßt, gepreßt. Mit dieser Pfeife kann man den kläglichen Ton der Eule täuschend nachahmen.

Die größeren Fangarten der Vögel findet man in J. M. Bechsteins Anleitung, Vögel zu fangen, in Naumanns Vogelsteller und in der allgemeinen Encyklopädie der gesammten Land- und Hauswirthschaft der Deutschen ausführlich beschrieben. Wir haben hier bloß jene aufgeführt, welche ohne große Kosten bewerkstelligt werden können.

Vogelflinte, mit diesem Namen bezeichnet der Jäger eine kleine Flinte von geringem Kaliber, die man hauptsächlich bei der Vogeljagd anzuwenden pflegt und mit sogenanntem Vogeldunst ladet.

Vogelflug, die Art und Weise, wie die Vögel mit Hülfe ihrer Schwingen und Schwänze in der Luft hinschweben. Beim Artikel Vogel haben wir bereits den Flug der einzelnen Vögel näher charakterisirt. — Aus dem Vogelflug pflegte man im Alterthum das Schicksal eines Unternehmens, seinen guten oder schlechten Ausgang vorher zu verkündigen. Das Beobachten des Vogelfluges hieß auspicium (avis, der Vogel) und die Beobachter selbst auspices.

Vogelfrei, eigentlich völlig ungebunden, so daß man sich hinbegeben kann, wo man will; dann aber auch so viel wie geächtet, schutz-, obdach- und heimathlos, alles Rechtsschutzes baar, so daß es Jedem freisteht, den für vogelfrei Erklärten zu tödten.

Vogelfutter. In der Gefangenschaft sollen die Vögel solche Nahrungsmittel erhalten, welche denen der Vögel in freier Luft gleich kommen oder wenigstens ähnlich sind. Es gehört auch Vorsicht dazu, die Stubenvögel an Nothfutter zu gewöhnen. Finken, Goldammern, Drosseln fressen gleich. Andere rühren eine Weile das Futter nicht an und ducken sich in

eine Ecke. Dies ist ein gutes Zeichen; denn wenn sie gleich gierig fressen, werden sie sich nicht halten. Man hat ein gemeinsames Futter, Art Universalfutter, zusammengesetzt. Dies besteht für Sänger aus Folgendem:

Eine gute gelbe Rübe (Mohrrübe) wird auf einem Reibeisen klein gerieben; zu dieser wird $\frac{1}{3}$ so viel von einem klein geriebenen gesottenen Rinderherzen und eben so viel von geriebener Semmel unter einander gemischt. Die gelbe Rübe muß täglich frisch gerieben werden und darf keine Nacht stehen, weil sie sonst sauer wird und dem Vogel alsdann schadet. Zu diesem Futter giebt man den Sängern frische oder gedörrte Ameisenpuppen und täglich 2 bis 3 Mehlwürmer. In der Mauserzeit sind ihnen hart gesottene und geriebene Eier sehr zuträglich. Im Herbst erhalten sie Holunderbeeren, welche getrocknet und in Wasser aufgequellt ihnen den ganzen Winter über gut bekommen. Frisches Wasser zum Trinken und Baden müssen sie täglich erhalten.

Das Universalfutter für Drosseln, Staare und Seidenschwänze ist folgendes: Man mengt zu gleichen Theilen eine geriebene gelbe Rübe, Gerstengrütze und Semmelkrumen unter einander, und feuchtet diese Mischung mit etwas Wasser an. Doch ist es nöthig, dieses Futter täglich frisch zu bereiten, da es sonst sauer wird. Im Sommer giebt man ihnen täglich kleine Regenwürmer und im Herbst Vogelbeeren. Frisches Wasser zum Trinken und täglich Gelegenheit zum Baden ist zur Erhaltung ihrer Gesundheit nöthig.

Der Pirol erhält sich am längsten bei dem Universalfutter der Sänger, bedarf aber zur Abwechselung süße Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren und Vogelbeeren. Täglich frisches Wasser zum Trinken und Baden.

Die Kernbeißer bekommen Sommerrübsen abwechselnd mit Hanf- und Fichtensamen, im Herbste Vogel-

beeren. Den Kirschkernbeißern giebt man noch Kirschkerne. Frisches Wasser zum Trinken und Baden ist ihnen täglich nothwendig.

Die Finken erhalten nach ihren verschiedenen Arten zweierlei Universalfutter. Die Buch- und Bergfinken, die Hänflinge, so wie die Kanarienvögel, erhalten Sommerrübsamen und zur Veränderung Hanf- und Kanariensamen; die Stieglitze, Zeisige, so wie viele andere Arten, erhalten Mohn, Hanf- und Kanariensamen. Alle zur Gattung der Finken gehörenden Vögel fressen gern etwas grünen Salat und Hühnerdarm. Sie brauchen täglich frisches Wasser zum Trinken und Baden.

Die Lerchen erhalten Gerstengrütze mit Wasser angefeuchtet, unter welche gehackter grüner Kohl gemengt wird. Zur Abwechselung Hirse, Ameisenpuppen und kleine Regenwürmer. Im Winter alle paar Tage 2 bis 3 Mehlwürmer. Täglich frisches Wasser zum Trinken. Sie baden sich im Sande, weshalb sie damit hinreichend versehen werden müssen.

Die Meisen erhalten im Wasser geweichte Semmel, Mohn, Hanf- und Sonnenblumensamen. Auch giebt man ihnen gekochtes und klein geschnittenes Fleisch. Die Bart- und Haubenmeisen bedürfen jedoch das Universalfutter der Sänger und viele kleine Regenwürmer. Sie müssen täglich frisches Wasser zum Trinken und Baden haben.

Der Wiedehopf erhält in Milch geweichte Semmel und klein geschnittenes, gekochtes Fleisch. Im Sommer viele Regenwürmer. Zum Trinken täglich frisches Wasser. Er badet sich im Sande.

Die Eisvögel befinden sich am besten bei in Milch geweichter Semmel und in längliche Streifen geschnittenem, gekochtem Fleische. Im Sommer erhalten sie Regenwürmer, so wie zur Abwechselung kleine Fische.

Frisches Wasser zum Trinken und Baden müssen sie täglich haben.

Die Wachtel erhält Weizen und zur Abwechselung Hirse, kleine Regenwürmer und Ameisenpuppen. Frisches Wasser täglich zum Trinken. Sie badet sich nur im Sande.

Uebrigens ist ohnedies bei den einzelnen Vögeln das Futter überall angegeben worden.

Die Mehlwurmhecke legt man in einem Kasten an, welcher mit einem Deckel, in welchem sehr viele Luftlöcher sind, zugeschoben werden kann. Dieser Kasten wird mit wollenen Lappen, altem, weichem Weidenholze, trockenen, vom Anger geholten Kuhfladen und Weizenmehle gefüllt, oder man thut Gersten- oder Haferschrot oder Weizenkleie, etwas Zuckerpapier und alte Lappen oder Schafleder hinein. In diesen Kasten thut man 1 Schock Mehlwürmer und stellt ihn ruhig an einen warmen Ort; so verwandeln sich die Würmer in Puppen, aus welchen schwarze Käfer herauskommen, und diese legen sehr viele Eier, aus welchen nach einiger Zeit die Mehlwürmer kriechen. Von Zeit zu Zeit muß ein mit Wasser angefeuchteter wollener Lappen auf die Mehlwurmhecke gelegt werden, damit etwas Feuchtigkeit in die Hecke dringt. Diese so angelegte Hecke muß vor dem ersten Gebrauche erst ein halbes Jahr stehen, alsdann sucht man oben die Mehlwürmer ab und thut diese zum täglichen Gebrauche in ein Glas, damit man nicht täglich die Hecke zu beunruhigen braucht. Alle Jahre thut man etwas Weizenmehl hinein. Diese Hecke bringt vorzüglich große Mehlwürmer hervor, da die trockenen Kuhfladen, je dicker, je besser, ihnen Nahrung gewähren.

Die Mehlwürmer dienen bei insektenfressenden Vögeln zugleich auch als Arznei.

Die Ameisenpuppen gewinnt man folgendermaßen: Auf solchen Plätzen, wo sich von der Sonne beschienene Ameisenhaufen befinden, macht man einen Fleck zuvor ganz rein, der nicht mit Gras oder Moos bewachsen ist, bedeckt ihn mit grauem Papier oder mit einem Tuche, und stört nun mit einem Stabe den ganzen Ameisenhaufen auf. Die Ameisen fangen sogleich an, die freiliegenden Puppen (Eier) unter die Decke zu tragen, wo man sie nach einigen Stunden einsammeln kann. Die Zeit des Einsammelns währt vom Mai bis Ende Juli an Tagen, wo die Sonne recht warm scheint. Die Puppen dörrt man in Backöfen zum Wintervorrathe.

Vogelgarn nennt man alle beim Vogelfang gebräuchlichen Netze; s. Vogelfang.

Vogelgeier, s. im Art. Vogel die Beschreibung der Geierarten.

Vogelgesang, im Orgelregister Merula; s. d.

Vogelgestelle nennt der Jäger und Forstmann 6 Fuß breite kurze Gestelle oder Gänge, mit welchen der Anfang und das Ende eines Holzschlages bezeichnet wird, und wo in der Regel nummerirte Pfähle errichtet werden.

Vogelhaus, s. Vogelbauer.

Vogelhecke. Stubenvögel, welche sich in der Gefangenschaft paaren, sperrt man zur Zeit ihrer Begattung in ein langes hölzernes Bauer, in welches man in der Regel zwei aus Stroh korbartig rund geflochtene Nester befestigt, welche inwendig mit Baumwolle und Flanell gefüttert sind. Eines von diesen Nestern wählen die Vögel und tragen in dasselbe Federn, Werg, Stroh rc., welches man zu diesem Behufe zwischen die Sprossen des Bauers steckt. Ueber die Brutzeit, die Behandlung, Fütterung und Pflege siehe die einzelnen hierher gehörigen Artikel.

Vogelherd, vergl. den Artikel Vogelfang. Speciell ist hierüber noch Folgendes anzuführen: Der Vogelherd ist eine Vorrichtung zum Fangen der Vögel, vorzüglich der Krammetsvögel, mittelst besonderer Hütten und eigenen Schlaggarnen, die mit einem besonderen Zuge zugezogen werden. Folgende Vogelherde sind die gebräuchlichsten:

1) Der Vogelherd mit doppelten Schlagwänden auf Krammetsvögel. In ihnen fängt man vorzüglich die verschiedenen Drosselarten, namentlich Turdus viscivorus (Schnerer), Turdus piluris (Ziemer), Turdus musicus (Singdrossel oder Zippe) und Turdus iliacus (Weindrossel). Am geeignetsten sind mäßig hohe Gebirge, vorzüglich wenn solche mit Nadelholz bestanden sind, und vorzüglich eine nach Nordost (woher die Vögel stets nach Südwest ziehen) freie Aussicht habende Anhöhe, von welcher mehrere kleine Thäler ausmünden, zur Lage des Vogelherdes. Auf solchem Orte wird ein Platz von etwa 66 Fuß Länge und 20 Fuß Breite geebnet und mit Rasen besetzt, und auf diesem ein einstöckiges länglich viereckiges, mit Reisig gedecktes und mit Tannenreisig auch von außen bekleidetes Häuschen (Hütte) gebaut. Sie ist nach Umständen mehr oder weniger elegant eingerichtet, und hat hinten eine Thür, vorn nach dem eigentlichen Herd zu ein Guckloch und darunter ein anderes zur Einführ der Rückleine, an den Seiten auch wohl einige kleine Fenster. Je kleiner, desto besser wird sie sein; am besten ist es, wenn sie eingegraben ist. Ungefähr 30 Fuß von dieser Hütte, nach der Morgenseite zu (von Manchen wird auch die Abendseite empfohlen), wird eine Erhöhung von Erde gemacht, welche gewöhnlich 18 bis 20 Fuß lang, 12 Fuß breit und 3 Fuß hoch, in der Mitte am höchsten und an beiden Seiten abgedacht ist und mit grünem Rasen bedeckt wird. Diese Erhöhung (Herd

oder Strauch) wird mit schwachen Nadelholzstangen, die auf Pfählen festgenagelt werden, der Länge nach, in einer 2 Fuß weiten Entfernung, beschlagen, an welchen Stangen Wachholderbüsche, die mit vielen schwarzen und auch mit einigen Vogelbeeren behängt sind, festgebunden werden. An den vorderen und hinteren Enden dieses Strauches bleiben zwei freie Rasenplätze, um die zum Locken dienenden Vögel, die mit einer Schnur um die Flügel befestigt sind, herumlaufen zu lassen; diese Vögel heißen Laufer. 12 bis 14 Lockvögel von den oben genannten Drosselarten werden übrigens noch in Bauern gehalten, und hängen während der Stellzeit in einiger Entfernung um den Herd umher. An den beiden langen Seiten des Strauchs liegen nun in zwei Gräben zwei Netze (Wände) dicht zusammengerafft, welche, um auch Rothkehlchen, Finken u. dgl. nicht entkommen zu lassen, mit höchstens $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll (nur wenn der Vogelheerd ausschließlich für Drosseln bestimmt ist mit $1\frac{1}{2}$ Zoll) weiten Maschen gestrickt und an zwei Leinen, von der Stärke eines Fingers, angemascht sind. Diese werden nach hinten, dicht am Boden über das Kreuz, an Pfähle angeheftet und auf der entgegengesetzten Seite an zwei starken Reiteln straff angespannt (angereitelt). Dicht am vordern und hintern Ende des Strauchs sind zwei hölzerne Lorven fest in die Erde eingerammt, in denen sich in einer jeden zwei 6 Fuß lange und 1 Zoll lange grün angestrichene Stäbe (Lorven- oder Schlagstäbe) bewegen, die mit ihren oberen Enden an die Leinen befestigt sind. Durch das Anspannen der Leinen wird nun ein immerwährendes Emporstreben der Wände bewirkt, die, wenn sie aufrecht stehen, über den Strauch zusammenschlagen und ihn von allen Seiten einschließen. Am Boden werden die Wände, beim Niederlegen, mit beweglichen hölzernen Haken fest gehalten,

von denen aus ein Draht unterirdisch durch einen Kanal in die Hütte läuft, und dort mit einem Ringe endigt. Sind nun Vögel in den Strauch eingefallen, so wird an dem Ringe gezogen, welches man Rucken nennt. Von diesem Ruck öffnen sich die Haken, die Wände springen mit einer großen Schnelligkeit in die Höhe, und der Fang ist geschehen. Rings um den Herd stehen einige 20 Fuß hohe, dürre, geschneitelte Bäume (Fußreißer oder Krakeln), welche dazu bestimmt sind, die Vögel bei ihrer Ankunft aufzunehmen (fußen zu machen). Kleinere Bäumchen dieser Art (Fallkrakeln) stehen dicht um den Strauch umher, und diese werden oft statt der Aeste mit Kloben versehen, von welchen ebenfalls Ruckdrähte in die Hütte laufen, und auf welchen diejenigen Vögel, die nicht in den Strauch gehen, gefangen werden. Ein solcher Herd wird vorzugsweise auch ein Klobenherd genannt. Um Flüge von Vögeln, die vorüberstreichen und, trotz allen Lockens, sich nicht geneigt zeigen, näher zu kommen, zum Einfallen zu vermögen, ist hinter der Hütte noch eine besondere Vorrichtung (hohes Gerege) angebracht. Dies sind nämlich zwei 14 Fuß hohe Stangen, die in einer gleichen Entfernung von einander aufrecht in der Erde stehen, und von welcher ein schwacher Bindfaden von der Spitze der einen bogenförmig bis zur Erde nach der Spitze der zweiten und von da aus in die Hütte läuft. Wo dieser Faden die Erde berührt, wird ein Vogel (Rührvogel), dem mit einer Lederkappe die Augen geblendet sind, festgebunden. Sobald nun Züge von Vögeln vorüberstreichen, wird der Faden durch einen schnellen Zug in die Höhe geschnellt (Ruhlen oder Rudeln); der Vogel, hierdurch erschreckt, fliegt hoch in die Luft, und die Flüge Drosseln werden so oft zum Einfallen veranlaßt. Ein solcher Herd muß nun Morgens vor Sonnenaufgang bestellt, und die Lock-

vögel, Läufer und Rührvögel ausgestellt sein. Der Vogelsteller sieht nun durch die Dämmerung unausgesetzt durch das Guckloch gegen Nordost, und pfeift unausgesetzt die Locktöne oder den Gesang der Vögel, die er erwartet. Sind die Vögel auf ungefähr 100 Schritte genaht, so überläßt er das weitere Lokken den Lockvögeln. Hierauf werden die Vögel meist einfallen. Sind die meisten Vögel eingefallen, so säumt man nicht zu rucken, denn sonst haben sich die ersten schon wieder gesättigt und fliegen fort. Man drückt nun den gefangenen Vögeln die Köpfe ein oder nimmt sie lebend heraus; dann entfernt man sogleich alle Federn, die etwa herausgefallen sind, vom Strauch, und stellt den Herd möglichst rasch wieder auf. In den Wintermonaten, wo der Zug der Vögel schon vorüber ist, liegen oft noch große Flüge von Ziemern in Wachholderbüschen; diese sucht man durch ausgeschickte Leute aufzustöbern und nach dem Herde zu treiben, was Rege (nicht Gerege) heißt. So die gewöhnlichste Art der Vogelherde mit doppelten Schlagwänden. Döbel und Andere geben noch verschiedene Abänderungen an, die indessen bloß in der Art, die Netze aufzustellen, verschieden sind, und was hier in Ermangelung der Abbildungen nicht deutlich gemacht werden kann, und daher besser übergangen wird.

2) Vogelherde mit einfacher Wand zum Drosselfang. Bei diesen schlagen die Wände nicht, wie bei den vorigen, in der Mitte über den Vogelherd zusammen, sondern das Garn fliegt blitzschnell von einer Seite des Herdes zur andern, und legt sich unmittelbar über denselben. Es ist auch kleiner als bei dem vorigen. Natürlich muß das Netz auch mehr als noch einmal so breit sein, als bei dem vorigen. Angelegt wird ein solcher Herd an oder in einem Holzrand, der aber vom freien Felde begrenzt wird

(Feldtenne). Eine Hütte ist zwar auch nöthig, doch sind die übrigen Erfordernisse kaum halb so kostspielig, als bei dem vorigen. Dagegen muß auch Alles viel genauer gearbeitet und erhalten sein, damit das Netz rasch überschlage und der Fang nicht mißlingt. Da dieser Herd zum Fang von kleineren Vögeln wie von Drosseln bestimmt ist, so wird er natürlich mit solchen Sämereien besetzt, welche die Lieblingsnahrung der Vögel ausmachen, die man zu fangen beabsichtigt, daher bei Drosseln mit Vogel-, Schwarz- und Wachholderbeeren, bei Finken und Hänflingen mit Rübsen und Hanf, bei Ammern und Sperlingen mit Spreu und Hafer. Der Mechanismus, wodurch das Rucken geschieht, bleibt sich im Uebrigen ziemlich gleich, nur legt man zuweilen einen Strauch besonders an, zuweilen aber nicht. Lockvögel sind ebenfalls erforderlich, und ein hierzu bewegliches Gestell, wozu diese aufgehängt werden, heißt das Klipprohr. Rührvögel sind auch hierzu nothwendige Requisiten. Ein besonderer Kunstgriff, dessen man sich hierbei auch bedient, ist das Einschrecken. Einige Eulen oder auch andere Raubvögel, die, etwas verborgen, auf einer Stange sitzen, wo sie angefesselt sind, stehen mit einer Schnur in Verbindung, welche in die Hütte läuft. Sind nun Vögel bei dem Herde angekommen, die keine Lust bezeigen, die ihnen dargebotene Aetzung anzunehmen, so wird die Schnur schnell angezogen; die auf diese Weise gestörten Raubvögel richten sich empor und schlagen mit den Flügeln, wodurch die Vögel, in Furcht gesetzt, gewöhnlich in den Herd fliegen, sich dort vor ihren Feinden zu verbergen suchen und so gefangen werden. Dieser Herd wird im Herbste gestellt. Drosseln, Finken und Hänflinge fängt man bis Martini, Krammetsvögel noch länger; diese fängt man besonders Morgens,

Ammern und Sperlinge den ganzen Tag, und diese fallen besonders bei schlechtem Wetter ein.

3) Ganz dasselbe ist der Tränkherd, nur wird er auf einer Stelle angelegt, wo man weiß, daß die Vögel gewöhnlich saufen, sei es an einem Bach, an einem Quell oder an einer Lache. Hier fallen gewöhnlich wenige auf einmal ein, es sei denn, daß sie, wie vor Aenderung des Wetters zu geschehen pflegt, baden wollen. In der Nähe befindliche Quellen und Brunnen werden mit Reisholz zugedeckt. Man kann den Tränkherd von Mitte August bis Ende Oktobers stellen, doch ist er nur bei trockener Witterung anwendbar. Statt der Hütte begnügt man sich nur mit einer Laube (Lausche) von Reisig. Alles Uebrige geschieht wie in den anderen Herden.

4) Der Finkenherd, auf dem man nicht nur gewöhnliche Finken, sondern auch Hänflinge, Grünlinge, Bergfinken, Zeisige, Kernbeißer, Ortolane, Goldammern u. s. w. fängt, ist fast wie die unter 1. beschriebene Vogelherd beschaffen, nur weit kleiner. Man legt ihn vor Holzungen, wohin diese Vögel ihren Zug haben, oder auf die Aecker selbst. Die Buschwände werden von Tannen-, Eichen- oder Rothbuchenreisig gemacht. Auch dieser Herd hat bei Naumann, Döbel und Anderen unwesentlich abweichende Einrichtungen. Auch hier genügt eine dichte Laube statt der Hütte. Zum Rucken kann man sich mehr Zeit nehmen, als bei den Drosselherden. Alles andere ähnelt den anderen Vogelherden, nur wird hier das Einschrecken noch häufiger angewendet, als bei anderen Vogelherden.

5) Der Panter oder Schießherd ist eine sonst vorzüglich in Italien, Oesterreich und Tyrol gewöhnliche, aber ziemlich kostspielige Art Vogelherd. Im engeren Sinne heißen die dabei gebrauchten Netze so. Davon sind drei jedes 64 Ellen lang und werden in

einem Viereck aufgestellt. Die vierte Seite wird mit zwei kleineren Netzen in einem vorspringenden Winkel geschlossen. Alle diese Netze sind mit feinen Ingarnen versehen. Bei diesem Winkel ist die Hütte angebracht, welche 9—10 Ellen hoch ist, und aus zwei Stockwerken besteht; in dem untern werden die Lockvögel aufbewahrt, in dem obern ist der Vogelsteller. Der mit den Netzen umstellte Platz heißt Roccolo; um denselben müssen Bäume stehen, welche bis über die Höhe der Netze ausgeschnödelt sind. Im Innern des Platzes müssen einige niedrige Bäume stehen. Vor der Hütte sind mit Rasen bedeckte Erdbänke angebracht, auf welchen sich die Rührvögel befinden; außerdem sind in Heckenreisern Lockvögel in Käfigen aufgehängt, und diese mit Tannenreisig bedeckt. Wenn nun Krammetsvögel auf dem Striche herbeikommen und sich auf die Bäume und Heckenreiser setzen, so schießt man aus der Hütte mit einer Armbrust einen Bolzen ab, an welchem ein Fuchsschwanz oder etwas einem Raubvogel Aehnelndes befestigt ist, und zwar in einer solchen Richtung, daß der Bolzen 3 Ellen hoch über die Harkreiser hinwegfliegt. Die dadurch erschreckten Vögel fliegen nieder und gerathen in die Netze.

Vogelhütte, s. Vogelherd.

Vogelia, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Nyctagineen, zur Gruppe der Plumbagineen und zur ersten Ordnung der fünften Klasse des Linnéischen Systems gehörig. Arten sind: Vogelia africana, capitata (Gmel.), tripterella capitata, sagittata.

Vogeljagd. Eine Vogeljagd ist nur mit Hülfe eines tüchtigen und wohl dressirten Hühnerhundes möglich. Wir müssen uns also zunächst mit diesem beschäftigen, und wird aus der angegebenen Behandlung und

Dressur am besten hervor gehen, wie man bei der Vogeljagd, namentlich bei der Hühnerjagd, verfährt.

Es giebt eigentlich nur zwei Racen Hühnerhunde, die jedoch, sowohl durch Vermischung unter sich, als auch mit anderen Racen, brauchbare Jagdhunde liefern. Diese Urarten sind a) der feinhaarige oder sogenannte Bluthund und b) der rauhhaarige oder sogenannte Wasserhund, wovon ersterer mehr in dem wärmeren und letzterer in dem kälteren Klima seine Race unverfälscht fortpflanzt; insofern man sie vor Vermischung mit andern Hunden bewahrt. Da nun diese Hunde durch ihre natürlichen Anlagen die Dressur außerordentlich erleichtern und bei zweckmäßiger Behandlung stets brauchbare Jagdhunde abgeben, so ist die Reinheit der Race dem Jäger von Wichtigkeit.

Der feinhaarige Hühnerhund ist von mittelmäßiger Größe und sehr proportionirtem Körperbau. Der Kopf ist stark, die Stirn groß, länglich und nach hinten sanft abgerundet, als Auszeichnung erhebt sie sich an ihrer vorderen Seite merklich über die Parallellinie der Nase, und es ist an dieser Seite eine tiefe Furche bemerkbar, welche zwischen den Augenbogenfortsätzen durchläuft. Die Augen scheinen zwar klein und matt, haben aber bei näherer Untersuchung gehöriges Feuer, vorzügliche Ruhe und starken Ausdruck im Fixiren. Die Augenbogenfortsätze sind stark und dienen den Augen bei starker Anstrengung gleichsam als Anhaltepunkt, wodurch die Physiognomie ein düsteres Aussehen bekommt. Im Gesicht, vom Behänge an gegen die Mitte der Stirn, hat dieser Hund schon in der Jugend feine Runzeln. Die Nase ist lang, in der Mitte sanft aufgeworfen, und die Nasenlöcher sind sehr beweglich. Der Unterkiefer ist stark, aber frei von wulstiger Beschaffenheit. Die Oberlippen sind breit gelappt, wodurch der Vorkopf vorn stärker erscheint als hinten. Das Untermaul schließt

kräftig und ist mit sammetartig anzufühlenden Knöpfen versehen. Der Behang ist nach dem Geburtslande verschieden; im Allgemeinen aber breit und lang, vorn hat er bald mehr, bald weniger Ausschnitt und die hintere Seite ist verloren abgerundet. Er ist tiefer als bei andern Hunden angebracht und hängt am Kopfe frei herunter. Der Hals ist schön geformt und das erste Halswirbelbein auffallend stärker als bei gemeinen Hunden ausgedrückt. Der Rücken ist sanft gebogen und die wahren Rippen sind stark gewölbt. Die Brust ist von vorn auffallend breit und überhaupt das ganze Knochenwerk des Vordertheils sehr stark. Der Oberarm ist kräftig bemuskelt und bei manchen Nationalhunden so übermäßig stark, daß die Stellung der Vorderläufe sichelförmig wird, was man jedoch weniger liebt, da der Hund dadurch schwerfällig ist. Die Vorderpfoten sind groß und kernhaft, aber nicht plump, mit tüchtigen Krallen versehen, und die Zehen bleiben beim Auftreten wohl geschlossen, was ein besonderes Kennzeichen ächter Race ist. Das Hintertheil ist auffallend stark bemuskelt, die Oberschenkel tüchtig behoset und die Sprunggelenke haben gehörige Winkel mit starken Sehnen. Der Schweif (die Ruthe) ist nicht stark und wird gewöhnlich in der Jugend gestutzt. Die Hinterpfoten sind selten mit den sogenannten Spornen versehen, haben starke Ballen und stehen fest, ohne durchzutreten, auf dem Boden. Der ganze Umzug dieses Hundes ist mit kurzen, feinen und fest anliegenden Haaren versehen, welche, als besonderes Kennzeichen, außer der Haarzeit glänzend sind. Bei diesen sehr kenntlichen körperlichen Eigenschaften hat dieser Hund ein scharfes Gesicht, sehr gutes Gehör und einen überaus feinen Geruch. Er zeigt gleich von Jugend auf große Gelehrigkeit, wobei er sehr empfindlich ist, was man in der Jägersprache weich nennt. Die Farbe ist sehr verschieden,

und Liebhaberei giebt bald der einen, bald der andern den Vorzug; doch kann man annehmen, daß die meisten Hühnerhunde von reiner Race entweder ganz dunkelbraun, ohne alle Abzeichnung, oder braun gesprenkelt mit braunen Behängen oder ganz brauner Larve, fallen. Ganz weiße und ganz schwarze sind wenig beliebt, was aber wohl nur ein Vorurtheil vieler Jäger zum Grunde hat. Selten ist ein weiß und schwarz gefleckter Hund von reiner Race, und die weißen sind gewöhnlich zu weich und nicht von Ausdauer. Von ausgezeichneter Größe und schönstem Baue zieht man diese Hunde in Spanien; die kleinsten und unansehnlichsten dagegen kommen in Böhmen, Mähren und Ungarn vor.

Die zweite Art, der rauchhaarige Vorstehe- oder Wasserhund, ist in der Regel größer und vorzüglich länger als der Bluthund. Der Kopf hat weniger Umfang, ist aber knochiger, die Stirne ist tiefer und nähert sich mehr der Parallellinie der Nase, doch kleiner als bei der vorigen Race. Der Unterkiefer ist nicht stark und frei von Wulst, die Nase ist kurz, nach beiden Seiten gewölbt, mit großen Nasenlöchern. Die Oberlippe hat keine breiten Lappen und das Untermaul geht etwas mehr zurück als beim Bluthund, wodurch die Zähne fester schließen. Der Behang ist kürzer und höher angesetzt, auch mehr freistehend, die Augen sind gleicher in ihrer Umgebung und sein Gesicht ist frei von Falten. Der Hals ist nicht so stark und das erste Wirbelbein nicht so auffallend ausgedrückt. Der Rücken nimmt gegen das Kreuz an Höhe und Stärke zu, die Rippen sind weniger gewölbt und die Brust ist nach unten spitzer. Ueberhaupt ist er vorn etwas höher gestellt und seine Gliedmaßen erscheinen nicht so stark, sind jedoch mit stärkern Sehnen versehen. Die Vorderpfoten haben zwischen den Zehen die sogenannten Schwimmhäute, bleiben aber

nicht so geschlossen beim Auftreten, weshalb dieser Hund auch bei der Feldjagd weniger Ausdauer hat, als erstere Race. Das Hintertheil ist stark von Knochen, mit weniger starken Muskeln, die Sprunggelenke sind nicht so sehnig und der Schweif stark, dickhaarig, aber ohne Fahne, als ein Hauptkennzeichen seiner Aechtheit. Der Umzug ist rauh, kurz und stachelhaarig, wird nur durch längere Fortpflanzung in wärmeren Gegenden weichhaarig und mit dem sogenannten Hahnenschweif geziert, den der ächte Wasserhund nicht haben darf. Das Wesen dieses Hundes ist rauh und er zeigt wenig Empfindlichkeit, weshalb ihn die Jäger hart nennen; er hat mehr Neigung für das Wasser, ist zwar weniger beherzt, jedoch viel beißiger als der Bluthund, und stellt sich bei unrichtiger Behandlung oder Mißhandlung leicht zur Wehre, weshalb ein nicht geübter Jäger vorsichtig mit ihm umgehen muß. Im Ganzen ist diese Race weniger zur Feldjagd geeignet, und giebt nur nach ganz guter Dressur und stets aufmerksamer Führung gute Hühnerhunde; jedoch bei Sumpf- und Wasserjagd ist sie unverwüstlich. Die Farbe ist ebenfalls Gegenstand der Liebhaberei, gewöhnlich giebt man den fuchsrothen und ganz schwarzen den Vorzug. Diese Hunde werden am reinsten und vorzüglichsten in England gezogen, in Deutschland kommen sie meistens gemischt vor. Will man die beschriebenen Racen kreuzen, so hat die Erfahrung gelehrt, daß Produkte, die väterlicher Seite vom reinen Bluthunde und mütterlicher Seite vom Wasserhunde stammen, die tauglichsten Hunde zur Feldjagd liefern, doch haben dabei Klima, Ernährungs- und Erziehungsweise einen wesentlichen Einfluß. War die Mutter von der feinhaarigen Race und der Vater ein Wasserhund, so gleichen die Erzeugnisse mehr der letzteren, und die Hunde sind halsstarrig, eigensinnig, harthörig und

meistens falsch, können nur mit der größten Mühe dressirt werden und vergessen das Gelernte bei nicht fortwährender Uebung leicht; indem sie lieber auf eigene Hand jagen und schäkern. Eine eigene Race von Hühnerhunden sind die mit gespaltener Nase; sie sind gewöhnlich schwerfällig, zeigen wenig Verstand und haben selten eine feine Nase, weshalb man sie ungern zur Dressur wählt, und einen fertigen Hund der Art vor der Anschaffung einer aufmerksamen Prüfung unterwerfen muß. Es geht hieraus hervor, daß man bei der Wahl eines Hühnerhundes vor Allem die Abstammung prüfe, und den reinen Racehund jedem Bastard vorziehe; denn obschon unter geschickter Anleitung, wenn sonst die feinen Sinne nicht mangeln, auch aus letztern oft sehr brauchbare Hühnerhunde gezogen werden, so sind sie doch selten von Ausdauer, und gewöhnen sich bei der geringsten Vernachlässigung Unarten an, die schwer zu verbessern sind.

Rücksichtlich des Alters ist wünschenswerth, daß der Hühnerhund zwischen 2 und 3 Jahre alt sei. Denn findet man einen Hund in diesem Alter fest und vollkommen brauchbar, so ist zu präsumiren, daß er zur rechten Zeit zur Dressur gekommen ist, was auf sein ganzes Wesen einen nicht unbedeutenden Einfluß hat. Hunde, die nach Eintritt des Begattungstriebes oder gar nach Befriedigung desselben zur Abrichtung kommen, werden nie ausgezeichnet. Erfahrene Praktiker geben folgende Zeitbestimmungen zum Anfang der Parforce-Dressur. Der feine Racehund (Bluthund) in einem Alter von 1¼ Jahren, die Hündin davon mit vollendetem Jahre. Der Wasserhund mit dem vollendeten Jahre, die Hünden mit ¾ Jahren. Hunde von feiner Race, welche durch Generation zu ungewöhnlicher Größe und Stärke gediehen sind, mit 1½ Jahren, und dergleichen Hündin mit 1¼ Jahren.

Lang- und weichhaarige englische Hunde und deutsche sogenannte Fahnenschweife mit vollendetem Jahre, die Hündin davon mit ¾ Jahren. Dabei muß der Abrichter auf die körperliche Ausbildung Rücksicht nehmen. Ueber das Alter eines Hundes kann man sich durch die Beschaffenheit der Zähne nur kurze Zeit Gewißheit verschaffen, indem man folgende Kennzeichen berücksichtigt: mit dem ersten halben Lebensjahre verwechselt der Hund die Milchzähne, indem innerhalb derselben die wirklichen Hundzähne hervorstoßen und in der Regel die Hälfte der Größe erreichen, ehe erstere ausfallen. Gegen den neunten, zehnten, bei edeln Hunden gegen den zwölften Monat erreichen die Hundzähne vollkommene Größe. In diesem Zustande sind sie alle schneeweiß, die Schneidezähne an ihren Spitzen scharf und durchsichtig; die Fangzähne sanft gebogen und sehr spitzig. Je mehr der Hund nun gegen das zweite Jahr geht, desto mehr verliert sich die Schärfe der Schneidezähne und sie werden weniger durchsichtig. Die Fangzähne werden stärker und gerader, auch runden sich die scharfen Spitzen ab. Ist der Hund über 2 Jahr alt, so werden die Zähne mit jedem Jahre stärker und die Schärfe der Schneidezähne schleift sich ganz ab. Die Fangzähne verlieren ihr schönes Weiß und werden vom Ansatz aus gelblich. Mit den spätern Jahren schleifen sich die Schneidezähne bis auf den Grund ab, die Fangzähne erscheinen stumpf abgebrochen und fast ganz gelb. Das Maul verliert seine Lebhaftigkeit und das Zahnfleisch ist meistens aufgedunsen. Von den Sinnen nimmt am ersten das Gehör ab, dann werden die Augen matt und der Hund sieht weniger scharf; selten verliert ein guter Racehund den Geruch. — Kommt ein Hund in dem angegebenen Alter von resp. 9 bis 15 Monaten in gute Hände, so muß bei feiner Race die Parforce-Stubendressur in 2 bis 3 Wochen, bei

der Hündin in 14 Tagen beendigt sein, und er im ersten Felde ferm gearbeitet werden. Hat ein Hund das zweite Feld (Jahr) und ist trotz zweckmäßiger Behandlung nicht vollkommen zu gebrauchen, so wird er auch nie ganz gut.

Brauchbar kann man einen Hund mit kurzen Worten dann nennen: wenn er auf dem Felde einzig und allein für die Absicht des Jägers arbeitet, und für dessen Endzwecke durch Anwendung geeigneter Verständigungszeichen geführt werden kann. Die dazu nöthigen Eigenschaften möchten in Folgendem bestehen: a) Vollständige Parforce-Stubendressur: scharfer Appell, Setzen, Kuschen (tout-beau), Avanciren, Halt, verständiges und rasches Apportiren. b) Auf dem Felde ein gewandtes und thätiges Suchen, festes und sicheres Stehen vor allen aufgefundenen jagdbaren Creaturen, immerwährende Aufmerksamkeit auf seinen Führer und genaues Befolgen der Zeichen und Winke desselben. Um letzteres zu bewerkstelligen, müssen sich Jäger und Hund gegenseitig verstehen; und obschon die gewöhnlichen waidmännischen Verständigungszeichen hinlänglich bekannt sind, so hört man sie doch oft unzweckmäßig und verkehrt anwenden, so daß selbst der beste Hund dadurch irre geleitet wird. Wir wollen sie deshalb hier in möglichster Kürze in Erinnerung bringen. Der Doppelpfiff und der Ruf „herein" hell, laut und kurz, als Zeichen zum Kommen. Die Worte „komm hier," „herein da," „hierher," hell, laut und gezogen, als warnender Ruf. „Pfui," „Pfui laß," hell und laut, als Abwehrungszeichen, gedehnt und weich als gutmeinende Warnung. „Ruhig," recht laut und grell herausgestoßen, als warnende Abwehrung; dieses Wort halblaut und weich ausgesprochen, zur Beruhigung. „Herum," laut und kurz, als Zeichen zur Wendung. „Faß," laut, als Zeichen des Zugreifens. „Faß Apport,"

laut und kurz, zum Aufgreifen und Bringen. „Halt,“ laut, singend und gedehnt, zum Festhalten des Aufgegriffenen. „Laß,“ kurz und laut, zum Loslassen. Die Fortsetzung des Doppelpfiffs, ineinander fließend und laut, oder der Zuruf „Avance,“ „Marsch,“ laut, als Zeichen zum Vorschreiten. Dieselben Laute, halblaut und weich, als Aufmunterung zum Fortsuchen. Der einfache Pfiff hell und gedehnt, oder der Ruf „Bleib hier,“ „Zurück,“ laut und kurz, wenn sich der Hund entfernen will; was man bei einem feinen Hunde auch durch den leisen Ruf „Bst“ erreichen muß. „Recht so,“ „recht, mein Hund,“ freundlich, zum Zeichen, daß er seine Sache gut gemacht hat. Höchst zweckmäßig ist es, wenn man den Hund gewöhnt, unter der Flinte (in der Nähe des Jägers) auf möglichst leise Verständigungszeichen zu achten, indem ein fortwährendes Anschreien nicht nur das Wild aufstört, sondern auch den Mitjagenden unangenehm werden muß, und der Hund dann in der Ferne um so aufmerksamer für lautere Zeichen wird. Soll ein Hund das Lob des strengen Jägers verdienen, so muß er zur Suche nur durch Winke mit der Hand zu lenken sein, indem ein weniger aufmerksamer Hund beim Buschiren und bei der Wasserjagd mehr stört als hilft. Aber auch der Jäger muß seinen Hund verstehen lernen; d. h. er muß aus dem Benehmen desselben seinen Sinn erkennen, wozu er nur durch genaue Beobachtung gelangen kann. Den Ungeübteren möge Folgendes als Wegweiser dienen. Beschäftigt sich der von seinem Herrn entfernte Hund, nach dem Zeichen zum Appell, noch auf seinem Platze, sieht er, ehe er losgeht, sich noch um, so ist es ein Zeichen von Gleichgültigkeit. Kommt er zwar auf geradem Wege, indeß langsam und schlaff, so ist es ein Zeichen von Phlegma. Besinnt er sich erst lange und verändert oft den Takt seines Ganges, so fehlt ihm der nöthige

Respekt. Fährt er auf den Ruf rasch in die Höhe, kommt aber im Bogen zurück, als wollte er sich dem Jäger von hinten nähern, und zieht dabei die Ruthe ein, so ist es ein Zeichen von Furcht. Bleibt er beim Appell ohne Aufregung stehen und kommt erst bei mehrmaligem Zurufen, so ist, wenn der Hund sonst folgsam ist, sein Gehör schlecht. Hat der Führer seinen Standpunkt verändert und der Hund kommt nicht in gerader Richtung auf ihn zu, so hat er kein scharfes Gesicht. Steht er versteckt und der Hund muß erst lange suchen, so taugt seine Nase nicht viel. Besinnt sich der in der Nähe liegende Hund, wenn man ihn anruft, so fehlt ihm guter Wille und Eifer. Pfeift der Hund fein und anhaltend durch die Nase, so zeigt er ein sehnsüchtiges Verlangen. Bläst er in kurzen Zügen durch die Nase, so zeigt er Unzufriedenheit. Geschieht dieses Blasen einwärts, so ist es ein Zeichen von Schmerzgefühl. Sieht er den ihm etwas befehlenden Führer scharf an und zeigt Unruhe dabei, so hat er ihn nicht verstanden. Soll der Hund etwas apportiren und er wendet auf das Geheiß den Kopf von dem Gegenstande ab, so zeigt er Widerwillen gegen die Sache. Sieht er dagegen den Führer scharf an, knurrt auch wohl, so ist es Widerwille gegen diesen.

Vernachlässigt der Jagdliebhaber (beim Manne vom Fach soll es nicht vorfallen) seinen Hund, und behandelt ihn bei der Führung unrichtig, so kann ein guter Hund in kurzer Zeit verdorben werden. Da bekanntlich der beste sich nur ungern von einem Andern als seinem Abrichter führen läßt, so muß Jeder, der einen neuen Hund übernimmt, darauf bedacht sein, die Zuneigung des Hundes zu erwerben. Das Attachement des abgerichteten Hundes gründet sich aber nicht allein auf Instinkt, sondern mehr auf den Gehorsam, welcher ihm bei der Parforce-Dressur

eingeprägt wird, und es ist daher thöricht, dasselbe, wie es wohl noch oft geschieht, durch sympathetische Mittel erzielen zu wollen. Uebernimmt man einen Hund von seinem Abrichter oder von Jemand, der ihn schon längere Zeit führte, so präge man sich die Verständigungstöne, Zeichen und Winke genau ein, wodurch der Hund seither regiert wurde. Selbst der Accent darf hierbei nicht unbeachtet bleiben. Ist dieses geschehen, so lasse man den Hund von seinem vorigen Besitzer anleinen und sich von diesem die Leine in die Hand geben; damit der Hund sieht, daß er mit dem Willen seines Herrn in andere Hände komme. Folgt nun der Hund willig seinem neuen Besitzer, so gebe man ihm auf eine verständliche Weise Recht, ohne ihm besonders zu schmeicheln. Legt sich der Hund aber, statt den Appellzeichen zu folgen, in die Leine und drückt nach seinem vorigen Herrn, so schnelle man ihn, unter Wiederholung des Appells kräftig an sich und nehme ihn ohne Aufenthalt mit fort. In der Wohnung angekommen, bringe man den Hund in einen Stall oder in ein Zimmer, wohin Niemand kommt, mache die Leine ab, und lasse ihn, ohne ihm Futter und Trank zu reichen, liegen. Am andern Tage rufe man ihn bei seinem Namen und durch ein geeignetes Appellzeichen, z. B. „komm hier," ab, mache ihm die Corallenleine an und lasse ihn auf einem freien Platze, wo er ungestört ist, das Nothwendige der Parforce-Dressur durchgehen, ohne ihn jedoch zu scharf anzugehen. Benimmt sich der Hund willig und folgsam, so führt man ihn bald in sein Lokal zurück und ruft ihn in kurzer Zeit wieder heraus, um ihm Futter und Trank zu reichen. Ist dagegen der Hund bei der ersten Behandlung unfreundlich und finster oder zeigt gar Abneigung, dann muß man sich der List bedienen. Man lasse nämlich Jemand mit einer langen Peitsche kommen, welche er verborgen

hält, dieser rufe den Hund an, und er wird gewiß sogleich auf ihn zukommen, um ihn zu beschnüffeln. In diesem Augenblicke aber schlägt der Kommende tüchtig auf ihn los, bis er wieder zu den Füßen des ihn an der Leine haltenden Herrn zurück kommt, wozu man noch durch Anziehen der Leine beiträgt. Ist er zurückgekehrt, so gebe man ihm Recht und ermuntere ihn zugleich zur Vertheidigung gegen den Schläger. Diese Behandlung braucht man selten zu wiederholen, um den Hund vollkommen zu attachiren. Nun erst gehe man die Dressur mit ihm durch, gebe ihm, wo er rasch den Willen befolgt, mit möglichster Kälte Recht, da aber, wo er sich widersetzt, behandele man ihn mit größter Strenge. Hierauf wird der Hund in sein Lokal zurückgeführt und so angelegt, daß, wenn man ihn nach einiger Zeit wieder herausrufen will, man gleich die Leine ergreifen kann. Kommt der Hund auf den ersten Anruf willig und freundlich heraus, so giebt man ihm Recht und reicht ihm Futter und Trank. Folgt er aber nicht und zeigt sich eigensinnig, so schnellt man ihn unter dem Zurufe „hierher" kräftig heraus, läßt ihn einige Zeit zu den Füßen ruhig liegen und führt ihn dann wieder hinein. Nach einigen Stunden wird dieses Experiment wiederholt, und ihm nicht eher Nahrung gereicht, bis er willig folgt. Nie aber behandle man einen solchen Hund eher gütlich, als bis er freundlich und zuthulich geworden ist. Es ist im Ganzen ein gutes Zeichen, wenn ein dressirter Hund sich gegen seinen neuen Herrn im Anfange finster und abgeneigt stellt; er bekommt durch zweckmäßige Behandlung gewiß stets ein größeres Attachement, als die, welche gleich freundlich den alten Führer schnell vergessen. Noch ist hierbei zu bemerken, daß man einen Hund von flatterhaften Sinn mehr mit der Peitsche, jedoch stets an der Leine, einen Hund von festem Sinne aber lieber

durch die Corallenleine bestrafe. Doch gebe man wohl Acht, ob er aus Unwissenheit oder aus bösem Willen fehle; im ersteren Falle macht man den Hund durch Schläge leicht handscheu und verfehlt den Zweck der Besserung.

Hat man den Hühnerhund völlig attachirt und seinen unbedingten Gehorsam erprobt, dann erst nehme man ihn auf das Feld. Bekommt man den Hund im Herbste, so ist jede Tageszeit dazu geeignet; nur wähle man keinen zu trockenen oder zu nassen Tag. Im Frühjahr, zur Paarhühnerzeit, möchten die Stunden von 8—11 und von 3—6 Uhr die besten sein. Beim Probiren verfahre man auf folgende Weise: Erst lasse man den Hund angeleint suchen, um zu sehen, ob er mit Lust und Vorsicht sucht, ob er eine gute Nase und Festigkeit im Stehen habe. Erniedrigt der Hund, auf das Zeichen zum Ansuchen, das Vordertheil, verlängert sich im Körper und zieht gleichsam in's Feld, so ist es ein Zeichen von großer Vorsicht. Geht er aber ohne Veränderung seiner Haltung vor, so sucht er unvorsichtig. Kommt der vorsichtige Hund durch Aufmunterung mehr und mehr in den Zug und wird im Suchen lebhafter, so ist es ein Zeichen von Lust zum Suchen. Bleibt er aber, trotz aller Aufmunterungszeichen, kalt und ruhig, so ist er faul. Sucht er an der Leine hoch, zieht bald an und steht weit, so ist seine Nase gut. Trägt er den Kopf beim Suchen am Boden, zieht spät oder gar nicht an und steht sehr kurz, so taugt die Nase nicht viel. Steht er mit dem Vordertheile sehr tief und stemmt sich fest in den Boden, falls man ihn fortschieben wollte, so kann man sich im Feststehen auf ihn verlassen. Springt er aber bei der geringsten Anregung ein, dann ist er im Stehen nicht zuverlässig. Ist man bei dieser Probe mit dem Hunde zufrieden, so bringe man ihn an einen Acker, wo er mit dem Winde zum Ansuchen

kommt; hier mache man die Leine ab und gebe ihm das Zeichen zum Suchen. Macht er nach dem Anlaufe in's Feld einen halben Halt, schleicht vorsichtig und in Windungen einigemal hin und her, richtet sich dann vorn hoch, erforscht den Wind und umkreist in einem großen Halbzirkel den ihm zum Durchsuchen angewiesenen Acker, um ihn unter dem Winde, mit hochgehaltenem Kopfe rückwärts fleißig zu durchsuchen, dann kann man ihn mit Recht vollkommen gut im Suchen nennen. Rast aber der Hund auf den Anruf in's Feld, ohne sich um Beschaffenheit und Wind zu bekümmern, so kann man ihn nur gleich wieder als unbrauchbar anleinen. Hat der Hühnerhund die Probe bestanden, so rufe man ihn an sich, umgehe das Feld, um Schneidewind zu nehmen, und lasse ihn wieder ansuchen. Steht der Hund, nach dem gegebenen Zeichen, mit hochgehaltenem Vordertheile und vorgestrecktem Kopfe einen Augenblick still und sucht dann in der nächsten Furche, mit tief vorgestrecktem Vordertheile, vorsichtig und langsam im Schneidewinde gerade vor dem Jäger hin, indem er sich oft nach ihm umsieht, so ist seine Geschicklichkeit und Uebung im Suchen vollständig erwiesen. Jagt er aber ohne Weiteres wild um den Schützen herum, dann hat er noch keine Einübung. Geht man nun unter Aufmunterung des Hundes rasch vorwärts und dieser geht weit kreisend vor einem her, holt sich aber durch vortheilhaftes Terrainabschneiden immer den nöthigen Wind, macht jedesmal, wenn er von einem kahlen an einen hohen Acker kommt, halben Halt und zieht vorsichtig in denselben, sucht unter dem Winde in raschem Trabe, macht die Wiedergänge im Galopp und prüft jedes Gehäge, an welchem er vorbeikommt, mit der Nase, so läßt seine Suche nichts zu wünschen übrig. Läßt man nun den Hund einige Zeit fortsuchen, so verändere man einige Male die Richtung und ge-

brauche dabei die verschiedenen Appellzeichen. Wendet der Hund jedesmal rasch um und kommt im Galopp zu den Füßen des Jägers, so ist sein Appell gut. Läßt er aber das Appellzeichen mehrere Male wiederholen und kommt nur langsam, bleibt auch wohl in einiger Entfernung wieder stehen, als beliebe es ihm nicht, sich ganz zu nähern, so ist sein Appell schlecht. Verändert der Jäger seine Richtung und der Hund richtet sogleich seine Suche darnach ein, oder verbirgt er sich und wird von dem Hunde gleich vermißt und gesucht, so hat dieser die nöthige Aufmerksamkeit. Sucht aber in beiden Fällen der Hund ruhig fort und kümmert sich nicht um seinen Herrn, so ist er zur Feldjagd ganz werthlos. Bringt man den Hund dahin, wo man eben erst Hühner einfallen sah, und er kommt an den Ort, wo sie bei seiner Annäherung fortgelaufen sind, sucht diesen erst durch einige Wendungen zu erforschen, bis er unter den Wind kommt, und zieht dann vorsichtig weiter, so ist sein Benehmen ganz gut. Steht er die aufgefundenen Hühner und Hasen dann fest und wartet beim Herausfahren des Zeuges ruhig den Schuß ab, dann kann man ganz zufrieden mit ihm sein. Wird der Hund zum Apportiren gelassen und er faßt die Hasen rasch und geschickt am Unterleibe im Gleichgewicht, die Hühner vorsichtig, ohne zu quetschen, Raubzeug aber erst gehörig abwürgend, und bringt alles im Galopp oder scharfem Trabe, so ist sein Apportiren gut. Will man sehen, ob der Hund fest im Stehen ist, so thue man, falls er anzieht und steht, als beachte man ihn nicht, und gehe ruhig seinen Weg fort. Bleibt er ruhig stehen und läßt den Schützen eine große Strecke weggehen, so ist er sicher im Stehen fest; springt er aber bald ein und sucht das Wild zu erhaschen, so ist er auf der Jagd unzuverlässig und selten treu im Bringen. Fährt ein Hase vor ihm heraus, und er sieht sich nach dem

Jäger um, wie es gewöhnlich dressirte Hühnerhunde thun, dieser läßt ihn jedoch unbeachtet, und er läßt den Hasen laufen, indem er ruhig weiter sucht, dann ist er sicher ganz hasenrein. Spürt er aber dem Hasen nach, jagt ihn wieder auf und geht ihm nach, so ist er nicht hasenrein und kostet beim Führen immerwährende Aufmerksamkeit. Läßt er sich beim Nachjagen nicht gleich abpfeifen, sondern hetzt, bis er den Hasen aus dem Gesicht verliert, so taugt er noch gar nicht zur Feldjagd. Schießt man einen Hasen vor dem Hunde leicht an und setzt diesen mit einigen anderen Hunden darauf, und er fängt und apportirt denselben, ohne ihn sich abjagen zu lassen, so kann man von seiner Flüchtigkeit und Sicherheit im Apportiren überzeugt sein. Läßt er ein zu apportirendes Wild liegen, so ist er ganz ohne Werth; läßt er es sich von anderen Hunden oder fremden Leuten abnehmen, so macht dies seinen Werth schon sehr gering. Ein Hühnerhund, der die erwähnten guten Eigenschaften alle besitzt, ist für den Jäger von großem Werth, und wer einen solchen besitzt, dem kann man nur rathen, ihn hoch zu halten; denn diese Art ist selten, und man muß gewöhnlich zufrieden sein, wenn er die gemachten Ansprüche nur theilweise erfüllt.

Man glaube ja nicht, daß man einem Hühnerhunde eine Untugend nach und nach abgewöhnen könne. Wenn man ihn nicht mit einem Male, d. h. hintereinander, ohne etwas Anderes dazwischen mit ihm vorzunehmen, bessert, so wird man ihn nur immer starrsinniger machen. Als Hauptfehler eines Hühnerhundes sind folgende zu betrachten: Harthörigkeit oder Mangel an Appell, das Kalfactern oder Mangel an Attachement, das Herumstreifen oder Entfernen vom Haus und Hof, die Handscheu oder Entfernen vom Führer, das Verschlagensein oder Unempfindlichkeit gegen Strafen, und Bissigkeit.

a) Mangel an Appell ist selten die Folge von schlechtem Gehör, sondern gewöhnlich Folge unrichtiger Behandlung bei der Dressur oder beim Führen. Ist der Hund schon über zwei Jahre alt und von schlechter Race, so ist er der Mühe einer Correction nicht werth. Hat er aber sonst gute Eigenschaften, so bringe man ihn in einen freien Stall, wo er mehrere Tage mäßig gefüttert wird und nichts zu thun bekommt. Hierauf versehe man einen Gehülfen mit einer tüchtigen Peitsche, gehe zu dem Hunde und lasse den Gehülfen vor der Stallthür warten, mache dem Hunde ein gutes Corallenband mit einer kurzen und einer langen Leine um und nehme das Ende der langen Leine in die Hand. Nun läßt man dem Hunde Freiheit, sich an der Leine zu entfernen, und ruft ihn dann durch ein scharfes Appellzeichen, unter Anziehen der Leine, bis zu seinen Füßen zurück. Hier läßt man ihn liegen, bis er von selbst wieder aufsteht, und es kann nicht fehlen, daß er sich zur Stallthür hinausschleicht, was man nicht hindert, jedoch die lange Leine festhält. So wie der Hund vor die Thür kommt, faßt ihn der Gehülfe an der kurzen Leine und zählt ihm eine gute Tracht Schläge auf, worauf man ihn mit scharfen Appellzeichen ruft und an der langen Leine wieder bis zu den Füßen zieht, indem man ihn durch den Zuruf: „recht so" „schön so" zu beruhigen sucht. Nach einiger Zeit läßt man ihn wieder nach der Thür gehen und ruft ihn in derselben zurück. Folgt er dem Rufe gleich, so giebt man ihm Recht, reicht ihm auch wohl einige mitgenommene Brocken. Folgt er nicht, so prügelt ihn der Gehülfe wieder tüchtig ab und die vorige Manipulation wird wiederholt. Der Hund wird bald merken, daß er durch schnelles Gehorchen sich Schläge erspart, und es ist eine mehrmalige Wiederholung dieser Kur nur in schlimmen Fällen nöthig. Schlägt dieses Mittel doch nicht gleich

an, so läßt man den Hund angeleint im Stalle, befestigt aber das Ende der langen Leine so, daß man es von außen ergreifen kann; nun schickt man den Gehülfen in den Stall, ergreift außen die Leine und ruft den Hund mit scharfem Doppelpfiff unter leichtem Anrücken der Leine. Folgt er nicht gleich, so schlägt der Gehülfe so lange auf den Hund los, bis er zu den Füßen seines Herrn kommt; dieser giebt ihm dann Recht und schützt ihn gegen fernere Schläge, reizt ihn auch wohl gegen den Schläger an. Hat man den Hund nun gewöhnt, auf dem Correctionsplatze schnell heraus und hinein zu kommen, so befestigt man an das Corallenband eine sehr lange Leine, die auf einer Spule aufgewickelt ist, geht ohne Flinte mit ihm auf ein Feld, wo er Gelegenheit findet, oft Hasen aufzustöbern. Geht er einem Hasen nach, so läßt man ihm Flucht, bis die Leine ziemlich abgelaufen ist, dann faßt man diese fest und reißt ihn mit dem Doppelpfiff kräftig herum, zieht ihn bis zu den Füßen zurück, wiederholt den Doppelpfiff und ruft einige Male warnend: „pfui Hase", ohne ihn jedoch zu schlagen. Hilft eine öftere Wiederholung dieses Manövers nicht, so ist der Hund unverbesserlich, und man kann höchstens noch ein Desperationsmittel versuchen, das mitunter wohl auch hilft, aber oft den Hund gänzlich ruinirt. Man schießt ihn nämlich, wenn er einen Hasen hetzt und den wiederholten Ruf nicht beachtet, in einer ansehnlichen Ferne auf die Keulen. Läuft der Schuß glücklich ab, so hat man Beispiele, daß der Hund nie wieder einen Hasen hetzte; man sah aber auch wohl den geschossenen Hund aufstehen und gleich weiter hetzen.

b) Das Kalfactern gründet sich auf eine fehlerhafte Erziehung, oder die Hunde gewöhnen es sich an, wenn sie von ihren Herren überall mit hingenommen werden, wo sie Gelegenheit zum Schmarotzen

haben. Obschon dieser Fehler den Hund zur Jagd nicht unbrauchbar macht, so ist er doch gewöhnlich Veranlassung zum Entkommen desselben. Diesen Fehler zu verbessern, muß man wo möglich mehrere Gehülfen haben, doch dabei wohl berücksichtigen, daß sich dieselben mit starken Lederhandschuhen versehen, damit sie vom Hunde nicht beschädigt werden können. Der Hund wird kurz an der Leine auf den Correctionsplatz geführt, wo sich der Gehülfe mit einer guten Knute schon eingefunden hat. Hier angekommen, läßt man dem Hund Flucht, und der Gehülfe hält ihm ein Stück Fleisch oder etwas Anlockendes entgegen, so wie er aber darnach langt, faßt er ihn an dem Halsbande, indem zieht man die durchgezogene Leine ab und entfernt sich schnell. Jener zieht nun den Hund zu seinen Füßen und prügelt ihn tüchtig ab. Sobald der Gehülfe den Hund mit dem letzten Hiebe losläßt, ruft man ihn durch ein Appellzeichen an sich, leint ihn an, giebt ihm Recht und sucht ihn gegen den Fremden anzureizen. Hat man diese Manipulation an mehreren Orten und mit verschiedenen Leuten wiederholt, so wird der Hund mißtrauisch gegen Fremde und attachirt sich mehr an seinen Herrn.

c) Hat sich der Hund das Herumstreifen angewöhnt, so erkundschafte man den Ort, wo er sich gewöhnlich aufhält, schicke Jemand hin, der mit einer Leine, einer Knute und einer Klammer, die der Größe des Hundes angemessen ist, versehen wird. Hat dieser den Hund ertappt und mit der Leine fest zur Erde gezogen, so zählt er ihm eine Tracht Schläge auf, steckt die Klammer an die Mitte der Ruthe und läßt ihn unter einigen derben Hieben laufen. Der Hund, von dem Schmerze und dem Nachschlagen der Klammer geängstigt, wird gewiß nach Hause eilen, wo man ihn empfängt, die Klammer abnimmt und in einen Stall sperrt, ohne ihm Nahrung zu reichen.

Den andern Morgen nimmt ihn der Gehülfe ohne Beisein des Herrn an die Leine, führt ihn auf den Platz, wo er ihn gestern gefunden hatte, macht ihm hier die Klammer wieder an und entläßt ihn mit einigen Hieben. Zu Hause erwartet ihn sein Herr, nimmt ihm die Klammer wieder ab und giebt ihm unter Liebkosungen Futter und Trank. Ist man nun die erste Zeit nur einigermaßen auf den Hund aufmerksam, so verfällt er nie wieder in diesen Fehler.

d) Die Handscheu ist ein Fehler, der auf die Brauchbarkeit des Hundes den nachtheiligsten Einfluß hat und sehr schwer zu corrigiren ist, wenigstens gehört dazu viel Zeit und Geduld. Um ihm diese Untugend abzugewöhnen, muß man den Hund dahin zu bringen suchen, daß er merke, nur bei seinem Herrn gegen Mißhandlung gesichert zu sein. Man nehme ihn deshalb in eine Stube oder besser auf einen Hof, wo ihm eine Thür in ein Nebenbehältniß offen steht; lege ihn an die Korallenleine, lasse ihn einige Male hin und her gehen, ziehe ihn dann unter Anwendung des Doppelpfiffs an, und knalle dazu mit der Parforce-Peitsche gegen ihn. Geflissentlich kommt man nun in die Nähe der offenen Thür und giebt an der Leine so viel nach, daß er hineinschlüpfen kann. Hat er das gethan, so macht man die Thür zu, und ein dort bereitstehender Gehülfe nimmt ihn in Empfang und bearbeitet ihn mit einer guten Knute tüchtig. Hört man, daß dieses Geschäft beendigt ist, so öffnet man die Thür, zieht ihn mit der noch in der Hand habenden langen Leine wieder heraus und zu seinen Füßen, tritt absatzweise einige Schritte zurück, zieht den Hund nach und giebt ihm Recht, indem man dazu mit der Peitsche über seinem Rücken knallt, ohne ihn jedoch zu treffen. Dieses Manöver wiederholt man an verschiedenen Orten so lange, bis der Hund, auch bei dem Schwingen der Peitsche, auf den Ruf schnell zu

seinem Herrn eilt, indem er bald merkt, daß er nur dadurch derben Schlägen entgeht. Dabei muß der Herr sich bemühen, den Hund zu überzeugen, daß ihm ohne Ursache kein Leid geschehe. Läuft der Hund vom Felde weg und nach Hause, so muß dort schon Jemand bereit sein, der ihn in Empfang nimmt, außer dem Hause, an einem Orte, wo er durch Niemand gestört wird, anbindet, und statt Futter und Trank von Zeit zu Zeit eine ordentliche Portion Hiebe verabreicht. Ist man nach Hause gekommen, so läßt man sich vor dem Hunde nicht sehen und geht am andern Tage ohne denselben wieder auf den Ort, von wo er entlaufen ist. Indeß prügelt der Gehülfe den Hund wieder ab, nimmt ihn an die Leine und führt ihn heraus zu seinem Herrn. Sobald der Hühnerhund dessen Doppelpfiff vernimmt und sich anstrengt, zu ihm zu gelangen, läßt jener ihn los und giebt ihm einige Hiebe auf den Weg. Der Herr empfängt ihn freundlich, giebt ihm Recht und reicht ihm einige mitgenommene Brocken.

Ist ein Hühnerhund verschlagen, so muß man erst die Ursache davon zu ergründen suchen und ihn darnach behandeln. Gewöhnlich hat der Abrichter nicht hinlänglich durchgreifende Strafen angewendet, oder ihn zur Unzeit mißhandelt. Legt sich der verschlagene Hund bei der geringsten scharfen Anrede zu den Füßen seines Herrn und läßt jede Strafe ruhig über sich ergehen, oder entfernt er sich nach empfangener Strafe und läuft wohl gar nach Hause, so kann man ihn nur mit der größten Geduld wieder auf den rechten Weg bringen. Man beschäftige sich möglichst allein mit ihm, führe ihn unter häufiger freundlicher Aufmunterung an der Leine aus und suche auf jede Art seine Zuneigung zu gewinnen. Wird der Hund wieder freundlich, so nehme man nach und nach einige Uebung mit ihm vor, vermeide dabei jede Strafe und

suche nach Möglichkeit Lust bei ihm zu erwecken. Ist aber der Hund tückisch geworden, läßt sich erst ruhig prügeln, sucht aber, wenn es ihm zu arg wird, sich zur Wehre zu setzen, so bedarf er der ganzen Aufmerksamkeit des Führers, und nur geübte und dem Hunde an Kräften gewachsene Leute dürfen hier einige Besserung versuchen. Ist es dem Hunde nur einmal gelungen, seinen Herrn weichen zu sehen, so darf man nie auf eine Radikalkur rechnen. Läßt man den gereizten Hund auf sich ankommen, dann muß man auch Stärke und Gewandtheit genug haben, ihn zu packen, niederzuwürgen und tüchtig abzustrafen. Kann man den Hund nicht kurz am Halse, dicht unter den Kinnbacken ergreifen und mit steifem Arm von sich abhalten, so fahre man ihm mit der geballten Faust der linken Hand keck in den Rachen, wodurch er am Zubeißen verhindert wird. Doch glaube man ja nicht, daß unmenschliche Schläge einen bösen Hund bessern, im Gegentheil verschlimmern sie nur oft das Uebel. Der Starrsinn eines solchen Thieres muß auf andere Weise gebrochen werden. Man mache an ein tüchtiges Korallenband eine doppelte Leine, gebe die eine einem starken Gehülfen in die linke Hand und eine Parforce-Peitsche in die rechte; die andere Leine nehme man selbst in die linke Hand, und gehe so mit dem Hunde auf einen freien Platz, nehme mit ihm etwas vor, wovon man weiß, das er es nicht machen will, worauf er mit der Peitsche bestraft wird. Widersetzt sich der Hund, so reißt ihn der Gehülfe, der seine Leine immer straff halten muß, mit aller Force gegen sich, und gleich darauf reißt man ihn mit der anderen Leine wieder zurück, was so lange fortgesetzt wird, als es beide aushalten können, indem man nach Umständen auch die Peitschen gehörig gebraucht. Dieses schmerzhafte Hin- und Herschleudern wird den Hund so außer Fassung bringen, daß er alles Sträuben und

Widersetzen aufgiebt. Helfen aber solche Mittel nicht, dann verdamme man den Undankbaren zum Kettenhunde, oder schieße ihn als eine gefährliche Bestie todt. Eine höchst zweckmäßige Strafe, die, wo sie sich anwenden läßt, stets den gewünschten Erfolg hat, besteht darin, den Hund durch abgesondertes Einsperren und Hunger zu zwingen. Zum Beispiel es verweigert ein Hühnerhund einen Gegenstand, der ihm zuwider ist, zu apportiren, so drängt man ihn nicht weiter, sondern bindet ihn in einem Stalle, wohin Niemand kommt, mit dem Korallenbande so an, daß er nur sitzen, sich aber nicht legen kann, legt den zu apportirenden Gegenstand hin, damit ihn der Hund im Gesicht behält, und läßt ihn so einige Stunden ungestört. Nach dieser Zeit bindet man den Hund los und giebt ihm ohne Weiteres das Zeichen zum Apport; bleibt er störrig, so wird er gleich wieder angebunden und bleibt bis zum nächsten Morgen ohne Futter und Trank. Nimmt man ihn dann wieder vor, so wird er, wenn er nicht ganz schlechter Art ist, gewiß Folge leisten, worauf man ihm Recht giebt und ihn zum Füttern herausführt. Nie darf es einem Hühnerhunde ungestraft hingehen, wenn er ein Geheiß seines Herrn nicht augenblicklich zu erfüllen sucht. Gewiß hat jeder Jagdliebhaber die Erfahrung gemacht, daß man, außer in Händen von Leuten vom Fache, selten gute Hühnerhunde findet. Die Ursache hiervon suche man aber nur in der unzweckmäßigen Behandlung der Hunde, und darin, daß sie nicht in hinlänglicher Beschäftigung und zu wenig Zeit unter den Augen des Herrn gehalten werden. Nicht nur, daß der Dilettant den Hund weit weniger arbeiten läßt, als Gegenstand und Bedürfniß den praktischen Jäger dazu veranlassen, so führt er ihn gewöhnlich auch nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit, macht ihn wohl noch durch öfteres vergebliches Schießen in seinen er-

langten Kenntnissen irre, und kann es fast nie über sich gewinnen, lieber einen guten Schuß zu unterlassen, oder das Jagdvergnügen auf kurze Zeit zu unterbrechen, um den Hund wegen eines begangenen Fehlers vorzunehmen. Der ohne Aufsicht herumlaufende Hund wird gar zu oft von Kindern und Nichtjagdverständigen zu Spielereien veranlaßt, gewöhnt sich das Schmarotzen an und kann nicht mehr in regelmäßiger Kost gehalten werden, worauf Jeder, der einen Hund lange brauchbar erhalten will, besonders sehen muß. Es ergiebt sich hieraus die Nothwendigkeit, nicht nur auf der Jagd denselben stets mit Aufmerksamkeit zu führen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er in der Zeit, wo er sich selbst überlassen bleiben muß, nicht verdorben werden könne.

Pflege der Hühnerhunde und seiner Jungen. Kann der Herr nicht über den Hühnerhund wachen, so ist unstreitig der zweckmäßigste Aufenthalt für ihn eine geräumige hölzerne Hütte, die so gestellt ist, daß sie die Morgen- und Abendsonne bescheinen kann, jedoch von einem Gitter umgeben, damit unbefugte Personen eben so wenig, als fremde Hunde zu ihm gelangen können. Ein Lager von Moos und die Umgebung der Hütte muß möglichst rein gehalten, der Hund selbst auch fleißig gebadet und gekämmt werden. Sein Futter muß ihm zur regelmäßigen Zeit gereicht werden, und an frischem Wasser darf es ihm nie fehlen. Das zweckmäßigste Futter für Hunde wird auf folgende Art bereitet: Man brühe feines Schrot von gutem Hafer mit siedendem Wasser in einem zugedeckten Gefäße auf, thue dazu etwas Salz, Butter- oder Rinds- und Schaftalg, zuweilen auch Brühe von Schafbeinen, welche aber nicht zu alt sein dürfen. Ist das Schrot hinlänglich gequollen, so menge man gut ausgebackenes Brod, welches halb aus Roggen- und halb aus Gerstenmehl bestehen kann,

darunter, und gebe, wenn es gehörig verkühlt ist, dem Hunde eine seiner Größe angemessene Portion Suppe. Im Sommer aber füttere man einen Tag um den andern Milch und Brod. Abends ist eine kleine Portion trockenes Brod hinreichend, nur sehe man immer darauf, daß es gehörig ausgebacken ist. Alle Gewürze sind Hunden schädlich. Ganz alter weicher Käse, Majoran, in ungesalzener Butter gebraten, auch gestoßene Krebsschalen sind, von Zeit zu Zeit einmal gegeben, zweckmäßige Mittel; die ersteren zur Erhaltung einer guten Nase, das letzte zur Abkühlung und gelinden Oeffnung. Verweigert ein nicht verwöhnter Hund das Futter ganz oder theilweise, so ist es immer ein Zeichen von Krankheit, und man thut wohl, einen hierin erfahrenen Mann zu Rathe zu ziehen.

Noch dürften hier einige Bemerkungen über die Behandlung einer Hündin als Mutter, und die erste Pflege junger Hunde am Platze zu sein. So wie es räthlich ist, einen Hund nicht vor Vollendung des zweiten Jahres zur Befriedigung des Geschlechtstriebes gelangen zu lassen, so hat man um so strenger darauf zu halten, eine Hündin, wenn sie nicht geschwächt werden soll, erst im dritten Jahre zukommen zu lassen; dann kann man ein Jahr um das andere damit aussetzen. Jede Hündin wird im gesunden Zustande jährlich zweimal hitzig oder läufisch, wovon die ersten Kennzeichen darin bestehen, daß sie sich besonders an den Hund anschmiegt und zu fortwährenden Neckereien auffordert, ihr auch die Tasche (das Geburtsglied) anschwillt. Will man sie zukommen lassen, so sperre man sie in einen kühlen Stall ein und gebe Acht, bis sie anfängt zu farben (am Geburtsglied zu schweißen), dann erst bringe man den dazu bestimmten Hund zu ihr, und lasse sie ungefähr 48 Stunden beisammen. Haben sie sich in dieser Zeit vier- bis sechsmal gebunden, so wird letzterer

wieder entfernt, die Hündin aber bleibt eingesperrt, bis die Hitze vorbei ist, was in 9 bis 12 Tagen erfolgt. Bekanntlich trägt eine Hündin 60 bis 63 Tage, in welcher Zeit man es ihr an guter und nahrhafter Kost nicht fehlen lassen darf, und sie in mäßiger Bewegung erhalten muß. Das Wölfen oder Werfen geht gewöhnlich glücklich von Statten, und bedarf nur Hülfe, wenn die Jungen im Mutterleibe todt sind. Auf einen Wurf fallen oft 12 bis 14 Junge, die man 24 Stunden bei der Mutter läßt, dann aber 3 bis 4 Stück nach Farbe, Geschlecht und Stärke zur Zucht auswählt und die übrigen entfernt. Findet man die Hündin entkräftet, so giebt man ihr reine, ungewürzte Fleischbrühe, mit einem Eßlöffel Leinöl und gutem alten Brode vermischt; in der Folge aber auch dann und wann Brod in Kuhmilch geweicht und mit Erbsenmehl bestreut. Auch muß die Lagerstätte möglichst rein gehalten und oft mit frischer Streu versehen werden. Die Mutter muß man anfangs täglich, späterhin auch die Jungen kämmen lassen. Sollte dessenungeachtet das Ungeziefer überhand nehmen, so wende man folgende Salbe an: Man nehme eine Hand voll frischer Brunnenkresse, zerquetsche sie in einem Mörser, presse den Saft durch einen reinen Lappen und vermische ihn mit einem Eßlöffel voll Nußöl und zwei Messerspitzen geriebenem Saffran. Wenn diese Bestandtheile in einem Serpentinmörser zur Salbe gerieben sind, bestreiche man Mutter und Junge, einen Tag um den andern, am Halse und den Behängen damit, worauf sie die Plage los werden. Wenn die jungen Hunde schon sehen können, werden sie gestutzt, indem man die Ruthe an den Hinterläufen hinablegt, sie einen Zoll über den Hessen zwischen die Finger nimmt, auf einen Block legt und mit einem scharfen Messer an dieser Stelle abschlägt. Bestreicht man die Wunde dann mit etwas warmem Leinöl und streut

Asche darauf, so heilt sie schnell. Sind die Hunde älter, wenn sie gestutzt werden sollen, so muß man die Wunde mit einem heißen Eisen brennen.

Da die Hitze bei der Hündin nie regelmäßig eintritt, so muß man sie nur in passender Zeit zur Zucht benutzen, nämlich wenn sie in die Monate Januar bis März fällt; außerdem läßt man die Hündin verliegen. So wie man die ersten Zeichen der Hitze bemerkt, sperre man sie gleich abgesondert ein; bleibt sie munter und zeigt immer gleiche Freßlust, so wird es in gewöhnlicher Zeit vorübergehen. Ist dieses aber nicht der Fall, so gebe man ihr ein Purgirmittel (1 bis 2 Loth Glaubersalz), schütte ihr auch am anderen Tage einen Theelöffel voll Schießpulver ein, womit man die folgenden Tage fortfahren kann, und füttere sie mit saurer Milch und Brod. Wollen diese Mittel aber nicht anschlagen, so muß man sie zulassen, und im Fall keine Jungen zur Zucht bleiben sollen, so werden alle nach 12 bis 16 Stunden fortgeschafft und die Gesäuge der Mutter oft in kaltem Wasser gebadet, oder, wenn dieses die Jahreszeit nicht zuläßt, mit schwarzer Seife, die in heißem Wasser aufgelöst ist, lauwarm gewaschen; bei überhandnehmender Entzündung aber werden Umschläge von Essig und Ziegelmehl gemacht, auch während der Kur ein Purgirmittel gegeben, was auch beim Entwöhnen der Jungen anwendbar ist.

Nie halte man eine über zwei Jahre alte Hündin mehr als zweimal hintereinander vom Zukommen ab, und trage Sorge, daß der Hund wenigstens einmal im Jahre den Begattungstrieb befriedigen kann. Die Jungen läßt man, wenn es die Umstände nur irgend erlauben, acht volle Wochen an der Mutter saugen; unter sechs Wochen gewöhne man sie aber nie zum Futter. Haben sie Brod, in frische Milch gebrockt, fressen lernen, so entfernt man in 4 bis 5 Tagen die

Mutter, füttert dann eben so lange noch Brod und Milch und gewöhnt sie erst dann an Mehlsuppe, mit etwas Schöpsknochenbrühe und Brod. Nach und nach entzieht man ihnen die Milchkost ganz, indem man zur gewöhnlichen Hundefütterung übergeht. Von der richtigen Behandlung des jungen Hundes hängt ganz seine spätere Brauchbarkeit ab, und ein in der Jugend vernachlässigter Hund lohnt selten die Mühe der Dressur, weshalb man Folgendes nicht unbeachtet lasse: Nie gestatte man dem jungen Hunde das freie Herumlaufen, damit sie sich nicht das Revieren oder, auf dem Hofe, das Jagen des Federviehes angewöhnen. Das Herumlaufen im Haus und Küche macht sie naschhaft und zieht ihnen nur zu oft unverständige Prügel zu, wodurch sie leicht zu Krüppeln werden. Nie lasse man ihnen einen Ball oder ähnliche Gegenstände zum Spielen oder Benagen, gewöhne sie zeitig an einen möglichst kurzen, helltönenden Namen und an einen unveränderlichen pfeifenden Laut. Man achte besonders darauf, wenn sie sich angewöhnen, anderen Hunden oder Menschen nachzuschleichen und sie hämisch zu kneifen, sie gleich zu bestrafen, was jedoch immer, dem Alter angemessen, mäßig, höchstens mit einer Ruthe oder Gerte geschehen muß. Alles Fleisch, vorzüglich rohes, oder Gescheide ist jungen Hunden schädlich, dagegen fleißiges Baden und Waschen zum Gedeihen unumgänglich nöthig, wobei man aber vorsichtig zu Werke gehen muß, damit man sie nicht wasserscheu mache. Unter einem Jahre ist es nicht rathsam, einen jungen Hund an die Kette zu legen; auch nehme man eher keine Art von Uebung mit ihm vor, gewöhne ihn aber, ruhig an der Leine zu gehen, um mitunter Ausgänge auf das Feld machen zu können. Die Abrichtung eines Hühnerhundes, d. h. die vollständige Dressur, wird dem Jagdliebhaber nur selten gelingen, wenn

er nicht seine ganze Zeit darauf verwenden kann und hinlängliche Gelegenheit dazu hat. Wer sich darüber unterrichten will, den können wir nur auf G. F. D. a. d. Winkel, Handbuch für Jäger und Jagdberechtigte (Leipzig, F. A. Brockhaus); K. Kegel, neue Methode zur Abrichtung der Hühner- oder Vorstehehunde (Wiesbaden, Schellenberg, 1829); E. Krosegh, der vollkommene Jäger mit dem Vorstehehunde (Wien, Fr. Trendler) verweisen; doch mag bemerkt werden, daß bloße Lektüre, auch der besten Werke, hier nicht ausreicht, und daß es, um einen Hühnerhund gut dressiren zu lernen, unerläßlich nöthig ist, bei Sachverständigen praktische Unterweisung zu suchen.

Was nun das Jagen der verschiedenen Vögel: der Sumpfvögel, der Schwimmvögel ꝛc., betrifft, so haben wir bereits das Nöthige bei der Beschreibung der einzelnen Species kurz angeführt. Die Raubvögel sind Gegenstand der Jagd, um sie ihrer Gefährlichkeit wegen für andere nutzbare Vögel zu vertilgen. Hierher gehören die Geier- und Falkenarten und sämmtliche Nachtraubvögel, die Neuntödter, die Raben, Krähen u. s. w. Die meisten sperlingsartigen Vögel, welche man in ihrer Mehrheit zu den Stubenvögeln zählt, werden gefangen (s. Art. Vogelfang), eben so die lerchenartigen, die Meisen, Ammern, Finken ꝛc. Hauptgegenstand der Jagd sind alle Hühnerarten, mit Ausnahme der Haushühner, Pfauen, Truthühner, Fasanen, also die eigentlichen Waldhühner: das Birkhuhn, Haselhuhn, Schneehuhn, Rebhuhn, die Wachtel; von den einheimischen Sumpfvögeln die Trappen, Goldregenpfeifer, Kibitz, die Kraniche und Reiherarten, die schnepfenartigen Vögel, der Wachtelkönig, das grünfüßige Rohrhuhn. Von den Schwimmvögeln die Taucherarten, die Albatroß, die Möven (als Raubvögel), die

Seeschwalbe (der Cormoran wird jung aus dem Neste genommen und zum Fischfang abgerichtet), die wilde Gans und die wilde Ente, die Bisamente, die Eiderente und die Tauchente. Man jagt sie aus verschiedenen Gründen, theils wegen ihres schmackhaften Fleisches, theils wegen ihrer Federn u. dgl. Das Nähere ist hierüber bei den Artikeln nachzulesen, welche speciell von den verschiedenen hier aufgeführten Gattungen handeln.

Vogelkäfig, s. Vogelbauer.

Vogelkiehn ist beim Forstmann die Benennung des Kiehnholzes, welches sich an den Gipfeln der Kiehnbäume befindet, oder auch des mit Harzgallen durchzogenen Holzes der Kiehnbäume, die von oben absterben.

Vogelkirschbaum. Unter diesem Namen versteht man theils den wilden oder Wald-Kirschbaum (Prunus avium), theils den Trauben-Kirschbaum oder die Ahlkirsche (Prunus padus).

1) Der Wald-Kirschbaum, die Früchte desselben werden zu Ende des Juli reif, und je nach der Varietät bald roth, bald schwarz. Sie werden von Amseln, Krammetsvögeln ꝛc. gesucht; in der Schweiz auch häufig zur Speise für den Winter gedörrt. In Apotheken bereitet man das Kirschwasser daraus; desgleichen dienen sie zur Bereitung des Kirschgeistes. Branntwein erhält einen Pfirsichengeschmack, wenn man die reifen Früchte, sammt den Kernen zerstoßen, hinein bringt.

2) Der Ahlkirschbaum, Elsebeerbaum oder Faulbaum, wächst in ganz Europa in Wäldern und an Gehegen wild, besonders gern in niedrigen und feuchten Gegenden, wird auch häufig in Anlagen gezogen, zeichnet sich durch seine im Mai und Juni erscheinenden, weißen, riechenden Blüthentrauben und erbsengroßen, beerenähnlichen, schwarzen Früchte aus.

Diese Früchte sind von einem süßen, aber unangenehmen Geschmack, übrigens unschädlich; auch sollen sie von Kamtschadalen mit Salz bestreut und von den Lappländern mit Wein oder Branntwein getränkt genossen werden. Von Singvögeln werden sie sehr gesucht. Der eirunde Steinkern ist bitter und riecht stark nach Blausäure. Die scharfschmeckenden Blätter geben bei der Destillation mit Wasser ein dem Kirschlorbeerwasser ähnliches Wasser. Die Rinde, besonders der jüngeren Aeste, besitzt frisch einen kirschlorbeerähnlichen Geruch, der sich auch beim Trocknen nicht ganz verliert, und einen eigenen aromatischen, bittermandelähnlichen, etwas zusammenziehenden Geschmack; und giebt eine röthlichgelbe, bittermandelähnlich riechende und schmeckende Abkochung. Man wendet sie zuweilen in der Medicin als einen blausäurehaltigen Körper an, wie überhaupt alle Theile dieses Baumes, mit Ausnahme des Fleisches der Frucht, ein wenig Blausäure enthalten. Mit der innern Rinde färbt man grün, und zwar, vielleicht aus einem Aberglauben, vorzüglich die Vogelnetze. Das Holz, zuweilen St. Lucienholz genannt und mit dem Mahalebkirschbaum verwechselt, wird zu verschiedenen Drechslerarbeiten, besonders auch zu Büchsenschäften gebraucht. Aus den Aesten macht man Tabaksröhre. Legt man Zweige mit der Blüthe unter das Korn, so sollen die Mäuse dadurch abgehalten werden.

Vogelkirsche, die Frucht des Vogelkirschbaums, s. oben.

Vogelklau, eine Pflanzengattung, s. Ornithopus und Hippokampusfüße.

Vogelknötrich ist die Benennung des Polygonum aviculare. Die Polygonum-Arten gehören zu den Zierpflanzen (s. Polygonum); Vogelknötrich bedeutet aber auch so viel wie Twieselbeere (s. diesen Art.).

Vogelkönig, der welcher beim Vogelschießen den besten Schuß gethan hat (s. Vogelschießen).

Vogelkopf, deutsche Benennung der Zierpflanze Passerina, zur 8. Klasse 1. Ordnung des Linnéschen Systems gehörig. Sie ist am Cap heimisch. Die Arten sind Passerina ciliata, ericoides, filiformis, grandiflora, laxa und spicata.

Vogelkrankheiten. Von den an einzelnen gezähmten Vögeln, den Enten, Gänsen, Hühnern u. dergl. beobachteten Krankheiten, denen dieselben unterworfen sind und von deren Behandlung haben wir schon theilweise in dem Art. Vogel gehandelt. Es bleibt nun noch übrig, von den Krankheiten der Vögel, welche man als Stubenvögel hält, zu sprechen. Blumenbach sagt darüber Folgendes:

Die Stubenvögel sind verschiedenen Krankheiten unterworfen, die einen mehr, die andern minder, je nachdem ihre frühere Lebensweise mit jener in der Gefangenschaft zu sehr kontrastirt und ihre Konstitution stärker oder schwächer ist. Solche, die im Zimmer aufgezogen sind, gedeihen am besten, und sind in ihrer Gefangenschaft den wenigsten Krankheiten ausgesetzt. Nachtigallen, Wachteln, Hänflinge, besonders aber Kanarienvögel sind es, die sich leicht in der Gefangenschaft fortpflanzen. Bei den andern Singvögeln thut man wohl, sie jung aus dem Neste zu nehmen und aufzufüttern. Doch können die meisten auch alt gefangen noch immer an den Aufenthalt im Käfig sich gewöhnen. Wenn man die Stubenvögel vor Krankheiten bewahren will, muß man vor allen Dingen darauf sehen, daß ihr Käfig, Trink- und Freßgeschirr rein gehalten werden, daß sie hinreichend und frisches Wasser haben, und pünktlich ihr Futter erhalten, daß sie nicht durch zu großen Lärm erschreckt und betäubt werden. Man reinige öfters auch ihre Füße von Unrath, sehe darauf, daß sich kein Ungezie-

fer in den Käfigen einniste, und daß diese selbst und die Sprossen in denselben der Natur des Vogels gemäß eingerichtet sind. Die Käfige sind am besten von Metall gefertigt, weil in den Holzkäfigen sehr gern Ungeziefer nistet. Die Vögel sollen im Allgemeinen nicht zu großer Hitze oder Kälte ausgesetzt werden, denn nur wenige vertragen große Kälte. Auch sei der Aufenthaltsort nicht dumpfig und mit Gerüchen zu sehr geschwängert. Man werfe zuweilen einen rostigen Nagel und den würmerfressenden Vögeln eine todte Spinne in das Trinkgeschirr.

Die Krankheiten, welche am häufigsten vorkommen, sind folgende:

1) Die Dörrsucht, Auszehrung, eine gewöhnliche Folge schlechter Nahrungsmittel und eines dumpfen, schlechten Aufenthaltortes. Man erkennt sie, daß die Vögel die Federn nicht anlegen und dabei sehr dürr werden. Man gebe ihnen bessere Nahrung, dann eine Kreuz= oder Kellerspinne, oder einen verrosteten Nagel in das Trinkwasser. Vögeln, die Grünes fressen, giebt man dieses und besonders Brunnenkresse. Die Nachtigallen bekommen gern im Oktober und November die Dörrsucht. Man giebt ihnen dann mehr Mehlwürmer und hartgekochte, feingehackte Hühnereier. Ist Verstopfung dabei, ein paar Kellerspinnen. Bei Rothkehlchen helfen Ameisenpuppen und Mehlwürmer.

2) Die Verstopfung der Fettdrüsen oder die Darre entsteht, wenn die Fettdrüse auf dem Steiße, in der das Oel zur Geschmeidigmachung der Federn enthalten ist, verhärtet oder geschwürartig wird. Man erkennt die Krankheit, wenn sich die Federn am Steiße aufrichten, die Vögel darnach beißen, ja selbst sich aufbeißen, wenn die Drüse selbst sehr groß und statt hellgelb zu sein, bräunlich wird. Man erweicht sie durch ungesalzene Butter, eine Salbe von Silberglätte,

Bleiweiß, Wachs und Baumöl erweicht sie am besten. Das Aufstechen mit einer Nadel ist nicht immer gut, weil dadurch die Drüse zerstört wird. Gewöhnlich sterben die Vögel dann in der Mauserzeit, da ihnen die Fetttigkeit zum Einschmieren der Federn fehlt.

3) Die Verstopfung. Unnatürliche Nahrung und Veränderung des Klima veranlassen die Krankheit. Der Vogel bückt sich mit dem Hintern, um die Excremente von sich zu geben, was er aber nicht kann. Der Koth ist klebrig. Dagegen dient ein Klystier mit einem Stecknadelknopf, der in Leinöl getaucht ist und den man einige Male sanft in den Mastdarm hineinführt. Auch einige Tropfen Leinöl eingegossen, eine Spinne, Maikäfer, ein Junikäfer in das Wasser gethan, von dem der Vogel säuft, leistet dieselben Dienste. Man kann auch einen ausgedrückten Mehlwurm mit Leinöl und Safran füllen, und so den Wurm von dem Vogel verschlingen lassen. Kanarienvögeln giebt man gegen die Verstopfung Brunnenkresse und die Blätter vom Kopfsalat. In Kürze: für Insektenfressende gehört die Spinne, für Saamenfressende Grünes oder Laktukensamen.

4) Gegen den schweren Athem, dem Kanarienvögel unterworfen sind, hilft eingequellter Rübsamen und Blätter vom Kopfsalat.

5) Der Bruch ist eine Unverdaulichkeits-Krankheit junger Vögel, besonders der Kanarienvögel, und daraus hervorgehende Entzündung der Eingeweide. Ursache ist ein zu gutes, zu nahrhaftes Futter und Naschwerke. Kennzeichen: Ein magerer, durchsichtiger, aufgedunsener Leib, voller kleiner rother Adern. Die Heilung erfolgt bisweilen, wenn man einfache und sparsame Nahrung reicht, und ein Hirsekorn groß Alaun, Salz oder etwas verrostetes Eisen in ihr Trinkgeschirr legt.

6) Der Durchfall. Die Vögel bekommen mei-

stens den Durchfall, bevor sie sich an das Stubenfutter gewöhnen. Sie geben eine weiße kalkartige Materie von sich, die an den Federn am After hängen bleibt und den Mastdarm und After entzündet. Man bestreiche den After mit Butter oder lege einen verrosteten Nagel in das Trinkwasser. Besonders die Rothkehlchen sind dem Durchfalle sehr unterworfen; man giebt ihnen dagegen einige Spinnen. Bei den Finken, die ebenfalls dem Durchfalle sehr unterworfen sind, hilft gewöhnlich ein verrosteter Nagel. Das natürlichste Futter ist hier das Beste.

7) Der Pips ist eigentlich ein Katarrh, bei welchem das oberste Zungenhäutchen durch die Hitze verhärtet und die Nasenlöcher verstopft werden. Man erkennt diese Krankheit am öfteren Aufsperren des Schnabels, Aufsträuben der Kopffedern und Gelbwerden der Schnabelwurzel. Mittel dagegen sind: Man nehme etwas Butter, sehr wenig Pfeffer und Knoblauch, und gebe dies dem Vogel ein; auch kann man sie Thee vom Ehrenpreis saufen lassen. Die Verstopfung der Nasenlöcher zu hindern, zieht man ihnen ein kleines Federchen durch dieselben. Größern Vögeln löst man das Häutchen von der Zunge, indem man hinten von unten anfängt.

8) Der Schnupfen, welcher sich durch öfteres Niesen und Schütteln mit dem Kopfe zu erkennen giebt, wird am besten der Natur zur Heilung überlassen. Man kann auch etliche Tropfen Brustelixir in Brustthee, den man dem Vogel zum Trinken vorsetzt oder einschüttet, thun.

9) Die Mauser oder Feder-Krankheit. Fast bei allen Vögeln zeigt sich mehr oder weniger Kränklichkeit während der Mauserzeit. Einige Arten mausern einmal, andere zweimal. Das Singen unterbleibt dann. Im Frühjahr ist die Mauserzeit nicht so stark als im Herbste, weil da die großen Flügel-

und Schwungfedern auffallen. Erscheinen die Vögel dabei sehr angegriffen, so trägt gutes Futter, häufige Erneuerung des Trinkens, Bestreichen des Hintern mit Butter viel zur baldigen Genesung bei.

Die Nachtigallen kränkeln meistens in der Mauserzeit. Man gebe ihnen gutes Futter und bisweilen eine Spinne. Haben sie zugleich einen verdorbenen Magen, so sträuben sie die Federn auf, schließen die Augen halb und stecken den Kopf stundenlang unter die Flügel. Man gebe ihnen dann Ameisenpuppen, einige Spinnen, und so viel Safran in das Wasser, daß dieses eine gelbröthliche Farbe bekommt. Eine besonders kritische Periode ist die Mauserzeit für den gelben Spottvogel. Sie fällt bei ihm in die Monate Februar und März. Man verwendet dann auf ihn mehr Aufmerksamkeit, giebt ihm täglich 1 bis 2 Mehlwürmer mehr und frische Hühnereier, auch bisweilen eine Kellerspinne.

Alle Vögel erfordern während der Mauserzeit gutes nahrhaftes Futter, mit einiger Abwechselung, jedoch kein Naschwerk; ferner Ruhe und Wärme.

10) Die Epilepsie oder Fallsucht. Der Vogel verdreht den Kopf, legt sich auf den Rücken, oder fällt von der Sprosse herab. Schnelle Hülfe ist hier die beste. Man tauche den Vogel in kaltes Wasser, und beschneide ihm von der hintersten Zehe den Nagel so, daß Blut darnach kommt, oder gieße ihm einige Tropfen Baumöl ein. Uebermäßige Ofenhitze oder schlechtes Futter ist meistens Ursache dieser Krankheit. Die meisten Vögel sterben auch hieran. Die Nachtigallen legen sich bei der fallenden Sucht nach einigen convulsivischen Bewegunben auf den Rücken, strecken die Beine in die Höhe und verdrehen die Augen. Ein Tropfen Wein sogleich eingegeben hilft gewöhnlich. Kanarienvögel unterliegen nur, wenn sie verzärtelt sind, der Fallsucht. Man heilt sie, indem man den

Vögeln alle weißen Samen entzieht, 14 Tage nur Rübsamen und Salatsamen giebt, sie zweimal wöchentlich mit lauwarmem Rothwein bespritzt und sie häufig der Sonnenwärme aussetzt. Man giebt ihnen auch Vogelkraut, aber nur in der warmen Jahreszeit.

11) Die Windsucht. Die Haut des Vogels wird an einem Theile des Leibes oder am ganzen Leibe aufgeblasen und steif. Die Ursache ist Erkältung, faules Trinkwasser, schlechtes und übermäßiges Futtern, besonders der in der Stube aufgezogenen Jungen. Man öffne sie mit einer Stecknadel, damit die Luft heraus kann. Man kann dem Vogel auch nachher einige Tropfen Wein eingießen.

12) Die Schweißsucht ist eine Krankheit, die sich bisweilen bei brütenden Kanarienweibchen findet. Die Federn des Unterleibes sind bei dieser Krankheit ganz naß. Die Eier verderben dadurch, und sollte die Krankheit erst nach dem Auskriechen der Jungen eintreten, so gehen auch diese zu Grunde. Man löse Salz in Wasser auf, wasche damit den Leib des Vogels, spüle nach einigen Minuten das Salzwasser mit reinen Brunnenwasser ab und trockne den Vogel rasch an der Sonne, worauf man ihn wieder in den Käfig setzt. Man wiederhole dieses Verfahren zwei- bis dreimal täglich, verwende aber ein solches Weibchen nicht wieder für die Hecke.

13) Die Drehsucht oder das Drehen kommt meistens bei Samenfressern vor. Bei dieser Krankheit überschlägt sich der Vogel. Man mache eine Zeitlang eine Decke über das Bauer, damit der Schwindel verhütet werde. Die Stieglitze werden dummlich und schwindlig, wenn sie zu viel Hanfsamen bekommen; man giebt ihnen dann nur eingequellten Salat- und Distelsamen.

14) Der Schlagfluß entsteht oft durch zu große Anstrengung beim Singen, oder in Folge eines Wett-

streites mit anderen Vögeln; ist das Singen daher zu anhaltend, so störe man die Vögel dabei und decke den Käfig ganz zu oder ganz auf, je nachdem es für den Vogel ungewöhnlicher ist.

15) Augenkrankheiten. Die Stieglitze sind einem Augenübel unterworfen, wobei die Augenlider geschwollen sind. Bestreichen der Augen mit ungesalzener Butter ist dabei am besten. Alte Stieglitze werden leicht blind. Eben so erblinden die Finken leicht, wenn sie zu viel an Hanfsamen bekommen. In Hinsicht des Gesanges schadet ihnen das nicht, ja sie singen sogar dann noch fleißiger; da die Blindheit allmälig eintritt, so können die blinden Vögel, wenn man sie in ihrem gewohnten Bauer läßt und nichts daran ändert, meist ihr Futter und Trinkwasser noch recht gut finden, hüpfen auch sicher auf ihren Sprunghölzern umher. Wenn das Erblinden eintritt, so merkt man es an den ungewöhnlichen halbkreisförmigen Bewegungen des Kopfes. Man setze die Vögel vor der Erblindung in einen kleineren Käfig, in welchem sie ihr Fressen und Saufen leichter finden können.

16) Eine Art Liebesfieber oder Freiheitsweh entsteht bei Vögeln, welche alt gefangen werden, besonders im Mai, oder auch um die Zeit, wenn die freien Vögel derselben Art in wärmere Gegenden ziehen. Die Kranken hören dann auf zu singen und zu fressen, machen sich dick, zehren ab und sterben leicht. Am leichtesten heilt man sie, indem man sie ans Fenster oder ins Freie hängt.

17) Fußkrankheiten. Junge Nachtigallen, auch andere Insekten fressende Vögel, wenn man ihnen zu viel zu fressen giebt, oder man sie in den Käfig setzt, auf dessen Boden kein Moos oder Sand ist, bekommen leicht das Podagra und sind dann nicht mehr

im Stande, auf den Beinen zu stehen. Sie sterben meist.

Zu lang gewachsene Krallen kommen besonders bei Kanarienvögeln oft vor. Da sie mit denselben leicht im Käfig hängen bleiben, so schneidet man die Spitzen der Krallen mit einer scharfen Scheere hinweg, jedoch nicht zu weit. Hält man den Vogel gegen das Licht, so zeigt ein rother Streif in den Nägeln, wie weit Leben in ihnen ist, und von diesem Streifen muß man stets fern bleiben. Bei Finken werden oft die Schuppen an den Beinen zu stark. Man löst dann die obersten vorsichtig mit einem Federmesser ab. Bleiben sie an den Beinen, so werden die Vögel leicht lahm und bekommen das Podagra. Die Lerchen, die in der Stube frei herumlaufen, verwickeln sich mit den Füßen leicht in Faden und dergleichen, wovon man sie befreien muß, da die Faden sonst in das Fleisch schneiden, und die armen Thiere dann hinken.

Bei Beinbrüchen kann man den gebrochenen Fuß etwas einrichten und umwickeln; am besten ist, man giebt dem Vogel ein ruhiges Plätzchen; die Natur hilft sich am leichtesten selbst und das Bein heilt wieder zusammen.

18) Krätzgeschwür am Kopf. Dagegen dient, daß man dem Eiter Luft mache, um auszutreten, und dann bestreiche man die Stelle mit Butter oder Schweineschmalz. Die gelbe Krätze, welche sich am Kopfe und um die Augen der Kanarienvögel zeigt, wird durch grünes Futter geheilt. Ist aber ein Geschwür von der Größe eines Hanfkornes vorhanden, so behandelt man es nach obiger Anweisung. Die Lerchen werden um die Wurzel des Schnabels herum grindig und gelb. Durch grünes Futter, Ameisen-Eier und Mehlwürmer werden sie schnell davon befreit.

19) Die Milben- und Läusesucht. Ungeziefer ist stets nur die Folge der Unreinlichkeit; wenn es sich stark vermehrt, so zehren die Vögel oft aus oder kränkeln wenigstens dabei. Baden in lauem Wasser, Reinigung des Käfigs und der Sprunghölzer, Bestreuen des Bodens des Käfigs mit trockenem, oft erneuertem Flußsande hilft bald. Besonders die Kanarienvögel werden oft von einer Läuseart geplagt. Man nehme dann die Sprunghölzer heraus, und mache an deren Stelle Stäbe von Rohr, in welches kleine Löcher geschnitten werden, in die das Ungeziefer kriecht. Dies wiederhole man in der Woche zweimal, dann wird auch das Ungeziefer verschwunden sein. Besonders in der Zeit des Mauserns giebt es viel Ungeziefer. Die Milben halten sich meist auf dem Kopfe der Vögel auf. Man reibt dem Vogel ein paar Tropfen Terpentinöl auf den Kopf und in die Federn, und läßt ihn öfters baden. Das beste Präservativ dagegen ist aber ein Metalldrahtkäfig, in welchen das Ungeziefer sich nicht einnisten kann.

Vogellaus (ricinus Degeer, nirmus Herrm.), Gattung aus der Insektenfamilie Läuse; der Mund hat 2 Lippen und 2 Kinnbacken mit Klauen, und steht unten; die deutlich gegliederten Füße endigen sich in 2 Haken. Aufenthalt: auf Vögeln, die einzige, ric. canis, ausgenommen; ob sie von Federn leben, ist ungewiß; auf todten Thieren sterben sie auch. Diese Gattung, aus Arten der Gattung pediculus Linn. gebildet, ist auch zertheilt worden in die Gattungen philopterus, trichodectes, liotheum und gyropus. Vogellausfliege (ornithomyia Latr.), Gattung aus der Familie der Lausfliegen, hat den Kopf schmäler als das Bruststück, deutliche Augen mit Nebenaugen, Fühlhörner blattartig, gezähnt und behaart, ist geflügelt. Art: Schwalbenlausfliege (orn. hirundinis, stenopteryx hir.), mit lanzett-

förmigen Flügeln, in Schwalbennestern; grüne Vogellaus (orn. viridis), grün, mit oben schwarzem Bruststück, auf Sperlingen, Rothschwänzchen u. s. w.

Vogelleim. Diese zum Bestreichen der Leimruthen für den Vogelfang dienende klebrige Substanz kann auf verschiedene Weise bereitet werden. 1) Aus Leinöl. Man nimmt einen Topf voll ungesottenen, aber reinen Leinöls, stellt denselben an das Feuer, klebt den Deckel fest zu und läßt es so lange kochen, bis das Oel anfängt zu sieden und der Deckel weißgrau wird. Man kann auch den Topf unverklebt an's Feuer stellen und einsieden lassen, was aber, wegen der leichten Entzündung des Oels, gefährlicher ist. Ist das Oel eingesotten, so zünde man es mit einem Span oder Stück Papier an, und lasse es so lange brennen, bis es eine Rinde bekommt und klebrig wird. Je länger man das Oel brennen läßt, desto besser wird der Leim. Man kann auch Terpentinöl darunter mischen, damit die Feuchtigkeit und Kälte dem Leim nicht so leicht schadet. Weil der Leim sich während des Kochens leicht entzündet und einen ziemlichen Gestank verbreitet, thut man wohl, die Bereitung im Freien vorzunehmen. 2) Aus Mistel. Man sammelt zur Herbstzeit frische Misteln, schält das Grün davon bis auf die weiße Haut ab, legt es in ein Gefäß mit Wasser, läßt es darin, bis sich die schleimigen Theile ganz abgelöst haben, und schmilzt dann den Schleim mit etwas Schusterpech zusammen oder mischt ihm Terpentin bei. Oder: Man sammelt die Mistelbeeren im Herbst, wenn ein oder zwei Fröste gefallen sind, reinigt sie von Blättern und Stielen, schüttet sie in eine Pfanne, gießt bis zur Hälfte Wasser darauf und siedet sie unter beständigem Umrühren, um das leicht erfolgende Anbrennen zu verhüten, bei etwas starkem Feuer. Nach 5- bis 6stündigem Kochen wird sich der Leim zusammenziehen und fest werden. Merkt

man, daß er sich von Pfanne und Quirl löst, so ist er genug gekocht. Dann lasse man ihn abkühlen, wasche ihn, während er noch lauwarm ist, in kaltem, am besten Flußwasser, um die Unreinigkeiten abzuspülen, aber behende, sonst zerfließt er. Nachdem alles Unreine, Kerne und Häutchen herausgewaschen sind, hebt man ihn in einem Geschirr auf. Gewöhnlich erhält man ¼ der Beeren an reinem Leim. 3) Aus Stechpalme. Man kocht die Rinde der gemeinen Stechpalme 2 Stunden in Wasser, bis sie ganz weich ist und ihre grüne Farbe in eine grauweiße umändert, gießt dann das Wasser ab, legt sie in großer Menge in feuchte Erde, bedeckt sie mit Steinen und frischen saftigen Pflanzen und läßt sie gähren, bis sie sich (binnen 10 bis 20 Tagen) in eine schwarze, schmuzzige, schleimige Masse verwandelt hat. Diese stößt man zu einem Teige, wäscht denselben in Flußwasser aus, zur Entfernung aller fremdartigen Theile, läßt ihn in einem gut verschlossenen Topfe klar werden, rührt binnen 4 bis 5 Tagen, sobald sich Schaum erhebt, gut um und hebt ihn dann in einem gut bedeckten Gefäße auf. Nach einer andern Angabe schneidet man die innere Rinde der Stechpalme in kleine Stücke, läßt sie an einem kühlen Orte 14 Tage gähren, kocht sie in Wasser und dunstet den Absud ein. 4) Aus Leim und salzsaurem Zink. Man löst Tischlerleim durch Kochen in Wasser auf und setzt zu demselben eine Auflage von salzsaurem Zink. Die Mischung wird klebrig, trocknet nicht an der Luft und hat vor anderm Vogelleim den Vorzug, daß sie sich von den Federn der Vögel leicht durch Wasser abwaschen läßt.

Vogelmast. Wie man bei anderen Hausthieren, bei Ochsen, Kühen, Hammeln, Schweinen u. s. w., wenn man dieselben als Schlachtvieh zu benutzen gedenkt, vorher ein Mästungsverfahren eintreten läßt, so auch

bei dem Geflügel. Wir haben bereits unter Vogel das Verfahren, wie es bei den Gänsen zur Anwendung kommt, beschrieben, und haben hier nur noch mit dem übrigen Hausgeflügel zu thun. Gewöhnlich geht der Mast noch die Castration des Thieres voraus. Der Kunstausdruck für das gesammte Verfahren hierbei ist Poularderie.

Poularderie heißt eine Anstalt, junges Federvieh zu verschneiden und kunstmäßig fett zu machen. So wie etwa das Hamburger Rindfleisch vor anderem, gemeinem Rindfleische in Güte und Geschmack verschieden ist, so und noch weit mehr ist das kunstgemäß gemästete Poularderiegeflügel von demjenigen verschieden, was nach gemeiner Art fett gemacht ist. Während das Fett des letztern gelb ist, beim Braten zu sehr austrieft, und sein Fleisch braun und zu wenig mürbe ist, kommt das gebratene Poularderiegeflügel ganz weiß an Fett und Fleisch zur Tafel, zergeht gewissermaßen auf der Zunge und kommt in seinem Geschmack dem besten Federwildpret, als Fasanen, Rebhühnern u. s. f., gleich. Ueberdies kostet Poularderiegeflügel nicht mehr, oft sogar weniger zu mästen, als anderes, bei dem oft vieles Futter unnütz verschwendet wird. Ferner hat man bei der Poularderiemast noch den Vortheil, daß man bei ordnungsmäßiger Betreibung derselben zum Voraus bestimmen kann, wenn das Geflügel seine höchste Fettigkeit haben wird. Truthühner und Gänse erfordern hierzu 24 Tage, Kapaunen, Poularden (verschnittene Hühner), Enten, junge Hühner aber 16 Tage. Das Castriren (Verschneiden) des Hühner- und Truthühnergeflügels vor der Poularderiemast ist eine wesentliche Maßregel, da hierdurch die größte Vollkommenheit in der Mast mit bedingt wird. Bei Tauben, Enten und Gänsen aber geschieht es nicht.

Vom Castriren. Wenn man sich zuerst an geschlachteten Thieren übt, diese Operation zu machen, so wird man es nachher leicht finden, sie auch an lebenden vorzunehmen. Dieselbe wird an frühzeitig erzogenen jungen Hähnen, besonders solchen, die einfache und nicht doppelte rothe Kämme und Backen haben, zur Zeit, wenn sie um Johanni zu krähen anfangen, auf die unter Verschneiden angegebene Art vorgenommen. Nachdem man sie dann ein paar Tage im Stalle gepflegt hat, läßt man sie wieder frei herumlaufen. Bei jungen Hühnern verfährt man, wie folgt. In der Gegend hinter dem Steiße, wo sich unter der Haut ein weißes rundes Hügelchen, von der Größe einer kleinen Haselnuß, sehen läßt, werden die Federn sauber ausgerupft, und an der so entblößten Stelle mit einem spitzigen, sehr scharfen Federmesser durch zwei Häute vorsichtig ein kleiner Einschnitt, in der Größe einer Kaffeebohne, gemacht, wonach man den Eierstock als ein rundes, weißes Gewächs zu sehen bekommt. Drückt man nun unter dem Steiße mit dem Finger etwas aufwärts, so kommt der Eierstock aus dem gemachten Einschnitte heraus, und wird, da er unten angewachsen ist, mit der Scheere abgeschnitten. Das Loch heilt, ohne zugenäht zu werden, wenn man es nur mit Asche und Butter bestreicht, in wenig Tagen zu. Der Kamm und die kleinen Glocken werden mit einer Scheere abgeschnitten, und das Huhn heißt nun eine Poularde. Eine solche läuft unter den anderen Hühnern umher und erwächst so groß und schnell wie ein Kapaun. Die Truthühner werden im Brachmonat, wenn sie halb erwachsen sind, auf gleiche Art castrirt, als die Hühner, auch die kleinen Glocken an den Backen und über dem Schnabel der kleine Rüssel abgeschnitten, worauf sie Trutpoularden heißen. Die Truthähne werden nicht an demselben Orte, als die gemeinen jun-

gen Hühner, unter dem Steiße aufgeschnitten, weil ihr Leib so lang ist, daß der Zeigefinger nicht bis oben an den Rücken zu den Hoden gelangen kann. Es wird daher der Schnitt auf der Seite des Leibes, wo die Keule anstreicht und das Fleisch recht dünn ist, und nur in einer oben weißen und unter dieser in einer braunen Haut besteht, 1½ Zoll lang gemacht. Die Hoden hängen an derselben Stelle, als bei den gemeinen Hähnen, nur sind sie größer und schlaff. Hierher greift man mit dem Zeigefinger, löst sie mit Vorsicht ab und verfährt im Uebrigen so, wie beim Castriren der Hähne angeführt ist. Zuletzt schneidet man auch noch den Rüssel über dem Schnabel ab und verstreicht die Wunde wie die des Bauches.

Einstallung des Poularderiegeflügels. In königlichen und fürstlichen Poularderien hat man eigene mit Ofen versehene Kammern, um bei starkem Froste etwas einzuheizen. Im Mittelstande braucht man sich nur eine an und für sich nicht kalt gelegene Kammer auszuwählen. Es kommt nun auf die Menge oder Folge des zu mästenden Geflügels an, wie man die Stallungen zur Aufnahme desselben einzurichten hat. An den Seiten der Kammer herum werden die sogenannten Steigen oder Stallungen auf einander festgenagelt, und von Brettern so zusammengeschlagen und abgemessen, daß eine etwa sechsellige Brettlänge für 15 Kapaunen und Poularden, wenn so viel zu gleicher Zeit hinein sollten, in 15 Unterschiede abgetheilt werden kann, so daß ein Kapaun ganz enge darin Platz findet. Das Fußbrett muß 3 gute Zoll hervorragen, um darauf die Saufgeschirre stellen zu können; und eben so viel muß hinten fehlen, damit durch diesen Raum der Mist herunter auf den Fußboden der Kammer falle, und von da täglich weggenommen und der Ort reinlich gehalten werden kann. Vorn bleibt zwar jedes Loch offen, aber es

wird durch das hervorragende Brett ein länglich viereckiges Loch, auch unten in das Brett eben ein solches gemacht, damit, wenn der Kapaun hineingeschoben ist, nur ein hölzerner viereckig geschnittener Stab vorgesteckt werden darf, damit der eng eingeschlossene Kapaun oder die Poularde stille sitze. Er muß sich nicht umwenden können. Doch hat er vorn neben dem vorgesteckten Stabe Platz, auf beiden Seiten mit dem Kopfe und Halse herauszuragen und zu saufen. Die Stellagen für die Trutkapaunen und Trutpoularden werden eben so gemacht, jedoch so enge, daß sich keines darin umwenden kann. Und da die Stellage wie eine Treppe oder ein Bücherrepositorium angesehen werden kann, so wird die untere Reihe für Truthühner groß, die obere aber kleiner für Kapaunen und Poularden, die dritte für junge Hühner noch kleiner. Das Hauptsächlichste ist hierbei, daß die Vorschiebestäbe so eingelocht und so fest eingedrückt werden, daß sie von dem Geflügel nicht herausgerüttelt werden können. Enten- und Gänsestallungen sind eben so eingerichtet, außer daß, wenn unten eine Gänsestallung ist, darüber nur eine Entenstallung gemacht werden darf, und daß die hervorragenden Bretter etwas weiter hervorragen, damit lange und größere Saufgeschirre darauf fest gemacht werden können. Die Taubenstallungen bestehen nur in viereckigen Gitterkörben, welche 1 Elle lang und 1 Elle breit, aber nur 8 Zoll hoch sein müssen, und oben in der Mitte eine kleine Klappthür haben, 6 Zoll ins Gevierte, wodurch man die Tauben stecken und herausnehmen kann. Und wenn dann etliche solcher Körbe vorhanden sind, so kann man sie auch zur Einstallung ganz kleiner junger Hühner gebrauchen. Zum Saufgeschirr werden bei dem Töpfer kleine ausglasurte Tröge, 6 Zoll lang, 2 Zoll breit und 1½ Zoll tief im Lichten bestellt. Zur Gänse- und Entenstal-

lung aber werden ganz schmale Tröge, so lang die Stallung eines jeden Thieres ist, aus Brettern zusammengenagelt. Sie sind 3 Zoll breit und 3 Zoll tief, und werden den Gänsen, so oft es Zeit ist, vorgesetzt.

Das Futter. In Paris und Versailles, wo man gewiß nach und nach Alles versucht hat, um dasjenige ausfindig zu machen, was dem Geflügel den delicatesten Geschmack gewähren kann, ist man bei gemahlener Hirse, Butter und Milch als Futter stehen geblieben; und es scheint auch nach anderen Erfahrungen die Hirse dem Weizen noch vorzuziehen.

Quantität und Ordnung der Fütterung. Ein Kapaun bekommt täglich 6 Loth Hirse, 3 Quentchen Butter und 12 Loth Milch. Man wäge also alle Abend das Futter für die Kapaunen im Voraus ab. Gesetzt, man hätte 20 Kapaunen eingestallt, so braucht man dazu 3¾ Pfund Hirsenmehl, 15 Loth Butter und 3¾ Maaß Milch. Mehl und Butter werden in einer Mulde mit Wasser dick zu einem Teig gemacht. Dieser bleibt bis um 4 Uhr Morgens stehen; dann wird dieser ganz steife Teig auf eine Tafel geschüttet, mit Hirsemehl bestreut, gewirkt und zu einem festen Teige gemacht, welches dann das Futter auf diesen Tag ist. Dieser Klumpen Teig wird nun in 20 Theile zum täglichen Futter getheilt. Ein solcher zwanzigster Theil muß nun wieder in drei Theile, als Früh-, Mittags- und Abendfutter getheilt werden, da man dann weiß, wie viel jeder Kapaun auf einmal bekommt. Aus diesem Theile werden nun acht Theile geschnitten, und aus jedem eine runde Kugel gemacht. Hiervon nun bekommt der Kapaun acht Kugeln früh, acht des Mittags und acht des Abends. Haben nun acht solcher Kugeln 2 Loth Hirse und 1 Quentchen Butter in sich, so enthalten alle vierundzwanzig Kugeln, die der Kapaun Morgens, Mittags und Abends

bekommt, 6 Loth Hirse und 3 Quentchen Butter. Sobald des Morgens nach 4, und also gegen 5 Uhr die Kugeln einer Muskatnuß groß formirt sind, wird einem jeden Kapaun eine Kugel nach der andern, in etwas Milch getaucht, in den Hals gesteckt, welches rasch von Statten geht. Wenn sämmtliche Kapaune gestopft sind, wird alsdann einem jeden noch 4 Loth Milch in sein Tröglein, das vor ihm steht, eingeschüttet. Läßt man sich ein blechernes Mäßchen machen, in welches 4 Loth gehen, so braucht es weiter kein Messen oder Wiegen, sondern es bekommt jeder Kapaun sein 4 Loth haltendes Mäßchen. Auch für's Mehl kann man sich ein gewisses Maaß abpassen. Nun müssen die Kapaune warten bis 12 Uhr, wo dann ein jeder eben so viele Kugeln und Milch, und des Abends um 7 Uhr die letzten acht Kugeln und das vorige nämliche Mäßchen Milch bekommt. Auf solche Weise wird bis zum sechzehnten Tage Abends fortgefahren, wo ein jeder sein letztes Futter bekommt und nun auf's völligste fett sein muß. — Mit den Truthühnern wird es auch so gehalten. Gesetzt z. B., man hätte 2 Schock Truthühner eingestallt, so gehören dazu täglich 16 Loth Hirse und 2 Loth Butter, wovon Teig und Kugeln, wie bei den Kapaunen zuvor bemerkt, gleichfalls zubereitet und daraus 60 runde Kugeln gemacht werden, wovon jedes Truthuhn täglich 30 bekommt, nämlich 10 des Morgens, 10 des Mittags und 10 des Abends. Es enthalten 10 solcher Kugeln $2\frac{2}{3}$ Loth Hirse und $\frac{1}{3}$ Loth Butter, so daß diese 30 Kugeln, die ein Truthuhn täglich bekommt, gerade 8 Loth Hirse und 1 Loth Butter enthalten. Hiermit wird 24 Tage fortgefahren, und jedem Truthuhne täglich $\frac{1}{4}$ Maaß oder 16 Loth Milch, auf dreimal, zu saufen gegeben, welches ebenfalls durch ein blechernes Mäßchen zu $5\frac{1}{3}$ Loth bequem verrichtet wird. Auch kann man für's Mehl, nachdem es ein-

mal gewogen worden, sich ein Maaß abpassen, wonach man zuletzt ein Augenmaaß gewinnen kann. — Bei den Truthähnen muß man, um mit der Zeit das Augenmaaß zu bekommen, im Anfange 12 Loth Hirse und $1\frac{1}{2}$ Loth Butter abwiegen und ebenfalls des Abends einen recht dicken Teig davon machen, des Morgens darauf mit Hirsemehl auswirken und daraus 36 runde Kugeln formiren, wovon der Truthahn des Morgens 12 Stück, des Mittags 12 Stück und des Abends 12 Stück erhält. Da nun jederzeit 12 solcher Kugeln 4 Loth Hirse und $1\frac{1}{2}$ Loth Butter enthalten, so bekommt jeder Truthahn täglich in seinen 36 Kugeln 12 Loth Hirse und $1\frac{1}{2}$ Loth Butter. Da auch ein Truthahn täglich 24 Loth Milch zu saufen haben muß, so darf nur hierzu ein blechernes Mäßchen zu 8 Loth Milch gleichfalls gehalten und hierin die dreimalige Portion ihm täglich zugemessen werden. Es wird aber mit dem Mästen der Truthähne ebenfalls 24 Tage angehalten. — Die Gänse, wenn sie sehr weiß und recht delicat fett werden sollen, bekommen das nämliche Futter und Saufen wie die Truthühner, und müssen gleichfalls 24 Tage so unterhalten werden. — Wie aber nun am ersten Tage jeder Kapaun und jede Poularde 8 Kugeln, jedes Truthuhn 10 Kugeln und jeder Truthahn 12 Kugeln Morgens, Mittags und Abends jedesmal empfangen, so wird damit alle Tage genau und ordentlich fortgefahren. Und da ein junges und ein altes Huhn halb so viel als ein Kapaun bekommt, folglich des Morgens nur 4, des Mittags 4 und des Abends auch 4 Kugeln, so ist hierbei zu bemerken, daß besonders den kleinen jungen Hühnern, ihrer noch dünnen Hälse wegen, damit sie die Portion desto leichter verschlingen, die Kugeln nur halb so groß wie die vorigen gemacht werden, da dann statt 8 großer für die Kapaunen 8 solche halbmal so kleine für die jungen und al-

ten Hühner gegeben werden, welches dann die Hälfte beträgt. Eben so verhält es sich auch mit der Milch für die jungen und alten Hühner, daß nämlich ein Kapaunenmäßchen getheilt und für zwei junge oder für zwei alte gegeben wird. — Mit den Tauben hat es eine andere Bewandtniß, weil sie nichts zu saufen bekommen. Für eine Taube aber wird $1\frac{1}{3}$ Quentchen Hirse, $\frac{1}{3}$ Quentchen Butter, $1\frac{1}{3}$ Loth Milch und also auch für den Mittag und eben so viel auf den Abend gerechnet. Sind nun z. B. 8 junge Tauben eingestallt, so wird für sämmtliche 8 junge Tauben 8 Loth Hirse, 2 Loth Butter und 1 Pfd. oder $\frac{1}{2}$ Maaß Milch in einem Topfe zu einem ganz dünnen Brei gekocht. Und weil ein gehäufter Löffel voll dieses Breies $1\frac{3}{4}$ Loth mit Einschluß dessen, was ausgedünstet ist, in sich halten wird, so bekommt jede Taube Morgens, Mittags und Abends jeder Zeit einen solchen gehäuften Löffel voll, welcher in den Mund genommen und der Taube bei aufgesperrtem Schnabel in den Kropf geblasen wird. Es wird also eine Taube täglich ihre $5\frac{1}{4}$ Loth Hirse, Butter und Milch erhalten. Es müssen aber die Tauben zum Einstallen nicht völlig flügge, sondern unter den Flügeln und auf den Seiten noch stoppelig sein. Auch müssen die jungen Tauben zur Poularderie nicht von Feldtauben, sondern von Haus- oder Mohntauben sein.

Einige besondere Regeln bei der Fütterung und Wartung. Zur Verhütung unnöthiger Versäumniß muß es stets bei der Ordnung bleiben, daß für vieles Geflügel stets $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Stunde vor der Früh-, Mittags und Abendsfütterungsstunde die Kugeln, die eine jede Stunde verfüttert werden sollen, schon gemacht und auf gehörig hierzu verfertigten langen Futterbrettern, welche ringsherum mit 1 Zoll hohen Leisten versehen sind, reihenweise für jedes Stück abgezählt seien. — Sobald das Geflügel aus-

gesoffen, werden die noch etwa gebliebenen Reste zusammengegossen und den alten eingestallten Hühnern, welche sehr gern saufen, und um die Fütterungskosten nicht zu groß zu machen, nicht viel bekommen, vorgeschüttet. Sobald aber auch diese ausgesoffen, werden alle Tröge zusammen in ein Faß gelegt, mit heißem Wasser ausgebrüht, mit einem kleinen Handbesen und Lappen sauber ausgewaschen, nachgehends mit kaltem Wasser rein ausgespült, und in der Reihe umgestülpt hingesetzt, damit jeder Zeit dem Geflügel reine Tröge vorgesetzt und ihre Milchportion eingegossen werden könne. In unreinen Trögen versäuert die Milch, wodurch das Geflügel angeekelt wird. In fürstlichen Poularderien wird alle Morgen, Mittage und Abende die Kammer sauber ausgekehrt und frischer Sand hinein gestreut, damit sie nicht riechend oder eine Flöhhecke werde. Die Körbe, worin die Tauben eingestallt sind, müssen alle in einer Reihe stehen, und dann muß zu jeder Zeit ein leerer Korb bereit sein, damit man die Gefütterten hinein bringt, und wenn dieser voll ist, wird der andere wieder leer, so daß hier gar kein Irrthum vorfallen kann. — Wenn nun des Abends abgefüttert ist und das Geflügel die Milch ausgesoffen hat, müssen die Tröge sogleich in die Küche getragen und rein gemacht, alsdann das Licht aus der Kammer genommen und das Geflügel sechs Stunden im Finstern zum Ausschlafen gelassen werden. Ein längerer Aufenthalt mit dem Lichte in der Kammer hält die Mast auf, indem die Thiere dadurch von der Ruhe abgehalten werden. — Thiere, welche ihre Portion nicht aussaufen, geben weniger Hoffnung, als die, welche ihr vorgeschriebenes Maaß verzehren. So oft die Magd dem Geflügel eine Kugel einsteckt, muß sie ihm den Schnabel zumachen und die Kugel hinunter streichen, damit sie desto besser verschluckt werde und der Hals beim Saufen immer frei

bleibe. Die Magd muß nachfühlen, daß sie nicht in den Hals hervortrete und Erstickung veranlasse.

Ueber die Art, das Poularderie-Geflügel zu schlachten und zu rupfen. Da das Poularderie-Geflügel ganz mit Fett überzogen ist, muß es behutsam gerupft werden, um nicht Löcher einzureißen; auch muß man Sorge für ein gehöriges Ausbluten tragen, damit die weiße Farbe des Fettes und Fleisches sich gehörig zeige. Bei dem verschnittenen Geflügel wird wie folgt verfahren: Dasselbe wird von der Magd auf den Schoß genommen, die Füße ihm gleich Anfangs zusammengebunden, zwischen die Knie geklemmt, mit einem scharfen Messer unter der Kehle am Halse alle Adern auf einmal, bis auf die Halsknochenwirbel, durchgeschnitten, und der Hals des Geflügels tief und zwar so lange gehalten, bis er ganz rein ausgeblutet. Hierauf muß die Magd das Geflügel auf dem Schoße behalten, und während es noch warm ist, mit möglichster Hurtigkeit eine Feder nach der andern mit der Hand anfassen, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand aber den Ort und die fette Haut, wo die Federn ausgezogen werden sollen, niederhalten und so die Federn ausziehen. Es würde immer ein Stück der fetten und mürben Haut abgehen, das Geflügel geschunden und voll Löcher werden, wenn 2 bis 3 Federn allezeit auf einmal sollten ausgezogen werden. Sobald ein Stück abgerupft und noch warm ist, muß es eiligst sauber abgestoppelt, die Keulen wohl hinauf geschoben und die Knie so gebogen werden, daß die Klauen vor der Brust zu liegen kommen; dann muß es mit einem breiten Bande, welches dazu aufgehoben wird, zusammengebunden, die Flügel auf den Rücken gedreht, dann an einen Haken aufgehängt werden, bis es kalt ist. Wenn hierauf das Geflügel kalt ist, kann das Band abgenommen werden, da denn das Geflügel in

seiner Stellung verbleibt. Gänse und Enten, wenn sie auf gleiche Art gerupft werden sollen, werden nicht unter dem Halse abgeschlachtet, sondern dicht hinter dem Hirnschädel im Genicke mit dem scharfen Messer alle Adern durchschnitten, damit alles Blut herauslaufe. Nach dem Rupfen und Ausstoppeln wird jedes Stück sehr hurtig bei öfterem Herumdrehen über einem brennenden Strohwische abgeflammt, und alle rauhen Federn und Haare abgesengt. Besonders werden die Füße etwas nahe zum Feuer gehalten, wodurch beim Abputzen sich die grobe Haut abziehen läßt. Nach der Abflammung der Enten und Gänse wird jedes Stück in einer Mulde mit Wasser und Seife, nach etwas Weizenkleie, schneeweiß gewaschen, mit reinem warmen Wasser abgespült, abgetrocknet und an Haken aufgehängt. Tauben werden gleich den Kapaunen unter der Kehle abgeschlachtet, eben so vorsichtig gerupft, sehr hurtig darauf über einem Strohfeuer herumgedreht und die Haarfedern abgesengt, daß nichts Unreines daran bleibe. Sie werden sodann gleichfalls mit Seife, Kleie und warmem Wasser sauber abgewaschen und abgetrocknet. Auch werden die Beine, wie bei den Trut- und anderen Hühnern, an den Leib gebunden.

Art und Weise, kleine Vögel (Goldammer, Finken ꝛc.) statt der Ortolane zu mästen und diesen völlig gleichschmeckend zu machen. Wenn die Fangzeit einer Art obgedachter kleiner Vögel ist und eine Menge davon eingefangen sind, werden sie in eine recht große Kammer geworfen, worin vieles dünnes Reisholz ringsherum gestellt ist, damit die Vögel hinauf steigen und ruhen können, und ihnen zuvörderst nichts als Hafer und Wasser gegeben, wobei sie ein ganzes Jahr leben können. Wenn nun die Vögel um Ostern und Pfingsten am seltensten sind, stellt man 1 bis 2 Dutzend ganz kleine hölzerne

Vogelbauer, wie die Kinder sie zu haben pflegen, um Zeisige darin zu halten, in eine Reihe, hängt vor jedes Bauer einen kleinen Freßtrog und ein Saufgläschen, so daß der Vogel mit seinem Kopfe durch das Gitter hineinreichen kann; steckt in jedes Bauer einen Vogel, und füllt demselben alle Morgen sein Trögelchen mit unausgemachter oder ganzer Hirse, gießt in das Sauftrögelchen alle Morgen, Mittage und Abende jederzeit einen Löffel voll recht frische, fette Milch, wirft ein haselnußgroßes Stückchen Zucker hinein und rührt um. Diese Kammer muß nicht von Menschen besucht und die Vögel nicht schüchtern gemacht werden. Binnen 8 Tagen werden sie ganz fett sein und fast nur aus Speck von sehr delicatem Geschmack bestehen. Man muß ihnen dann beim Schlachten die Adern unter der Kehle mit einem scharfen Federmesser abschneiden, damit sie wohl ausbluten und ein recht weißes Fleisch gewähren.

Auch bei Sperlingen hat man diese Art zu mästen versucht, und gefunden, daß sie ebenfalls ganz den Geschmack der Ortolane dadurch erhalten. Sollen sie aber einen aromatischen Geschmack bekommen, so wird ihnen in Milch gekochte Hirse, welche mit zerstoßenen Wachholderbeeren gewürzt ist, gegeben. Hält man sie vor der Mast eine Zeit lang in Kammern eingesperrt, so muß man die Hähne von den Weibchen trennen, damit sie sich nicht begatten.

Nach Eckhardt kann man mit Krammetsvögeln wie folgt verfahren: Es werden in der Fangzeit einige 100 Stück Krammetsvögel in eine große, vor Ratten und Mäusen wohlverwahrte Kammer, worin vieles Reißholz rings herum befestigt ist, geworfen, auf den Fußboden öfters grober Kiessand gestreut, auch zuweilen der mittlere Platz rein gekehrt. Dann wird diesen Vögeln alle Morgen, Mittage und Abende, in etlichen hölzernen Trögen, roher Weizen

und Roggenkleie (geschrotener Weizen ist besser, weil die beißigsten Vögel gern die Körner heraussuchen und die Kleie den furchtsamsten zurücklassen) unter einander mit Wasser angerührt, und in ganz flachen töpfernen Geschirren frisches Wasser zum Saufen vorgesetzt. Auch setzt man in besondern geräumigen Geschirren immer frisches Wasser zum Baden hin. Sind nun die Krammetsvögel selten geworden, so wird ein Dutzend nach dem andern in hölzerne Vogelbauer, 1 Fuß ins Gevierte groß und oben mit Leinwand benagelt, gestellt, damit sie sich nicht die Köpfe zerstoßen. Dann wird diesen Vögeln 10 Tage nach einander alle Morgen, Mittage und Abende in süßer Sahne gekochte Hirse, worunter etwas Zucker gestreut ist, und ein Löffel voll frische Milch zum Saufen daneben gestellt. Nach dem 11ten Tage schüttet man drei Mal diesen Vögeln aufgetrocknete und einen Tag zuvor in warmes Wasser eingeweichte Ebereschen und Wachholderbeeren vor, worauf ihnen den folgenden Morgen der Hals ordentlich, wie den Hühnern, abgeschnitten wird.

Lerchen lassen sich ebenfalls lange Zeit in einer Kammer erhalten, wenn sie zur Herbstzeit eingethan werden. Man füttert sie ganz mäßig mit Hirse und streut ihnen recht viel trocknen, öfters zu erneuernden Sand in die Kammer, damit sie sich darin baden können. Will man sie dann mästen, so wird jedes Stück in einen hölzernen, oben mit Leinwand beschlagenen Vogelbauer gesetzt, und Hirse zum Fressen, Milch zum Saufen gegeben. Binnen 12 Tagen sind sie fett. Anstatt ihnen die Köpfe einzudrücken, schneidet man ihnen dann die Halsadern zum völligen Ausbluten ab. Will man sie zum Braten mästen, so ist gut, um den sonst etwas matten Geschmack der Lerchen pikanter zu machen, etwas fein zerschnittene Petersilie unter die Milch beim Mästen zu mengen.

Sollen sie aber zu Pasteten oder andern gewürzten Zubereitungen dienen, so ist dies nicht nöthig.

Vogelmilbe, so viel wie Sperlingsmilbe.

Vogelmilch (Ornithogalum), in der Botanik, 4te Kl. 1ste Ord. Asphodelee. — Als Zierpflanze: 1) O. arabicum L., in Aegypten, Madera, Portugal; März bis Mai. 2) O. aureum Bot. Cab., am Cap; Frühling, bisweilen zu anderen Jahreszeiten (Varietäten: mit mennigrothen, hell- oder weißlichgelben und bunten Blüthen; O. miniatum, flavescens und flavissimum Jacq.). 3) O. caudatum Ait., am Cap; April bis Juni. 4) O. lacteum Bot. Cab., am Cap; Juni, Juli. 5) O. latifolium Jacq., in Arabien, Aegypten; Juni, Juli. 6) O. longebracteatum Jacq., am Cap; Juni, Juli. 7) O. nutans L., in Italien, der Schweiz, Deutschland; Mai. 8) O. pyramidale Jacq., in Südeuropa; Juni, Juli. 9) O. pyrenaicum Jacq., in den Pyrenäen, England, Deutschland, Sibirien ɔc., auf Wiesen, in Grasgärten; Mai, Juni. 11) O. umbellatum L. (Stern von Bethlehem, Hühnermilch, Ackerzwiebel), in Deutschland ɔc.; Mai. — Nr. 1 verlangt 5—8° R. im Zimmer oder Glashause; Nr. 2, 3, 4, 5 und 6 kann man bei 3—5° R. durchwintern und im Sommer auf eine sonnige Stellage in's Freie bringen. Im Winter begieße man sie mäßig und schütze sie auch im Sommer gegen zu große Nässe. Man verpflanzt die Zwiebeln im März in frische Erde, bei welcher Gelegenheit man sie durch Abnahme der Nebenbrut vermehrt. Bei Nr. 2 sterben die Blätter nach der Blüthezeit ab, und die Zwiebel, welche dann oft zwei Wachsthumsperioden hindurch schläft, wird in der Ruhezeit fast gar nicht begossen. Man pflanzt sie in lockere, fette, mit $\frac{1}{5}$ Flußsand gemischte Erde. Nr. 7 bis 10 dauern im Freien;

man pflanzt sie nach Maßgabe der Zwiebelgröße einzeln oder truppweise, 4—6 Zoll tief.

Vogelmist, Vogeldünger. Die Excremente der Vögel werden eben so gut wie der Mist anderer Thiere als Düngungsmittel in der Landwirthschaft verwendet, ja er hat durch Entdeckung des Guano, von dem wir unten ausführlicher sprechen werden, eine sehr wichtige Bedeutung erlangt und sehr viel mit zur rationellen Reform der Oekonomie beigetragen. Da von dem Vogelmist dasselbe im Allgemeinen gilt, wie von den Düngmitteln, die von andern Thieren gewonnen werden, so sprechen wir zunächst von der Theorie des Düngers überhaupt.

Jeder Körper organischen Ursprungs, d. h. der zu dem Thier- oder Pflanzengeschlechte gehört, ist einem steten Wechsel der Bestandtheile uuterworfen. Er nimmt zu seinem Wachsthume und zu seiner Erhaltung beständig Stoffe, luftförmige, flüssige und feste, aus der Außenwelt auf, und tritt solche, wenn sie ihm unbrauchbar geworden sind wieder daran ab, ja wenn er sein Lebensziel erreicht hat, giebt er den Rest seiner Bestandtheile auf einmal an die Außenwelt zurück. Keiner dieser Stoffe geht verloren. Was durch Ausdünstung, Gährung, Fäulniß oder irgend eine Art des Verbrauchs oder der Zerstörung den organischen Wesen entschwindet, geht nur wieder zur allgemeinen Quelle, dem Luftraum oder der Erde zurück, woher es entnommen war, und ist auf's Neue fähig, zum Wachsthum und zur Erhaltung organischer Wesen beizutragen. Diese, sei es Thieren oder Pflanzen entschwundenen Stoffe hierzu auf's Neue der Vegetation zuführen, heißt nun in allgemeinster Bedeutung düngen, und Dünger jene Theile selbst, indem sie hierzu dienen. Zwar bezeichnet man im gewöhnlichen Sprachgebrauche mit letzterem nur die gröbern Ueberreste von Pflanzen und Thieren, welche in den

Ställen oder sonst vorkommen, vom menschlichen Fleiße der Erde wiedergegeben werden und in dieser in Humus übergehen; vergleicht man aber die kleine Quantität humoser Theilchen, die sich in einem Felde vorfinden, mit der großen Masse von Erzeugnissen, welche eben dieses Feld hervorbringt, oder die kleine und fast unverändert sich erhaltende Menge Erde eines Blumentopfs mit der großen Masse, zu welcher eine sich darin entwickelnde Pflanze oft gedeiht, so läßt sich ohne Mühe begreifen, daß es jene Theile nicht allein sein können, welche diese Massen hervorbrachten, und daß die Atmosphäre einen sehr starken Beitrag zu ihrer Erzeugung geliefert haben muß. Dies wird weniger auffallend erscheinen, wenn man berücksichtigt, daß die Atmosphäre, vermöge ihres Gehalts an Wasser, Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff, wirklich alle Materialien zu liefern vermag, aus denen die Pflanzen bestehen, mit Ausnahme der wenigen feuerbeständigen Bestandtheile, die man beim Verbrennen derselben zurückbleiben sieht. Es giebt daher auch viele Pflanzen, welche sich hauptsächlich nur durch Aneignung atmosphärischer Stoffe ausbilden, wogegen allerdings viele andere, und hierunter namentlich die angebauten Gewächse, zur vollkommnen Ausbildung, besonders ihrer mehligen und öligen Samen, auch der sich durch die Auflösung aus dem Humus bildenden bedürfen. Jedenfalls scheint in Beziehung auf das gesammte Vegetationsverhältniß die Atmosphäre einen weit größern Antheil von Stoffen zur Ausbildung der Pflanzen herzugeben, als der Humus, weil sonst nicht möglich wäre, einen Boden durch seine eigenen Erzeugnisse fruchtbarer zu machen und dessen Humusgehalt zu vermehren. In dem verhältnißmäßigen Anbaue solcher Gewächse, welche mehr oder weniger sich aus atmosphärischen Stoffen bilden, so daß aber im Ganzen der Rückstand

der in Verwesung übergehenden organischen Stoffe größer, als die dem Boden entzogene Quantität Humus ist, liegt hauptsächlich die erforderliche Dünger-Production und durch sie die angemessene Wirthschaftsorganisation begründet. Wenn nun aber auch die Pflanzen ihren Hauptunterhalt aus der Atmosphäre und nebenbei aus dem Rückstande von Pflanzen und Thierkörpern ziehen, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß einige mineralische Körper, z. B. der Kalk, zur Beförderung des Pflanzenwachsthums beitragen, und nicht blos als reizende, Dünger auflösende, sondern, wenn auch in minderem Grade als jene, als wirklich nährende Mittel anzusehen sind.

Früher waren es nur wenige Vögel, deren Mist man zur Düngung verwendete; namentlich nur die Hühner und Tauben. Der der letzteren steht oben an. Er enthält einen besondern Stoff, der größtentheils Eiweißstoff zu sein scheint, und auf naßkalten, zähen Feldern, mit dem Getreidesamen ausgestreut, die größte Wirkung, die man nur von einem Düngmittel erwarten kann, äußert. Gyps und Asche stehen ihm bei weitem nach zum Ueberdüngen des Klees und schwächlicher Saaten. Es ist nur schade, daß dieser Dünger in so geringen Quantitäten erzielt wird, und man sollte es nie verabsäumen, ihn auf das sorgfältigste zu sammeln. Er muß vor der Anwendung gehörig zu Pulver zerkleinert werden.

Der Gänse- und Entenmist werden nicht geachtet, weil die Erfahrung lehrt, daß, wo diese Excremente hinfallen, alle bessern Gräser vergehen und nur einige ganz schlechte zurückbleiben; doch dürfte auch dieser Dünger nicht zu vernachlässigen sein, wenn man ihn nur gehörig gähren läßt und dabei mit schwerer zersetzbaren Substanzen versetzt, wo er dann seine Schärfe verliert.

Das wichtigste aller Dungmittel von Vögeln ist

aber der Guano, auch Gouano, Hanu und Huanu genannt, eine erdige Masse von weißlicher bis brauner Farbe und starkem eigenthümlichen Geruche. Beim Erhitzen entwickelt der Guano, der ungefähr zum vierten Theile aus Harnsäure besteht, viel Ammoniak, und verkohlt endlich. Er wurde zuerst auf den Inseln von Chinche bei Pisco, an der peruanischen Küste, gefunden. Nach von Tschudi ist die größte dieser Inseln, Sangallen, 6 englische Meilen von Pisco entfernt. Auf ihr, wie auf den übrigen zu der Gruppe gehörigen Inseln, bildet der Guano 35 bis 40 Fuß mächtige Schichten, die ganz oben graubraun, je tiefer aber, desto intensiver, und ganz unten fast rostroth, wie durch Eisenoxyd, gefärbt sind. Auch die Dichtigkeit der Masse nimmt vermöge des von den oberen Schichten geübten Druckes mit der Tiefe zu. In den tiefsten Lagen finden sich zuweilen große Massen Salmiak. Zerdrückte Eier, die eine schwärzliche, von Guano umgebene Masse (Dotter?) enthalten, wohlerhaltene Federn sind aus einer Tiefe von 31 Fuß ausgegraben worden. Aehnlich ist das Vorkommen des Guano auf allen Inseln und allen unbewohnten Vorgebirgen der Westküste von Südamerika, besonders der intertropischen. Der Guano, vergleichbar den urweltlichen Schichten von Koprolithen im Lias bei Limerick oder in manchen Knochenhöhlen, ist das Produkt der aufgehäuften Excremente verschiedener Seevögel (v. Tschudi führt namentlich auf: Larus modestus, Rhynchops nigra, Plotus Anhinga, Pelecanus thayus, Phalacrocorax Gaimarelii und albigula und vorzüglich Sula variegata), die in ungeheurer Anzahl, in wolkengleichen Zügen, sich längs der Küste bewegen, und bei ihrer außerordentlichen Gefräßigkeit leicht und in kurzer Zeit mächtige Excrementenschichten hinterlassen können. Tschudi hielt eine Sula variegata einige Tage gefangen und

sammelte täglich bis 5 Unzen Excremente von ihr. Er glaubt, daß das Quantum im freien Zustande der Vögel, bei der unausgesetzt auf das Reichlichste sich darbietenden Nahrung, noch weit größer sei, und daß, wenn $\frac{2}{3}$ des Gewichts ihrer Excremente durch Verflüchtigung verloren gehen, doch auf einer von Millionen dieser Vögel bewohnten Insel jährlich eine nicht unbedeutende Guanoschicht sich bilden müsse. Die Seevögel nisten auf unbewohnten Inseln oder auf Felsen am Ufer, wo sie auch außerdem ihre Ruhezeiten zubringen, nie aber auf flachem Strande oder im Innern des Landes, daher die Angaben von Guanolagern im Innern entweder irrig sind oder eine bedeutende Hebung der Küste beweisen müssen. Die Excrementenschichten sind in den ersten Jahren noch weiß und liefern den Huanu blanco, der vorzüglich auf den Inseln von Islay, Jesus, Margarita und auf der Punta de Hormillos gefunden wird. So wie man anfängt, eine Guanoinsel auszubeuten, wird sie von den Vögeln verlassen. Man baut gegenwärtig den Guano regelmäßig ab, da man einen Gegenstand lohnender Ausfuhr in ihm entdeckt hat. Man haut ihn mit Hacken los, füllt ihn in Schläuche und trägt ihn nach der Seeküste. Hier hängen große leinene Schläuche von den Felsen herab und reichen bis zu den Schiffen, die unmittelbar an der Küste ankern. Die unteren Mündungen der Schläuche werden über die in den Raum führenden Lucken gehängt und durch Schüttelung derselben durch Taue der Guano in abwärts rollender Bewegung erhalten. Auf diese Art erhält ein Schiff von 300 bis 400 Tonnen in $1\frac{1}{2}$ Tagen seine Ladung. Das sich dabei entwickelnde freie Ammoniak ist aber so stark, daß es europäische Arbeiter im Raume nicht aushalten können, und man Neger und Indianer bei der Arbeit verwenden muß. Die Insel vor Inique, die ungefähr 220,000 Qua-

dratfuß mißt, war mit einer 30 Fuß hohen Guanoschicht bedeckt, die innerhalb 27 Jahren ganz abgetragen worden ist. Noch mehrere Punkte sind schon völlig ausgebeutet, da die Ausfuhr nach Europa so bedeutend ist, daß im Jahre 1841 allein 122,500 Centner (= 6125 Tons, wovon England 5361, Frankreich 180, Belgien 300, Hamburg 280 Tonnen erhielten) verschifft wurden. Hierauf schloß die peruanische Regierung mit einer Compagnie einen Contrakt ab, wonach diese innerhalb 5 Jahren 120,000 Tonnen Guano gegen die Hälfte des Erlöses ausführen durfte. Bis 1845 waren 31,109 Tonnen ausgeführt worden, wovon $\frac{9}{10}$ nach England, 2522 Tonnen nach Frankreich, 300 Tonnen nach den Vereinigten Staaten, 300 Tonnen nach Italien und Oestreich gingen. Der Totalerlös dafür betrug 6 Millionen Franken. Theils wegen des Preises des Guano, theils wegen der Entfernung des Fundorts suchten besonders die Franzosen auch anderwärts, wo ähnliche Bedingungen, wie an der peruanischen Küste, gegeben waren, Guanolager auf, und bis jetzt sind nach Saisset zwischen dem Cap der guten Hoffnung und Cap Voltas 5 solche Lager, nämlich 1 in der Falsebai und 4 in der Seldansabai, auf den Inseln Jutlan, Marens, Molay und Paternosterinsel entdeckt worden. Ferner zwischen Cap Voltas und Benguela 11 Lager, von denen jedoch 9 schon erschöpft sind. In der Voraussicht, daß zwischen dem Cap der guten Hoffnung und Benguela in kurzer Zeit nichts mehr zu finden sein werde, haben mehrere Schiffe bereits das östliche Litorale zwischen dem Cap und dem rothen Meere untersucht. In der Algoabai auf der Insel Bird, Ischabai, auf der Thamsinsel und auf dem Territorium des Imams von Mascat sind schon Lager gefunden, und ihre Ausbeutung ist theils durch die Franzosen, theils durch die Engländer begonnen

worden. Der Guano ist, wie sich mit Sicherheit nachweisen läßt, schon von den Inkas als Düngmittel benutzt und von ihnen vorzugsweise von den Inseln von Chinche geholt. Jetzt verwenden ihn die peruanischen Hacendados vorzüglich zur Düngung der Mais- und Kartoffelfelder. Der wirksamste ist der weiße, Huanu blanco, der auch in weit höherem Preise (3 Piaster der Scheffel) steht, als der gelbe oder braune (1¼ Piaster der Scheffel à 250 Pfund). Wenige Wochen nachdem die Samen angefangen haben emporzukeimen, wird neben jeder Pflanze ein kleines Loch gemacht, mit einer Prise Guano (vom gelben eine größere, vom weißen eine kleinere) gefüllt und wieder mit Erde bedeckt. Zwölf bis fünfzehn Stunden später wird das ganze Feld unter Wasser gesetzt und einige Stunden unter dieser Bedeckung gelassen. Schon nach wenigen Tagen erreichen die Pflanzen das Doppelte ihrer früheren Höhe. Bei einer zweiten, in ähnlicher Weise vorgenommenen Düngung ist gewöhnlich die Ernte dreimal größer, als von einem nicht gedüngten Lande. Auf 14,000 Quadratfuß Landes von mittlerer Qualität rechnet man 3 Scheffel (Fanegas), von schlechter Qualität 4 bis 5 Scheffel Guano. In Europa dient der Guana mehr der Gärtnerei, die mit Hülfe desselben nach verschiedenen Verfahrungsweisen außerordentliche Resultate erzielt.

Er wurde zuerst von Fourcroy und Vauquelin, dann von Klapproth untersucht; jene fanden darin über 25⁰⁄₀, letzterer 16⁰⁄₀ harnsaures Ammoniak. Von den zahlreichen neueren, in qualitativer Beziehung ähnlichen, in quantitativer mitunter sehr abweichenden Analysen theilen wir nur zwei sehr vollständige mit:

Oellacher fand in 100 Theilen des braungelben amerikanischen Guano:

Harnsaures Ammoniak	12,20
Oxalsaures Ammoniak	17,73
Oxalsaurer Kalk	1,30
Phosphorsaures Ammoniak	6,90
Phosphorsaure Ammoniak-Magnesia	11,63
Phosphorsauren Kalk	20,16
Salmiak	2,25
Kochsalz	0,40
Kohlensaures Ammoniak	0,80
Kohlensauren Kalk	1,65
Schwefelsaures Kali	4,60
Schwefelsaures Natron	4,92
Humussauren Ammoniak	1,06
Wachsartige Materie	0,75
Sand	1,68
Wasser	4,31
Unbestimmte organische Materien	8,26

Wähler fand in dem Guano von Lima folgende Bestandtheile:

Harnsaures Ammoniak	9,0
Oxalsaures Ammoniak	10,6
Oxalsauren Kalk	7,0
Phosphorsaures Ammoniak	6,0
Phosphorsauren Ammoniak-Kalk	2,6
Schwefelsaures Kali	5,5
Schwefelsaures Natron	3,8
Salmiak	4,2
Phosphorsauren Kalk	14,3
Thon und Sand	4,7
Unbestimmte organische Materien und etwas Eisensalz	32,3
	100,0

Vogelmuschel, so viel wie Schwalbenmuschel.

Vogelnest, außer der gewöhnlichen Bedeutung, die aus

der Zusammensetzung des Wortes hervorgeht, nennt man in der Botanik die wilde Möhre (daucus sylvestris) ebenfalls Vogelnest. — Ueber die Aufbewahrung der Nester der Vögel giebt Blumenbach folgende Anleitung: Die Aufbewahrung der Vogelnester in Naturalienkabinetten hat, so leicht es scheint, doch seine Schwierigkeiten. Am besten ist es, daß man seine Nestersammlung nur auf die merkwürdigsten der kleineren Sorten beschränkt, und sie entweder zusammen in Schränken mit Glasthüren verwahrt, oder vielleicht von den merkwürdigsten der kleineren jedes in demselben Kasten anbringt, in welchem der Vogel, dem es gehört, aufgestellt ist. Hierzu qualificiren sich nun allenfalls die Nester der Würgerarten (Lanius), der Kernbeißer (Loxia), der Finkenarten (Fringilla), des Pirols (Oriolus), der Drosselarten (Turdus), der Sänger (Sylvia), der Bachstelzen (Motacilla), der Fliegenfänger (Muscicapa) und Steinschmätzer (Saxicolla), mancher Meisen, besonders Parus biarmicus, P. pendulinus und P. caudatus, und ahenfalls noch die Nester der Lerchen (Alauda) und Pieper (Anthus). Doch würde das monströse Nest des Sperlings, der doch auch zur Finkengattung gehört, sich schlecht genug darunter ausnehmen; es gehört aber, wie noch einige der Arten dieser Gattungen, zu den Ausnahmen. Die Nester dieser Vögel kann man nun, wenn sie auf Zweigen oder an Pflanzenstengeln befestigt waren, mit diesen abschneiden und in den Kasten fest machen, die an Bäume oder auf die Erde gebauet waren, aber behutsam los machen, und so wie sie standen, in dem Kasten aufstellen. Das Nest kann nun im Kasten aufgestellt und der in brütender Stellung ausgestopfte Vogel darauf gesetzt werden; oder man läßt die Eier, die vorher ausgeblasen wurden, darin, leimt sie aber etwas an, damit sie nicht hin- und herrollen können;

oder man stopft die Jungen aus, und giebt Jungen und Alten die Stellungen, als wenn letztere die ersteren fütterten u. s. w. Doch ist vor Uebertreiben und öfterm Wiederholen solcher Spielereien sehr zu warnen. Es ist aber sehr rathsam, bevor man das Nest in den Kasten stellt, durch die Hitze des Ofens alle etwa darin steckende Insektenbrut, die man leicht übersehen könnte, zu vertilgen, und man muß eben die die Vorsicht anwenden, die beim Einsetzen der Vögel empfohlen worden ist. Die seltenen merkwürdigen Nester mancher ausländischen Vögel, welche wir oft mit anderen Naturalien aus fremden Ländern bekommen, hängt man am besten in großen Glasschränken auf, wo sie gegen Staub gesichert sind, und wo sie nicht von Jedermann betastet werden können.

Vogelnester, indianische, s. den Art. Vogel (Salangane), Th. 226, S. 305.

Vogelperspektive nennt der Zeichner diejenige Perspektive, in welcher ein Vogel, der in der Luft über einer Gegend schwebt, dieselbe überschauen würde. Man wendet diese Art von Perspektive besonders bei Aufzeichnung von Grundrissen der Städte, Landschaften, Güter u. s. w. an, und zieht sie ihrer Deutlichkeit wegen jetzt allgemein der sogenannten Cavalierperspektive vor, weil sich bei ihr Alles deutlicher und mit den verhältnißmäßig natürlichen Dimensionen der Länge und Breite wiedergeben läßt.

Vogelpfeife wird die Pfeife genannt, deren sich der Vogelsteller bedient, um beim Vogelfang die Locktöne der Vögel nachzuahmen. S. Art. Vogelfang. Eben so nennt man auch ein Flageolet, auf welchem man den zahmen Vögeln diejenige Melodie vorbläst, die sie nachpfeifen lernen sollen.

Vogelpfeffer heißt in der Botanik das Capsicum baccatum; s. Pfeffer und Capsicum.

Vogelpflaume, s. Vogelkirsche.

Vogelrecht, ein Jägerausdruck, womit er den Vogel bezeichnet, den er bei der Falkenjagd dem Falken als Belohnung für seine Dienste zum Genusse überläßt.

Vogelscheuche nennt man irgend einen Gegenstand, den man auf Feldern, z. B. Schotenfeldern, bei Kirschbäumen, auf Getreidefeldern, die der Reife nahe sind, und dergleichen, anbringt, um die Vögel zu verscheuchen, damit sie nicht die Früchte verzehren. Man verfertigt z. B. einen Strohmann, behängt ihn mit alten Lumpen und knüpft ihn an einer Schnur so auf, daß der Wind ihn hin und her weht. Auch werden zu diesem Behufe kleine hölzerne Windmühlen aufgestellt, die durch ihr Klappern die sich nahenden Vögel verscheuchen.

Vogelschießen, das Schießen nach einem hölzernen Vogel, theils zur Belustigung, theils zur Uebung im Schießen. Wenn dieses Schießen von einer privilegirten Schützengesellschaft angestellt wird, so heißt es ein *solennes*, und ist eins der vorzüglichsten in Deutschland, vorzüglich in Mitteldeutschland, Sachsen, Thüringen, Hessen, Franken, Böhmen, Schlesien, gewöhnlichen Volksfeste. Der oft 8—10 Fuß hohe Vogel, welcher abgeschossen werden soll (ursprünglich wohl das Wappen des deutschen Reiches), ist so von Holz gearbeitet, daß er die Flügel ausbreitet, in der einen Klaue hält er ein Scepter, in der andern einen Reichsapfel; häufig ist er mit doppeltem Kopfe und doppeltem Halse gebildet, auf dem Kopfe hat er eine Krone, in dem Schnabel einen Ring. Zwischen den Flügeln und dem Halse steckt eine oder zwei Fahnen in dem Leibe oder Corps. Der *Corps* ist von vorzüglich zähem Holze gemacht. Der Anstrich des Vogels ist sehr bunt; einzelne Theile sind auch vergoldet oder versilbert. Dieser Vogel wird beim Schießen an der Vogelstange befestigt. Alle Schützen, aber auch andere Personen, nehmen Loose, d. h. bezahlen einen

Einsatz, wofür sie das Recht bekommen, nach dem Vogel zu schießen, oder für sich schießen zu lassen. Der Name dessen, welcher ein Loos nimmt, wird auf einen Zettel geschrieben, sämmtliche Zettel werden unter einander gemischt und einzeln nach einander gezogen, in dieser Reihe aufgeschrieben oder an einer Tafel aufgehängt. In dieser Reihenfolge geschieht nun auch das Schießen nach dem Vogel. Das für die Loose erhaltene Geld wird zum Theil benutzt, den beim Vogelschießen nöthigen Aufwand zu bestreiten, zum Theil werden davon Gewinne gemacht, welche auf die einzelnen Theile des Vogels gesetzt werden, und demjenigen zufallen, von dem oder in dessen Namen dieser Theil des Vogels herabgeschossen wird. Der Hauptgewinn ist auf den Corps oder vielmehr auf das zuletzt herabgeschossene Stück desselben gesetzt. Außerdem werden auch noch Spangewinne ausgesetzt, d. h. Gewinne für solche herabgeschossene Stücke des Vogels, welche etwas Farbe haben; die Größe des Gewinnes richtet sich nach der Größe oder Schwere des Spanes. Bisweilen werden statt der Geldgewinne auch allgemein nützliche Gegenstände ausgesetzt. Bisweilen bekommt auch derjenige, welcher unmittelbar vorher geschossen hat, ehe ein größeres Stück des Vogels herabgeschossen wird, eine Prämie. Der Ehrenschuß ist derjenige, durch welchen das letzte Stück des Vogels herabfällt, indem der, welcher ihn thut, als Vogelkönig betrachtet und bis zur Beendigung des nächsten Vogelschießens durch mancherlei Auszeichnung geehrt wird, z. B. ein Gebräude frei hat u. s. w. Gewöhnlich ist aber auch der König verbunden, einen Königsschmaus zu geben. Solenne Vogelschießen werden mit Bürschbüchsen oder großen Standbüchsen auf einem öffentlichen freien Platze, der Vogelwiese (Anger, niederdeutsch: Masch) angestellt. Beim Beginnen des

Vogelschießens zieht die Schützengesellschaft in militärischer Ordnung (weshalb die Schützengesellschaften gewöhnlich militärisch organisirt sind) und mit Musik auf die Vogelwiese, beobachtet während des Vogelschießens mehrere militärische Gebräuche, und zieht nach Beendigung desselben wieder auf ähnliche Weise von dem Schießplatze in die Stadt zurück. Kanonen oder Böller werden gelöst, wenn die Schützen auf den Platz ziehen, wenn Stücke des Vogels herabgeschossen werden, und auch wohl bei anderen Veranlassungen. Um das Vogelschießen noch mehr zu einem Volksfeste zu machen, werden Concert- und Tanzmusik und öffentliche Mahlzeiten dabei angestellt. Zu diesem Behufe sind Schieß- oder Schützenhäuser auf dem Schießplatze erbaut. Während der Dauer des Vogelschießens werden Zelte oder Buden auf dem Platze erbaut, in welchen allerlei Speisen und Getränke verkauft werden. Auch werden verschiedene Veranstaltungen getroffen, z. B. Feuerwerke veranstaltet, durch welche Alt und Jung Belustigung finden kann. Auch werden häufig öffentliche Hazardspiele erlaubt. Solenne Vogelschießen dauern meistens eine Woche, und es werden dann damit noch Stern- und Scheibenschießen verbunden. Kleinere Vogelschießen, welche Privatgesellschaften anstellen, sind ziemlich auf dieselbe Weise eingerichtet, nur fehlen dabei militärische Feierlichkeiten ganz oder größeren Theils, auch ist der Vogel kleiner. Man schießt dabei nach dem Vogel mit Bürschbüchsen, Windbüchsen, großen Armbrüsten, und wenn Damen Theil nehmen, mit Stoßvögeln. Die letzteren beiden Schießwerkzeuge werden auch bei Vogelschießen für Kinder gebraucht. Man hat nicht ohne Grund gefragt, ob es dem ernsten Manne zieme, einen hölzernen Vogel abzuschießen und solch Soldatenspiel zu treiben, besonders da die frühere Absicht der Vogelschießen, Uebung im wirk-

lichen Waffendienste, jetzt fast ganz wegfällt, und ob es nicht schädlich sei, den gewöhnlichen Bürger zu Vergnügung und zu Ausgaben zu veranlassen, welche nicht selten für seinen Hausstand auf längere Zeit störend werden. Aber es läßt sich dagegen erwidern: für die Mehrzahl der Menschen ist es Bedürfniß, einmal ihren Stand, ihre Sorgen, ihre gewöhnlichen Geschäfte ganz zu vergessen; es gilt für die meisten das Horazische Dulce est desipere in loco. Ferner kommen in den Schützenkompagnien Höhere und Niedere einmal in eine nähere Berührung, welches wechselseitiges Vertrauen und Geneigtheit befördert. Durch dieses Fest wird eine Menge Geld in schnelle Circulation versetzt, und Volksfeste machen auch das Volk im Ganzen ruhiger, und geben den Fürsten und Regierungen Gelegenheit, sich wohlwollend und theilnehmend gegen das Volk zu zeigen. An und für sich sind Volksfeste, besonders in unserer Zeit, mehr zu begünstigen, als zu hindern; und unser deutsches Vogelschießen steht wenigstens dem Carneval der Italiener, den Stiergefechten der Spanier, den öffentlichen Boxen und Hahnekämpfen der Engländer, wohl auch den ehemaligen Turnierspielen nicht nach. Ganz gleich den Vogelschließen sind die Adlerschießen, ähnlich die Mannsschießen, an manchen Orten, z. B. in Naumburg, wo ein Mann statt des Vogels aufgesteckt ist, die Thierschießen, wo ein Thier, meist ein Hirsch, abgeschossen wird, oder auch die Gewinne eines abgeschossenen Sterns in Thieren, Gänsen, Enten, Rehen u. dgl. bestehen.

Es giebt über die Abhaltung des Vogelschießens fast in allen deutschen Städten alte Statuten und Privilegien, die zugleich in den Statuten der Schützengilden, welche sich gegen Ende des Mittelalters bildeten und von den Landesherren mit gewissen Vorrechten ausgestattet wurden, enthalten sind. Wir kön-

nen hier beispielsweise nun von einer solchen Gilde das hierher Gehörende anführen, nämlich von der Berliner Schützengilde.

Das älteste Privilegium derselben, welches wir vorfinden und dessen Richtigkeit sich verbürgen läßt, rührt von dem Kurfürsten Joachim II. aus dem Jahre 1568 her. Es ist in der Bestätigungsurkunde, welche der große Kurfürst im Jahre 1651 am 14. Juli den Berliner Schützen ertheilt, mit enthalten. In einer zweiten am 12. August 1661 ertheilten Confirmation wird übrigens eines noch früheren Statuts vom Jahre 1543, welches Joachim II. ebenfalls den Cöllner Schützen bestätigte, Erwähnung gethan. Die Gildenmeister und gemeinen Brüder der Schützengilde von Berlin hatten nämlich Friedrich Wilhelm um Confirmation der alten Privilegia gebeten. Der Kurfürst erfüllt ihre Bitte und läßt zu diesem Ende „weiland des Hochgebohrnen Fürsten, Herrn Johann „Georgens Markgraffens zu Brandenburgk und „Churfürstens ꝛc. Unsers in Gott ruhenden geliebten „Herrn Ober-Elter-Vaters Hochlöblichen gedächtnüß „Ihnen gegebenes Privilegium, sowohl auch derer „Hochgebohrenen Fürsten Herrn Joachim Friedrichs Herrn Johann Sigismunds und Herrn „George Wilhelms aller Marggrafen und Churfürsten zu Brandenburg ꝛc. Unserer in Gott ruhenden geliebten Herrn Elter- Groß- undt Herrn Vaters Gnaden gnädigster hochlöblicher Christmilder „Gedächtniß darüber erfolgte Confirmationes“ in seinen Gildebrief aufnehmen. Aus der wörtlichen Mittheilung des Privilegiums, welches Joachim II. ertheilt, können wir am besten den früheren Zustand des Gildewesens ersehen, und werden später Gelegenheit finden, das Bild, das wir daraus gewinnen, durch ein weit ausführlicheres Statut der Schützengilde von Cölln, das von seinem Nachfolger Jo-

hann Georg die Bestätigung 1572 erhielt, noch weiter vervollständigen.

Das Dokument lautet wörtlich folgendermaßen:

„Wir Joachim dieses Namens der andere von Gottes Gnaden Markgraf ꝛc. Bekennen ꝛc. Nachdem das Schießen zum Vogel ein altes Herkommen, löbliche Gewohnheit und ehrliche rittermäßige Uebung ist, welche nicht allein von ehrlichen vornehmen Geschlechtern und Bürgern in Städten, sondern auch von hohen Ständen in teutschen Landen jederzeit rühmlich und gebräuchlich hergebracht, desgleichen von unsern Vorfahren hochlöblichen Gedächtnisses, nichts weniger dann von uns je und allewege darob gehalten, und mit allen Gnaden befördert worden, und dann solch löblicher Gebrauch und altes Herkommen bei unserer Stadt Berlin bisher geblieben und mit besonderem Fleiß getrieben worden, — daß wir demnach auf der Gildemeister und gemeinen Brüder der Schützengilde bemeldeter unserer Stadt Berlin unterthänigstes fleißiges Suchen, ihnen nicht allein die durch den Rath daselbst versiegelten Ordnungen in allen Punkten und Artikuln confirmirt und bestätigt, sondern sie noch darüber aus besonderen Gnaden, damit wir ihnen gewogen, folgendergestalt privilegirt, befreiet und begnadet haben: Nämlich, welcher ihrer Mitte unter den Gildebrüdern den Königsvogel abscheußt, daß derjenige in demselben Jahre acht Brauen Bier, ohne einige Erlegung der alten und neuen Bier-Ziese, zu brauen und zu gebrauchen oder andern zu übergeben, Macht haben, auch dazu aller und jeder Steuern, Schösse und andern Verpflichtungen, wie die Namen haben mögen, desselbigen Jahres ganz frei sein und damit nicht beschwert werden und sollen die Schützen alle Jahr zum Königsvogel schießen und solch Ritterspiel in aller Ehrbarkeit üben, denn so sie dasselbige unterlassen werden, soll ihnen dies unser

Privilegium nicht fürträglichen, und dadurch aufgehoben sein, es geschehe denn in sterblichen Zeiten und Kriegesläufften. Und wir der Landesfürst confirmiren und bestätigen gedachten Schützen ihre Gilden und Ordnungen, begnadigen, privilegiren und befreien sie auch obengezeigtermaßen allenthalben hiermit in diesem Brief ganz kräftiglich, und wollen, daß es hinfort zu ewigen Zeiten also, ohne menniglicher Verhinderung, stets fest und unverbrüchlich gehalten werden soll. Und da die Gildemeister und gemeinen Brüder gedachter Schützengilde mit Vorwissen des Raths, was an Statuten oder sonst zur Aufmunterung und Förderung der Schützengilde und guter vernünftiger ehrbarer Sitten dienstlich, auch gnädigst bestätigt und confirmirt haben, auch sie neben unsern Erben und Nachkommen bei oberörteter Befreiung der Ziese, Schösse und Unpflichten aus churfürstlicher Obrigkeit schützen und handhaben und mit nichten dawider beschweren, nach diesem unsern Privilegio, in keinerlei Weise, wie es inner- oder außerhalb geschehen konnte oder mochte, zu und gegen handeln oder was vornehmen lassen. Alles getreulich und sonder Gefährde, Urkundlich &c. und gegeben zu Cölln an der Spree, Donnerstags am Tage Maria Magdalene Christi unsers Herrn Geburt im 1568sten Jahre."

Da das Schießen nach dem Vogel und zwar mit Armbrüsten eher existirte, als das nach der Scheibe, und eine sehr alte Gewohnheit schon im Jahre 1568 genannt wurde, so läßt sich, wie eben bemerkt wurde, auf die frühe Bildung der Schützengilde schließen. Die Bürger hatten sich, wie sich ebenfalls daraus ergiebt, das Schützenwesen immer besonders angelegen sein lassen, weil der eigne Vortheil und die Sicherung ihres Hauses und Heerdes ihnen das enge brüderliche Zusammenhalten zu einer Lebensbedingung machte. Sie fanden in dieser Vereinigung, die einen halb krie-

gerischen, halb friedlichen Charakter trug, zugleich eine Gelegenheit, sich harmlos zu ergötzen, ihren natürlichen Feinden und Nebenbuhlern aber, die ihnen Macht und Wohlstand nicht recht gönnen mochten, den Rittern, zu zeigen, daß auch sie waffengerüstet und kriegsgeübt seien. Ueber die freien Brauen, deren Erwähnung geschieht, ist Folgendes zu bemerken. Wie noch heut zu Tage in vielen kleinen Provinzialstädten, wanderte die Braugerechtigkeit von einem damit privilegirten Hause zum andern. Wenn also dem Vogelkönig damals 8 freie Brauen, von denen er keine Bierziese zu entrichten hatte, als ein Prämium gewährt wurde, welches er auch auf andere übertragen konnte, so ist der daraus zu gewinnende Vortheil gewiß höher zu veranschlagen, als der Werth von 200 Thalern, der später an die Stelle der Freibrauen trat. Die Statuten der Gilde sind in dieses Privilegium nicht mit aufgenommen, wie in dem späteren von 1572, welches Joachims II. Nachfolger, Johann Georg, für die Stadt Cölln bestätigte; doch läßt sich annehmen, daß dieselben gewiß nur in wenigen Punkten von dem letzteren verschieden waren.

Wir lassen daher einen gedrängten Auszug der 36 Artikel oder Paragraphen, aus denen sie bestehen, folgen.

Die Schützengilde ist die erste und vornehmste aller Gilden, und heißt auch Rathsgilde, weshalb auch alle Rathspersonen, sie seien im Regiment oder nicht, darin bleiben und dieselbe ihres Gefallens mithalten sollen.

Nach Entrichtung eines Einkaufgeldes von 12 Silbergroschen kann jeder Bürger oder Bürgersohn zu Cölln, so wie die churfürstlichen geschwornen Hofbedienten, Schützenbrüder werden. Jedoch muß jeder geloben, die Statuten zu befolgen und der Gilde Nutz und Frommen überall zu fördern.

Eine andere Bedingung der Mitgliedschaft ist ein „ziemlicher, ehrlicher, christlicher und züchtiger Wandel", die Vermeidung alles Flüsterns und Lästerns, und wer dawider handelt, soll nach Erkenntniß des Königs, der Aelterleute und der Brüderschaft Gildemeister gestraft werde. Sind es ihrer Mehrere, welche dagegen handeln, so behält sich der Rath die Strafe selbst vor.

Gildenbrüder oder Schwestern, die früher keinen unbescholtenen Lebenswandel geführt, nichtsdestoweniger aber aufgenommen wurden, sollen zur Besserung ermahnt, und wenn dies nichts fruchtet, ausgestoßen werden.

Die Gilde soll jährlich in den Pfingstfeiertagen gehalten und Montags der Königsvogel aufgesetzt werden. Nächstdem auch ein Gesellenvogel, nach welchem alle Brüder, die nach dem ersten geschossen haben, ebenfalls schießen sollen. Im Herbst, oder wenn es den Brüdern am besten gelegen ist, soll noch ein Freischießen stattfinden.

Die Gildemeister haben während des Jahres die Rechnung zu führen, die Lade, Briefe, Register und das Geld zu verwalten, und nach Ablauf ihres Amtsjahres Rechnung zu legen, und zwei neue Gildemeister zu wählen. Dabei muß darauf gesehen werden, daß der eine ein Brauer oder Brauer-Erbe sei, damit er als solcher, oder wie er sonst Gelegenheit hat, bei sich die Gilde halten, der andere aber die übrigen Geschäfte besorgen kann.

Jederzeit, wenn es Noth thut, können vom König oder den Gildemeistern noch andere zur Ausrichtung von Aufträgen und Geschäften gewählt werden, und müssen sich dessen unterziehen, bei der Buße von 1 Groschen in die Lade, oder auch wohl darüber, wenn der Ungehorsom zu groß ist, nach Erkenntniß der Schützenbrüder.

Wichtig ist der nächste neunte Paragraph. Jährlich Ausgangs der Gilde, wenn der Vogel abgeschossen ist, soll ein „brüderlicher Verhör", darin alle und jede der Brüder Mängel und Irrungen vor dem König, den Güldemeistern und Letzten vorgetragen, gebüßt und beigelegt werden. Also ein förmliches Ehren- und Schiedsgericht, wie wir es in ähnlicher Weise auch bei anderen Handwerkergilden finden. Die Brüderschaft hatte „Willkür" zu strafen. Zu derselben Zeit mussen auch die Rechnungen abgenommen werden.

In Fällen, wo die Zusammenberufung sämmtlicher Brüder nöthig wird, geschieht solcher „Vorbott" durch den Gildendiener, und Jeder muß sich, bei Strafe eines Groschens oder in dringenden Zeiten zwei Groschen in die Lade, einstellen.

Stirbt eines Gildenbruders Frau oder Kind, so müssen die anderen, von jeber Familie wenigstens ein Mitglied, der Leiche folgen („von jedem Paar Ehevolke"), ebenfalls „bei Strafe in den Gotteskasten". Ist der Verstorbene zu arm, so daß die Beerdigung nicht von der Familie bestritten werden kann, so soll dies durch den Gildemeister aus der Lade geschehen.

Wenn die Gilde gehalten wird, werden die Seelsorger mit ihren Weibern und Töchtern einen Tag gespeist und getränkt nach der Predigt in der Petrikirche (wo die Gilde einen Altar hatte).

Am Pfingstmontage müssen alle Gildenbrüder „zum Gotteskasten" gehen, voran der König und die Gildemeister, bei Strafe eines Groschens. Das Gertrauten-Hospital erhält um diese Zeit für einen Gulden Brod und eine Tonne Bier.

Nach der Jahresabrechnung der Lade, in welche alle Bußen, Strafen und Gefälle kommen, soll jeder einen Groschen einlegen, woraus ein Fonds zur Unterstützung der Verarmten oder beim Schießen Ver-

unglückten, der Alten und Gebrechlichen gebildet wird.

An dem Vogelschießen darf ein jeder Bruder, mit seinem Schießzeug gerüstet, ohne alle Gefährlichkeit und umsichtig, eben so „die Herrschaft" (d. h. der Kurfürst) und derselben Räthe, Theil nehmen. Ausgeschlossen sind die Brüder, die nicht Bürger oder Bürgerssöhne und nicht angesessen sind in den Ringmauern von Cölln, außer es müßte einer geloben, noch in demselben Jahre das Bürgerrecht zu gewinnen und sich ansässig machen.

Jeder Schütz hat zum Königsschießen 6 Silbergroschen zu erlegen. Zwei Gewinne von einem Vogel soll kein Schütz mit einem Schuß gewinnen können, er hat aber die Wahl, welchen er nehmen will, der andere bleibt der Gilde. Schießt er aber zwei oder mehr Gewinne mit dem Rumpf zugleich ab, so bleiben sie ihm. Fällt der Vogel mit allen Kleinodien (womit er behangen war) zugleich, so soll er zwar König sein, die Kleinode aber den Brüdern bleiben.

Der König erhält vom Rath ein golden Ringlein von einem Goldgulden Rheinisch und zwei Schock (Groschen) an Geld, damit er die Unkosten, die er zu tragen hat, decken kann und keiner sich wegen Armuth vom Vogelschießen zurückzuziehen braucht. Die Brüder erhalten einen Wispel Roggen vom Rathhause, wofür sie „die Officianten", als der Brüderschaft gemeine Diener, item Pfeifer und Trommelschläger, des Raths Diener, so aufwarten, auch Trinkgeschirr, Leuchter, Köchinnenlohn und dergleichen aus der Brüderschaft Rechenschaft zu leisten schuldig sind. Wenn das Königsschießen einmal nicht abgehalten wird, so sollen die zwei Schock Groschen und der Roggen in die Lade fallen und den Verarmten zu Gute kommen.

Der König giebt den Brüdern und Schwestern eine Mahlzeit und jedem ½ Stübchen Wein. Die Mahl-

zeit besteht aus drei Gängen, einer Eierspeise, Braten und Milchspeise. Die Gilde giebt dazu ein Viertel Bier.

Der König erhält laut Churfürstlicher Privilegien fünf und der Gildemeister drei freie Brauen Bier. Ersterer ist befreit von allen Steuern, Schössen und Unpflichten.

Der König muß für den silbernen Vogel, den er erhält, mit einer gewissen Summe Geldes Bürgschaft leisten, damit er nicht verringert wird oder abhänden kommt. Er hat denselben auf allen Schießen in Cölln und Berlin, an den drei hohen Festen in der Kirche oder im Amte am Halse zu tragen, bei Strafe von 4 Groschen.

Bei jedem Königsschießen soll der König den Vogel um ½ Loth Silber verbessern, wofür er einen Freischuß erhält.

Wer drei Jahre hintereinander König wird, darf den Vogel zu eigen behalten, die Brüder können ihn aber mit ½ Mark Silber oder 6 Gulden Münze wieder einlösen.

Nach und von dem Schießplatze ziehen die Brüder in geschlossener Ordnung, voran der König, bei Strafe eines Groschens, wer sich vom Zuge ausschließen will.

Keiner darf während des Schießens ein anderes Spiel um Geld oder dergleichen einrichten, außer was die Brüderschaft selbst anordnet. Auch dürfen Kannegießer und Krämer ohne vorheriges Abkommen auf dem Schießplatze nicht feil haben.

Das Schießzeug wird beim Aus- und Einzug nach und von dem Schützenhause hinter der Fahne und Trommel getragen.

Der Gildemeister, bei dem als Wirth die Gilde gehalten wird, muß für Speise und Trank sorgen. Für eine Mahlzeit Essen erhält er einen Groschen, es

mag theure oder wohlfeile Zeit sein. Keiner ist gezwungen, bei ihm zu essen, wenn er es aber will, so muß er es eine Mahlzeit vorher ansagen. Wer nicht in der Gilde essen will, kann sich zu jeder Mahlzeit ½ Stübchen gemeines Bier in's Haus holen lassen, wenn er dies vorher den Schützenmeistern angesagt hat.

Für Gäste, die Jemand mitbringt, zahlt man einen Groschen für's Essen und zwei Groschen für Bier. Wenn aber die Cöllner die Berliner Schützen einladen, so soll auch „die Bezahlung mit allen insgemein über die Brüderschaft geben", d. h. so soll die Gesammtheit der Brüderschaft für die Kosten aufkommen.

Wenn Gildebier getrunken wird, soll Jeder sich mäßig, christlich und ehrlich verhalten und nicht betrinken, auch keinen durch Zutrinken dazu zwingen; Abends hübsch zeitig zu Hause gehen, weil der Keller um 9 Uhr geschlossen wird.

Wer aus guten Gründen nicht zu Geldebier geht, auch keines zu Hause holen läßt, soll 3 Groschen jährlich in die Lade legen, wer aber muthwillig wegbleibt, die halbe Zeche bezahlen.

Wer Alters wegen oder aus Unvermögen gehindert würde, in der Gilde zu bleiben, der soll von den Brüdern täglich ohne Bezahlung ½ Stübchen Bier erhalten und die Verarmten in das städtische Hospital aufgenommen werden. Wer aus bösem Willen oder Ueberdruß, noch ehe er einmal das Gildemeister-Amt verwaltet hat, abgehen wollte, der soll keinen Abschied erhalten, er müßte sich denn mit 3 Gulden auskaufen.

Die Brüder der Gilde sollen vom Rathe allen anderen Bürgern vorgezogen und „in allen ehrlichen Sachen und Händeln" gefördert, geschützt und gehandhabt werden und überall den Vorgang erhalten.

Die Gildemeister haben über Handhabung der

Ordnung und Einziehung der Pön zu wachen, bei eigener Strafe. Wer sich hartnäckig ungehorsam zeigt, wird vom Rathe selbst in Strafe genommen.

Alle Jahr soll das Statut bei der Gilde vorgelesen und publicirt werden, damit sich Niemand mit Unwissenheit entschuldigen könne.

Der Kurfürst Johann Georg schließt die Bestätigung dieses Statuts folgendermaßen:

„Wenn wir denn gut wissen tragen, daß diese „Gilde bei unseren Vorfahren, auch sonst den „Alten und uns in alle wege in hoher Acht für „christlich Nutz und verträglich gehalten, darum „wir auch dieselbe wiederum aufzurichten gnä„digst befördert, als haben wir so viel mehr solch „ihr geziemlich Bitten angesehen und derselben „ihre Statuten und Ordnung, wie obstehet, „gnädig confirmirt und bestätigt 2c. Zur Ur„kund mit unserm anhangenden insiegel besie„gelt und geben Cölln an der Spree am Sonn„tag Exaudi nach der Geburt Christi unsers lie„ben Herrn Erlösers und Seligmachers, als „man zält Tausend, fünff hundert undt zwei„undsiebzig.“

Johann Georg, der Sohn und Nachfolger Joachims II. (er regierte von 1571 bis 1598), der eben diese Statuten der Cöllnischen Schützengilde bestätigte, that ein Gleiches für die Berlinische Gilde gleich nach Antritt seiner Regierung (Montags nach Margarethen). Durch dieses Privilegium ward auch hier der König mit acht Brauen Bier ohne einige Erlegung der alten und neuen Bierziese bedacht und von aller und jeder Steuer, Schösse und anderer „Unpflichten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen“, befreit. Das Vogelschießen soll jährlich abgehalten werden und in aller Ehrbarkeit und Ritterlichkeit.

Der dreißigjährige Krieg, welcher Deutschland verheerte, alle geselligen und politischen Verhältnisse umstürzte und die natürlichsten und festesten Bande lokkerte, traf die Residenz Berlin besonders hart. Die falsche oder doch schwache und zweideutige politische Stellung, welche der Kurfürst Georg Wilhelm zwischen dem Kaiser und den protestantischen Verbündeten einnahm, brachte über die Mark unsägliches Elend. Die Söldnerwirthschaft, die Kriegszüge, Einquartierung, Raub und Plünderung aller Art, das waren die Geißeln, welche schwer auf dem Lande lagen. Wo alle Pietät, aller Gemeinsinn, alle Treue aufgehört hatte, konnte auch das Bürgerwesen nur in traurigen Verfall gerathen. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte jener Zeit zu beschreiben; wer sich dafür interessirt, kann dieselbe leicht nachlesen.

Einen Beweis für den gänzlichen Ruin des Gildewesen giebt uns eine Urkunde von Friedrich Wilhelm, dem Nachfolger Georg Wilhelms, dem Brandenburg ein neues Leben und die Grundlage zu der nachmaligen Größe Preußens verdankt. Das uns vorliegende Dokument ist ohne Datum, rührt aber wahrscheinlich aus dem Jahre 1651 her, wo der große Kurfürst die Statuten der Berlinischen Schützengilde bestätigt. Denn es ist ebenfalls eine Confirmation der Schützen-Privilegien, aber für Cölln. Es heißt darin im Eingange:

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc. bekennen, „daß uns unsere liebe getreue die sämbtlichen „Gülde-Brüder Unserer Residenz Cölln an der „Spree untnrthänigst zu vernehmen gegeben, „Wasgestallt Sie gesonnen weren, das Schüssen, so bei die Dreysig Jahr hero nicht „getrieben worden, wiederumb anzufangen, „auch zu dem Ende von dem Magistrat daselbst „einen neuen gülden Brieff, welcher an Statu-

„ten und Articulis sich meisten Theils gleichete, „nur daß das Vogelschüssen auf ein Scheibenschüssen gerichtet worden, unter des Rathes Insiegel erhalten hätten. Mit gehorsamster Bitte, Wir wollten zur Beförderung ihres „Fürhabens Ihnen nicht allein über sothanen „Gülde Brieff Unsre Confirmation ertheilen, „sondern Sie auch bey denen darein benannten „Freyheiten undt Gerechtigkeiten, maßen von „Unseren hochlöblichen Herren Verfahren auch „geschehen, gnädigst schüzen, handhaben und erhalten ꝛc."

Der Güldebrief des Magistrats, dessen hier Erwähnung geschieht, ist in den zugänglichen Dokumenten nicht zu finden, doch ist es wahrscheinlich, ja nach der obigen Andeutung fast gewiß, daß er mit dem Berlinischen Güldebrief, der später dem Inhalte nach mitgetheilt werden soll, gleichlautet. Die dreißig Jahre, während deren das Schießen unterblieben ist, fallen wahrscheinlich mit den Kriegsjahren ziemlich zusammen. (Der Friede wurde bekanntlich 1648 geschlossen.) Von den sechzehn (auch vielleicht achtzehn) Artikeln des Statuts, die dem Kurfürsten zur Bestätigung vorgelegt wurden, unterwarf derselbe mehrere einer Abänderung. Er wiederholt, daß die Schützengilde die vornehmste oder Rathsgilde bleiben soll, weshalb alle Rathspersonen daran Theil nehmen können. Außer ihnen jeder Bürger und Bürgerssohn zu Cölln, und Jeder vom kurfürstlichen Hofgesinde (worunter übrigens nicht Bediente, sondern Beamte zu verstehen sind), nach Erlegung des Einkaufgeldes von 1 Thaler in die Lade und 1 Groschen für den Diener (der Rest der noch freilich dem Namen nach nur bestehenden Gildebrüder hatte sich deshalb schon verglichen). Bei der Wahl der zwei Gildemeister, die jährlich stattfinden soll, stimmen zuerst die Depu-

tirten des Rathes, dann die Gildemeister und zuletzt die Brüder. Der Gewählte soll das Amt ohne Widerrede annehmen. Von den Gildemeistern soll einer ein Brauer, bei dem die Gilde gehalten wird, sein, der andere die übrigen Geschäfte besorgen. Der letzte Artikel sagt, daß Jeder bei Abhaltung der Gilde, „die nicht um Essens und Trinkens willen, sondern um der Uebung des Schießens gehalten werde", mit ordentlichem Schießzeug so gerüstet sein solle, daß er ohne alle Gefährlichkeit und vorsichtiglich damit zu schießen erscheinen könne. Nicht Theil nehmen dürfen beim Königsschießen Alle, die nicht innerhalb der Ringmauern eingesessen sind, und kein Fremder, er müßte denn geloben, in demselben Jahre noch das Bürgerrecht zu gewinnen.

Ausführlicher können wir die Statuten der Berlinischen Schützengilde, natürlich mit Fortlassung des schon früher Gebräulichen und nur auf's Neue Bestätigten, mittheilen.

Friedrich Wilhelm confirmirte dieselben zweimal, 1651 und 1661. Das letzte Mal geschah es, weil sich mehrere Zwistigkeiten wegen Interpretation der alten Statuten erhoben hatten.

Die Statuten, welche der Kurfürst 1651 bestätigt hatte, waren nicht so vollständig und erschöpfend, als daß nicht deshalb mannigfacher Streit entstanden wäre. Die Bürger, welche Schützenbrüder waren, reichten deshalb eine Bittschrift ein, der Kurfürst möge die alten Privilegien revidiren und augiren. Diese Bitte bewilligt Friedrich Wilhelm in einer Kabinetsordre vom 12. August 1661, wodurch er den neu durchgesehenen und vermehrten Privilegien seine Confirmation, und zwar für beide Gilden zu Cölln und Berlin, deren jede sonst ihre eigenen Rechte und Freiheiten hatte, zugleich.

Das Schießen mit der Armbrust war schon 1651

abgeschafft worden und das Feuergewehr an dessen Stelle getreten; jetzt wird noch näher bestimmt, daß man sich der gezogenen Büchsen mit kurzen Anschlägen bei den Uebungen und besonders beim Königsschießen bedienen solle.

Die Mitglieder des Rathes sind eo ipso verpflichtet, Schützenbrüder zu sein, und dürfen zur Zeit der Gilde ohne triftigen Entschuldigungsgrund nicht ausbleiben, bei Strafe von einem Gulden in die Lade. Zugleich wird ihnen zur Pflicht gemacht, die jüngeren Bürger dazu zu ermahnen, daß sie der Schützengilde beitreten, und zwar deshalb, damit man sich in Zeiten der Noth und Gefahr, die etwa der Stadt drohen könnte, auf sie verlassen dürfe. Auch hieraus ergiebt sich, daß die Idee, welche der Bildung der städtischen Gilden zu Grunde lag, immer die Vertheidigung des Hauses und Herdes gewesen ist. Sogar unter Friedrich I., nachdem dessen Vater schon ein stehendes Heer geschaffen hatte, wurde die Wehrhaftigkeit der Bürger zur Defension der Stadt als Hauptmotiv der Schützengilde angesehen. Bei der Wiedereinführung durch Friedrich den Großen ist auch der militairischen Dienste, welche die Bürger geleistet hatten, Erwähnung gethan, wie wir weiter unten sehen werden.

Als Zeit für die wöchentlichen Schießübungen werden die Monate Mai bis August bestimmt. Jeden Donnerstag sollten dann die Brüder compagnieweise oder in Corporalschaften zur leichteren Aufrechthaltung und Handhabung der Ordnung nach der Scheibe schießen.

Am Königsschießen dürfen alle Bürger und Bürgersöhne innerhalb der städtischen Ringmauern, so wie das geschworene Hofgesinde des Kurfürsten theilnehmen, sofern sie die Mitgliedschaft zu erwerben fähig waren. Dazu gehört aber der Besitz eines Hauses

und eigenen Haushalts, d. h. einer Familie. Unverehelichte Söhne von Bürgern konnten zwar mitschießen, aber das Königsprämium nicht erhalten, außer wenn sie angelobten, noch im nächsten Monat Bürger werden zu wollen. Doch bekamen sie auch dann nur die 200 Thaler, welche an die Stelle der acht freien Brauen getreten waren; an den anderen Beneficien aber hatten sie nur dann Theil, wenn sie zusagten, einen eigenen Hausstand im nächsten Monat begründen zu wollen, oder, wie sich das Statut ausdrückt, „Rauch und Schmauch" im eigenen Hause zu haben.

Außer den 200 Thalern, die nach Einführung der Accise, von der Keiner frei war, an Stelle der Contribution, als Preis ausgesetzt waren, genoß der König Freiheit von Schossen, Servitien und Licenten, Einquartierung und Hülfsquartieren, hatte auch freie Mahlziese und Metze und brauchte kein Einlagegeld für sein Haus oder zum Ausschenken von Wein und Bier zu entrichten.

Welcher Einnehmer sich weigerte, die ausgesetzten 200 Thaler zu zahlen, der wurde in 50 Thaler fiskalischer Strafe genommen, und wer vom Rath oder Accise-Direktorium den Preis dem König streitig machen würde, dem wurde mit einer gleichen Strafe von 100 Thalern gedroht.

Für den Fall, daß die Besteuerung durch Contribution wieder eingeführt werden sollte, wurde bestimmt, daß dem König nur 150 Thaler aus der Contributionskasse zu zahlen seien, und er dann alle früheren Freiheiten, die schon oben benannt sind, ebenfalls genießen solle.

Die Schützengilde hatte ferner das Recht, fremde und einheimische Biere ohne Einlagegeld im Schützenhause auszuschenken. In der Nähe des Schützenhauses durfte keine andere Schankgelegenheit und

Wirthschaft angelegt werden, um die Gilde nicht zu beeinträchtigen. Daß dort nicht wenig consumirt wurde, geht aus einer Berechnung, welche etwas später, bei Gelegenheit einer Bitte um zweijährige Befreiung von der Accise, welche Seitens der Cöllnischen Schützen eingereicht wurde, hervor. In einem Jahre waren nämlich veraccifet worden: 56 Faß Bernauisches Bier, 21½ Faß Ruppiner Bier, 1 Tonne Crossener Bier und 28 Faß Stadtbier.

Nebenbei war das Schützenhaus selbst frei von Schössen und Contribution aller Art.

Bei Verlust des Privilegiums ward den Gilden aufgegeben, das Schießen jährlich abzuhalten; es sei denn in Zeiten großer Noth, grausamen Sterbens oder in Kriegsläuften, wo es alsdann mit Bewilligung des Magistrats und des Kurfürsten verlegt werden durfte. Die Prämie ward nichts desto weniger jährlich an die Lade der Gilde gezahlt.

Zum Königsschießen wurde für Berlin der Montag nach Johanni und für Cölln der letzte Pfingstfeiertag bestimmt, jedoch mit dem Zusatze, daß nach Uebereinkunft auch ein anderer Tag gewählt werden durfte.

Vor Beginn des Königsschießens mußten diese Statuten, von denen wir hier einen kurzen Auszug gegeben haben, öffentlich vorgelesen werden. Sie bestehen aus 14 Paragraphen oder Artikeln.

Friedrich Wilhelm hatte noch einmal de dato Potsdam den 19. Mai eine besondere Verordnung wegen Ertheilung des Königsprämiums, worüber sehr oft Streitigkeiten vorkamen, weil sich die Bürger ihr Recht den Beamten und Militairs gegenüber, welche oft an dem Königsschießen Theil nahmen und für den besten Schuß auch die Prämien gleich den Bürgern beanspruchten, nicht nehmen lassen wollten.

Der Nachfolger des großen Kurfürsten Fried-

rich III., nachher als König in Preußen Friedrich I., ging namentlich in den ersten Jahren seiner Regierung von den Ansichten seines Vaters aus, wenn auch nicht in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, so doch in Bezug auf das städtische Gemeinwesen. Die Idee des Königsthums, die er später verfolgte, lenkte ihn nach einer andern Richtung, bei welcher die Diplomatie die Hauptrolle spielte.

Schon gleich nach Antritt seiner Regierung hatten die Schützengilden um Confirmation ihrer Privilegia gebeten, doch ist dies erst vollständig im Jahre 1703, nachdem die Berlinische Gilde sich in einer Beschwerdeschrift ohne Datum (oben steht die Bemerkung: praes. 26. Juni) an den König gewandt und ihn gebeten hatte, endlich ihr vor 15 Jahren eingereichtes Gesuch, für dessen Gewährung sie bereits 50 Thaler an die Lehnskanzlei bezahlt hätten, ohne daß diese bis jetzt erfolgt sei, zu erfüllen. Noch schlimmer war es, wie aus einer Eingabe vom Jahre 1704 ersichtlich ist, den Cöllnischen Schützen ergangen, von welchen ebenfalls durch die Lehenskanzlei 80 Thaler vermittelst Execution durch den Landreuter eingezogen worden waren.

Vor 1703 waren nur einzelne Rescripte erschienen, die sich meist auf bestimmte Vorfälle, Klagen, Confliktstreitigkeiten bezogen.

Beim Königsschießen konnte sich Keiner, namentlich kein Eximirter per Mandatarium vertreten lassen. Nur beim Magistrat, der von Alters her das Recht hatte, einen Stellvertreter zu wählen, wurde eine Ausnahme gemacht. Der Mandatar mußte aber membrum senatus, ein Mitglied des Rathes, selbst sein.

Diejenigen kurfürstlichen Beamten oder vornehmen Herrschaften, welche ehrenhalber ausdrücklich zum Königsschießen von den Gildemeistern eingeladen wurden, sollten auch der Königsprämie theilhaftig wer-

den können, wenn sie den besten Schuß beim Stechen gethan hatten. Im Fall diese förmlich darauf verzichteten, erhielt die eine Hälfte die Lade der Gilde, die andere der nächst beste Schütze der Brüderschaft.

Das Ehrenabzeichen für den König bestand seit Einführung des Scheibenschießens nicht mehr wie früher in einem silbernen Vogel, sondern in einer goldenen Kette, welche um den Hals getragen wurde. Sie muß von bedeutendem Werth gewesen sein, weil ausdrücklich bestimmt wurde, daß sie nur wohl possessionirten Bürgern, d. h. deren Vermögensumstände hinlängliche Sicherheit gewährten, ausgehändigt werden dürfe, oder solchen, die Caution zu leisten im Stande seien. War dies nicht der Fall und der Schützenkönig unbemittelt, so blieb die Kette bei der Lade und wurde demselben nur bei feierlichen Gelegenheiten, wo er sie tragen mußte, ausgehändigt.

Eine ähnliche Kabinetsordre des damaligen Kurfürsten, ebenfalls in Angelegenheiten der Königswürde, ist datirt Creutzberg vor Bonn 8. September und eine dritte von Cöln den 9. Mai, beide vom Jahre 1689. In der oben angeführten von 1698 wird auf diese beiden, wie auch nachher bei der Confirmation des Privilegiums, Bezug genommen.

Im Jahre 1701 reichten 40 Hausbesitzer und Einwohner der Berlinischen Vorstadt vor dem St. Georgen-Thore, wo das Schützenhaus der Berliner Gilde, wie wir oben gesagt haben, lag, an den König eine Beschwerde ein, worin sie sich über die große Gefahr beklagten, in welcher sie an Leib und Leben schwebten, wenn die Schießübungen stattfanden. Es waren damals noch nicht wie jetzt die nöthigen Vorsichtsmaßregeln durch hohe Mauern und Erdwälle getroffen, so daß die Kugeln oft, besonders bei unvorsichtigem und ungeschicktem Gebrauch des Gewehrs, über die Grenzen hinausflogen und dadurch Verwun-

dungen der Bewohner dieser Gegend oder der Vorübergehenden vorfielen. Die Supplikanten führten mehrere specielle Fälle, die sich in der letzten Zeit ereignet hatten, an, und stellten zugleich die Gefahr, daß durch hinüberfliegende Kugeln leicht ein verderblicher Brand entstehen könnte, dem Könige vor. Dieser beauftragte den General-Feldmarschall v. Barfuß mit genauer Untersuchung der Sache, und befahl ihm, falls die Beschwerden gegründet seien, dafür zu sorgen, daß die Mauern erhöht und die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen würden, oder daß nöthigenfalls die Verlegung des Schützenplatzes angeordnet werde. Wir haben oben schon einer Verordnung gedacht, wonach es den Bewohnern der Vorstadt verboten war, dem Schützenhause zu nahe sich anzubauen, widrigenfalls sie den Schaden sich selbst zuzuschreiben hätten. Diese Bestimmung muß aber ganz in Vergessenheit gekommen sein. Uebrigens ist aus den vorliegenden Documenten nicht zu ersehen, was in der Sache geschehen ist.

Die Conflicte, in welche die Bürger mit dem Militair und den Eximirten wegen des Königsschießens gekommen waren, sind wahrscheinlich die Veranlassung gewesen, daß der Churfürst gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Hof-, Civil- und Militairbedienten ein partikuläres und von der Bürgerschaft separirtes Königsschießen erlaubt hatte. Wie lange und oft dieses stattgefunden und ob es Anklang gefunden hat, läßt sich schwer ermitteln. Es liegt uns hierüber nichts Anderes als eine Einladungsschrift an den Geheimen Rath, Obermarschall, Schloßhauptmann und Oberpräsidenten der Generalkommission v. Fuchs vor. Andere Nachweisungen fehlen gänzlich.

Nachdem der Kurfürst noch im Jahre 1689 ausdrücklich die Zahlung der 200 Thlr. an den Schützenkönig bestätigt hatte, welches durch Uebereinkunft der

Gildebrüder dahin modificirt worden war, daß der König selbst nur 150 Thaler, die nächsten Ritter aber Prämien für den übrigen Betrag erhalten sollten, änderte er selbst diese Bestimmungen schon 1693.

Der Magistrat reichte nämlich in dem genannten Jahre eine Supplik des Inhalts ein, daß die Theilnahme der Bürger an dem Gildewesen, hauptsächlich aber an den Schießübungen und Exercitien von Jahr zu Jahr abnehme und es deshalb nöthig scheine, das Interesse an der Sache durch ein geeignetes Mittel wieder zu beleben. Dazu schlägt der Magistrat vor, der Kurfürst möge befehlen, daß der Schützenkönig nur 100 Thaler erhalte, die andern 100 Thaler aber zu Prämien beim Freischießen verwendet und zu diesem Zweck an die Stadthauptleute gezahlt werden möchten. Die Bürger sollten in Corporalschaften eingetheilt und alle 14 Tage ordnungsmäßig exercirt werden.

An dem Rande dieser merkwürdigen Eingabe, die noch im Original existirt und kein Datum trägt, steht, wahrscheinlich von des Kurfürsten eigener Hand, ein „fiat.“ Die Ausfertigung des kurfürstlichen Befehls ist von dem Minister Dankelmann unterzeichnet, jedoch von der beantragten Eintheilung in Corporalschaften und von den 14tägigen Exercitien kein Wort erwähnt.

Endlich im Jahre 1703 ertheilte der König die schmerzlich ersehnte und längst vorher theuer genug bezahlte Confirmation der Gilde-Privilegien. Sie waren im Ganzen gleichlautend mit den früheren, und nur einige Artikel nach dem Bedürfniß der Zeit und den Verhältnissen der neuen gesellschaftlichen Ordnung geändert.

Die alten Vorrechte und Freiheiten des Schützenkönigs, die nach Einführung der Accise modificirt worden waren, bleiben reservirt für die Zeit, wo etwa

die Contribution wieder an Stelle der Accise treten sollte.

Aus jedem Gewerke, aus jeder bürgerlichen Zunft oder Innung sollen wenigstens 2 oder 3 Meister angehalten werden zur Schützengilde zu treten und die Schießübungen mitzumachen, und zwar alle Donnerstage der Monate Mai bis August, damit die Bürger wehrhaft und wohlexercirt nöthigenfalls zur Defension der Stadt verwendet werden können. Der Tag des Königsschießens bleibt derselbe wie vorher. Wenn einmal das Fest aus triftigen Ursachen ausfallen sollte, erhält die Gilde die für den König und die andern Ritter ausgesetzten 200 Thaler in die Lade. Bei der Freiheit, Bier im Schützenhause ohne Einlagegeld zu schenken, verbleibt es.

Jährlich müssen 2 Gildemeister gewählt werden.

Alle Schützenbrüder sind verpflichtet, nach dem Königsschießen dem Könige nach der Ordnung in festlichem Zuge bis zu seinem Hause nachzufolgen. Wer sich davon ausschließt, soll eine Strafe von 16 gGr. bis 2 Thlr. zu zahlen haben.

Der König muß die Gildebrüder mit einer Mahlzeit, welche 30 Thaler kosten soll, aus Dankbarkeit für die ihm wiederfahrene Ehre bewirthen; aller Ueberfluß, Schwelgerei und Unmäßigkeit im Essen und Trinken ist aber dabei untersagt. Zu diesem Festmahle giebt die Gilde aus ihren Mitteln ein Faß Bernausches Bier.

Der Magistrat war schuldig, nach dem Königsschießen 16 Hosentücher, die Elle zu 1 Thlr. 4 gGr. gerechnet, der Gilde zu geben. Von diesen erhielt beim nachfolgenden Freischießen jede Woche immer der beste Schütze eine Hose, damit die Bürger mehr Lust bekommen möchten, sich im Schießen zu exerciren.

„Da ferner der Magistrat bei dem Ochsenmarkt vor dem Schützenplatz guten Genuß hatte," wie es

in dem Privilegium steht, so soll er auch jährlich 10 Gulden zum Ochsenschießen, wobei der Preis des besten Schusses nämlich ein Ochse war, erlegen.

Wenn ein Schützenbruder starb, mußten ihn die andern zu Grabe begleiten, bei Strafe von 6 gGr., wer sich dieser Liebespflicht entzog. Die Schützen folgten gleich hinter den Leidtragenden der Leiche, welche von 6 oder 8 Brüdern getragen wurde.

Wir sehen hieraus, daß im Wesentlichen nichts geändert war und die alten Privilegien noch immer in Kraft blieben, so lange der erste König von Preußen lebte. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm I. nahm aber die Sache eine ganz andere ungünstige Wendung, die endlich die gesetzliche Aufhebung der Gilden zur Folge hatte. Vorauf ging noch ein Streit mit dem Magistrat, der das gute Einvernehmen zwischen der Gilde und der zunächst vorgesetzten Behörde nicht wenig störte.

Die cöllnischen Schützen nämlich beklagten sich im Jahre 1710, es habe der Magistrat zwar für gut befunden, daß die Gilde auf dem Platze hinter dem Holzmarkt ein Häuslein bauen müsse, diesen Platz auch dazu bestimmt, ihn ihr aber nachher wieder abgenommen, so daß sie sich auf ihre Kosten einen neuen Platz erkauft und angebaut hätten. Ferner habe der Magistrat sowohl das versprochene güldene Ringlein von Goldgülden Rheinisch und 2 Schock an Gelde, wie jährlich einen Wispel Roggen, und die versprochenen Hosentücher seit lange zu geben unterlassen. Er wäre vielmehr darauf ausgegangen, die Gilde herunterzubringen, indem er sie jüngst wegen ihrer Freiheit vom Einlagegelde turbirt und ihren Schützenkrüger dahin vermocht hätte, daß er wegen einiger Faß Ruppinisches Bier, wovon der Magistrat Einlagegeld prätendirte, Pfand zu Rathhause habe erlegen müssen, und das nur aus einer vermeintlichen Revanche, weil

sie dem Magistrat den 13ten Schuß in die Scheibe wider die alte Ordnung nicht accordiren könne, noch wolle. Der Magistrat erklärte hierauf am 15ten Mai 1711:

„Die Schützengülde könnte über ihr Verfahren kein Königliches Privilegium noch Befehl aufweisen. Hätte der Magistrat der Neuen Schützengülde in den Residenzien Friedrichswerder, Dorotheen- und Friedrichsstadt die Einlage vom fremden Bier, so viel sie bei dem Königsschießen verschenkten, willig erlassen, so hätte die Sache mit der Schützengülde in Cölln eine anderweitige Bewandtniß, als der in Berlin, maßen von dieser zu rühmen, daß sie sich gegen den Magistrat allezeit gebührend aufgeführet, und die Einlage auch außer dem Königsschießen jedesmal frei gehabt, von dieser aber besagten die Kämmereirechnungen, daß sie dieselbe öfters bezahlt, und wegen ihres bisherigen comportements Zeugnisse beigelegt werden könnten. Damit aber die Cöllnische Schützengülde sähe, daß der Magistrat sie der Berlinischen gleich tractiren wollte, so erböte sich der Magistrat, die freie Einlage des fremden Bieres, gleich dieser, ihr zu gestatten. Se. Majestät wollten aber nur allergnädigst geruhn, dieselbe mit Nachdruck dahin anweisen zu lassen, daß, wie diese Schützengülde von undenklichen Zeiten her allezeit des Raths Gülde gewesen, genannt worden, und die erste von andern Gülden sein sollte, sie auch hinfort dem Magistrat, als einer von Sr. Königl. Majestät ihnen vorgesetzten Obrigkeit den gehörenden Respect erweisen, und gleich wie die Berlinische Gülde thäte, nicht nur den 13ten Schuß in der Rennscheibe, wenn des Magistrats Deputirter beim Königsschießen einer gefehlt, wie solches in der Berlinischen Gülde Privilegium Art. 10 ausdrücklich enthalten, dem Rathe zustehe, sondern auch allezeit hinfüro vor des Raths Beisitzer,

welchen sie ihnen zugeordnet, wie alle Gülden und Zünfte ihre Zusammenkunft halten, vor derselben ins Künftige Rechnung ablegen und die bisher geführten justificiren solle. Da auch Se. Majestät die Combination der sämmtlichen Schützengülden allergnädigst verlangten, so läge es nur an der Cöllnischen Gülde, daß sothane Relation nicht erfolgen könnte, zumal die andern Gülden vorlängst eingekommen."

Nachdem eine Kommission, die zur Schlichtung dieses Streites niedergesetzt war, darüber Bericht abgestattet hatte, so erging am 28. August die Resolution dahin, „daß wegen des Schützenplatzes hinter dem Holzmarkt, wie auch wegen des Wispels Roggen, die Schützengülde mit ihren Prätensionen gänzlich abzuweisen sei. Hingegen sollte die Kommission wegen des goldnen Ringleins den Magistrat bescheiden, daß dies, obgleich nicht aus Schuldigkeit, doch zu Beibehaltung guter Harmonie, dem Schützenkönige als ein Andenken gereicht werden sollte. Da sich der Magistrat ferner erboten, der Cöllnischen Schützengülde die freie Einlage fremder Biere, auf gleichen Fuß wie der Berlinischen zu gestatten, so habe es dabei sein Bewenden, was die Kommissionen beiden Theilen bekannt zu machen, und daneben die Schützengülde im Namen Sr. Majestät angewiesen hätten, daß hinfüro dem Magistrat als ihrer vorgesetzten Unter-Obrigkeit, allen gebührnden Respect bezeugen, und wie der Magistrat sie in der Freiheit des Einlagegelds der Berlinischen Schützengülde gleich tractiren wollte, sie also auch gleich jener nicht allein den 13ten Schuß in der Rennscheibe dem Magistrat zuzugestehen, sondern vor dem ihnen zugeordneten Raths-Beisitzer ihre Zusammenkünfte halten und die Rechnung ablegen und die Rechnung ablegen und justificiren sollten."

Friedrich Wilhelm I., dessen Strenge, dessen

Abneigung gegen Vergnügungen jeder Art bekannt ist, der selbst die schönen Künste nur vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit betrachtete, jedem Luxus abhold war, und der nichts mehr liebte, als militairische Disciplin, Simplicität der Sitten, Einfachheit der Kleidung, Sparsamkeit, Häuslichkeit, Fleiß und Gewerbthätigkeit, sah manches alte Herkommen, manche Freiheit, die von den Vätern als Erbe auf die späteren Geschlechter gekommen war, mit ganz andern Augen als seine Vorgänger an.

Was bisher der Schmuck des geselligen Lebens gewesen war, die Lust gemeinsamer Vergnügungen, das schien ihm überflüssig, entbehrlich, ja verderblich. So hatten denn die mit der Länge der Zeit freilich zum Theil in Mißbräuche und Unsitte ausartenden Freiheiten und Gewohnheiten, in denen hauptsächlich die Zünfte und Gilden als an wohlerworbenen Rechten hingen, seine Aufmerksamkeit, sein Mißfallen erregt; denn er bekümmerte sich bis in die kleensten Details hinein um Alles, was hierher gehörte.

Schon Friedrich I. beschloß, nachdem er die Magistrate der verschiedenen Städte, aus denen Berlin bestand, combinirt hatte, auch eine Vereinigung aller Gewerke, weil diese in den verschiedenen Stadttheilen auch verschiedene Privilegien und Statuten hatten und daraus bei vorkommenden Streitigkeiten eine große Verwirrung und große Reibungen entstanden waren. Es war ihm aber bei seinen Lebzeiten nicht gelungen, diesen Plan auszuführen. Friedrich Wilhelm nahm ihn gleich nach Antritt seiner Regierung wieder auf und befahl die Vereinigung durch einen Cabinetsbefehl vom 27. März 1713. Die Combination ging bei der Hartnäckigkeit der einzelnen Gilden, zu denen namentlich auch die Schützengilden gehörten, deren es 4 gab (außer der Berlinischen und Cöllnischen noch die Französische und die

Friedrichswerdersche, jede mit ihren besondern Statuten), sehr langsam vorwärts.

Erregte schon diese Widersetzlichkeit und Weigerung, dem königlichen Willen nachzukommen, die Unzufriedenheit Friedrich Wilhelms, so noch mehr die Lustbarkeiten und Gelage, wozu das jährliche Königsschießen Veranlassung gab. Besonders zeichnete sich hierin der deutsche Schützenplatz in der Lindenstraße aus. Fast kein Haus gab es dort in der Nachbarschaft, worin nicht grüne Lauben, Musik und Trinkgelage waren, und die sogenannte Mecklingswiese wimmelte von Leuten, die hier Erwerb und Lustbarkeit fanden.

Deshalb erließ der König folgende Kabinetsordre am 18. Mai 1727:

„Es ist zwar jetzo die Zeit, daß bie Schützenplätze wieder sollen gehalten werden; Se. Königl. Majestät in Preußen, Unser allergnädigster Herr, aber wollen und befehlen hiermit auf das Allerschärfste und Nachdrücklichste, daß vor dieses Jahr, aus erheblichen Ursachen, in allen Schützenplätzen nicht solle geschossen, nicht gespielt, nicht getanzet, auch gar keine Spielleute sollen geduldet werden. Sie befehlen demnach dem Magistrat allhier zu Berlin ernstlich, darüber mit allem Nachdruck zu halten, und dahin zu sehen, daß dieser Ordre stricte nachgelebt werde, allermaßen Sie alles liederliche und üppige Wesen gänzlich abgestellt wissen wollen, widrigenfalls der Magistrat davor responsabel sein soll."

In Folge dessen, erzählt Geppert weiter, ließ der Magistrat der Cöllnischen Schützengilde, den sämmtlichen deutschen und französischen Zinngießern, Pfefferküchlern, Porzellanbrennern und Bürstenbindern die Kabinetsordre mittheilen. Den Stadt-Wachtmeistern aber, wie den Raths- und Gerichtsdienern, wurde anbefohlen, allen Bierschenken ohne Unter-

schied anzusagen, daß sie durchaus keine Musik, noch sonst üppiges Wesen in ihren Häusern verstatten sollten; ferner mußten die Beamten bei Leibesstrafe fleißig visitiren, und wenn sie Musik fanden, dieselbe verbieten, sich bei den Thoren melden, um die Musikanten in Arrest zu nehmen und den Wirth, der sie aufgenommen hatte, zur Bestrafung anzeigen. Selbst das Gouvernement wurde ersucht, wegen der unter den Bierschenken und Musikanten befindlichen Soldaten stark patrouilliren zu lassen und Alles vermeiden zu helfen, was an das Schützenfest erinnern könnte. Die Gewerke, welche besonders durch den Nichtverkauf ihrer Waaren gelitten hatten, wagten es zwar, bei Hofe deshalb eine Vorstellung zu thun, und baten um die Bestimmung einer Zeit, wann das Scheibenschießen gehalten werden sollte, damit sie ihre Waaren verkaufen könnten; es erfolgte aber darauf die Resolution:

„Wenn Se. Königl. Majestät davor halten, daß das Scheibenschießen eben von keinem Nutzen und desfalls etwas zahlen zu lassen, unnöthig, als wird solches dem Magistrat in Gnaden zu wissen gethan, mit dem Befehl, sich hiernach zu achten, und sämmtliche Supplikanten, falls sie sich ferner melden sollten, hiernach zu bescheiden."

Da durch eine solche Erklärung die Schützenplätze aufgehoben und die Gilden selbst außer Gültigkeit gesetzt waren, so wollte der Magistrat auch den Schützenkrügern für das fremde Bier, das sie zum Ausschenken einlegten, nicht mehr das Einlagegeld erlassen. Der deutsche vor dem Leipziger Thore gelegene Schützenplatz und der französische in eben dieser Gasse wurden darauf sammt den Königsketten und anderem Vorrath verkauft. Auch die Berlinische Schützengilde zögerte nicht mehr lange, und schlug ihr vor dem Königsthore befindliches Grundstück sammt der Kette

los, so daß selbst die Erinnerung an diese frohen Zeiten keinen Anhaltspunkt mehr fand.

Freiwillig oder doch mit der größten Bereitwilligkeit hatten die bewaffneten und militairisch geübten Bürger Berlins in den zwei ersten schlesischen Kriegen, welche Friedrich der Große bald nach seiner Thronbesteigung von 1740 bis 1745 zu führen hatte, und deren glorreicher Ausgang die äußere und innere Größe des preußischen Vaterlandes begründete, sich allen Diensten und Verpflichtungen zum Schutz der mehrfach bedrohten Residenz unterzogen. Obschon Friedrichs Vater die Gilde aufgehoben hatte, war doch immer noch ein Bestand und Kern der früheren Körperschaft geblieben, um den sich in der Zeit des Bedürfnisses die anderen Bürger sammelten.

Der König nahm diese Bereitwilligkeit als redende Zeugen der Anhänglichkeit und Treue seiner Bürger hoch auf, wie er denn überhaupt einen weit tieferen Blick in das Herz seines Volkes zu thun befähigt war, als seine beiden Vorfahren. Er erkannte mit scharfem Auge den Werth und die Bedeutung des Bürgers, als der einzigen, mächtigsten Stütze des Thrones.

Als nun ein fast zweijähriger Friede ihm Zeit gegönnt hatte, Umschau in seinem Reiche zu halten, da fiel auch sein Blick auf ein Institut, das, obschon der Wirklichkeit nach aufgehoben, der Idee nach, die ihm innewohnte, seine Lebensfähigkeit und Lebensnothwendigkeit bewährt hatte: das Institut der Schützengilde.

Ein wehrhafter, waffengeübter Bürger that in keiner Zeit und keinem Lande so Noth, als damals dem kleinen Preußen, das er kraft seines Willens zu einer den übrigen Mächten imponirenden Großmacht zu erheben sich berufen fühlte.

Erkennen und Handeln war bei ihm ein Moment. Er beschloß daher, die Berlinische Schützengilde aufs

Neue zu constituiren, und er that es durch nachfolgende Kabinetsordre, deren Eingang ein Ehrendenkmal für die Berliner Bürgerschaft mit Recht genannt zu werden verdient. Das Privilegium lautet:

„Nachdem Se. Königliche Majestät Unser allergnädigster Herr auf allerunterthänigsten Vortrag der hiesigen Gouvernements und in allem Betracht der Fertigkeit und Eyfers, womit Dero getreue Bürgerschaft derer Königlichen Residentzien in Berlin sich bei denen in anno 1745 aufgestoßenen Krieges-Läuften, zu Vertheidigung der Stadt unters Gewehr begeben, zu allen damahl angeordneten Wachten, Piquetten, Patrouillen mit Commando jederzeit willig und bereit finden und anführen lassen, allergnädigst resolvirt, die vorhin gäntzlich eingegangene Bürgerliche Schutzen-Compagnie wieder herstellen zu lassen und dannenhero allergnädigst befohlen, für die zu retablirende Schützen-Gülde ein Reglement zu entwerffen und zur allergnädigsten Confirmation einzusenden, so ist solches in folgenden Articuln verfasset.

Art. I. Soll die gantze Schützen-Gülde zwar aus einer combinirten Haupt-Brüderschaft bestehen, und die dazu zu nehmende Membra aus allen hiesigen Königlichen Residentzien, deßen Städten und Vorstädten ohne Unterschied genommen werden; damit aber wegen der starken Anzahl, deßen Brüderschaft desto besser ordentlich erhalten werde, so ist dieselbe

Art. II. In zwei Compagnien zu vertheilen, dergestalt daß Berlin und Cölln mit ihren Vorstädten die erste, und der Friederichswerder, Dorotheen- und Friedrichsstadt die zweite Compagnie ausmache, und damit

Art. III. Bei diesen zwei Compagnien, davon jede nicht über 200 Mann stark sein muß, aber gute Ordnung gehalten werden könne, so sollen bei jeder Compagnie 2 Güldemeister, 2 Schützen-Meister und

2 Assessores, mithin 6 sogenannte Aeltesten aus denen Mittels der Bürgerschaft bestellt werden, welche von der Compagnie durch die meisten Stimmen zu erwehlen und vom Magistratu zu confirmiren.

Art. IV. Die Annehmung der Schützen-Brüder geschieht zwar von den Aeltesten, jedoch unter Beystimmung des Magistrats, zu dem Ende dieser ein Membrum Collegii zum Assessore der Gülde, wie vor Alters gewesen, hinwiederum bestellen muß; Und wie dahin zu sehen ist, daß lauter Ehrliebende, ordeutliche und in guter Nahrung stehende wirkliche Bürger in diese Gesellschaft aufgenommen werden mögen, so zahlet der Anzunehmende nicht mehr als Drei Thaler zur Schieß-Casse, wie vordem auch geschehen.

Art. V. Das ordentliche Scheiben-Schießen gehet zwar von Pfingsten an und dauert bis zu Ende des Augusti, da es mit dem König-Schießen aufhöret, jedoch und damit die Schützen-Brüder sich in ihrer Haushaltung und Nahrung nicht versäumen mögen; So muß jede Woche für jede Compagnie nur ein Nachmittag zum ordentlichen Scheiben-Schießen genommen und diese Schießtage unter keinerlei Vorwand vermehrt werden.

Art. VI. Und da diese Schützen-Gülde so schuldig als willig, Ehrbare und ordentliche Bürger, so Lust haben mit dem Gewehr zu handthieren, darinnen zu unterweisen auch selbige auf dem Schützenplatze vorm Königsthore, solchen Behufs dann und wann schießen zu lassen, so verstehet sich doch von selbst, daß bei dem Königs- und anderen Schießen nur Gülden-Brüder allein admittiret werden.

Art. VII. Das Prämium, so die Schützen-Compagnie unter sich ausmachen und aus ihrer Gülde Gefallen nach gefälliger eigener Bestimmung nehmen kann, wird zwischen beiden Compagnien dergestalt

vertheilet, daß jede Compagnie davon die Helfte bekomt.

Art. VIII. Des Schützen-Hauses und dabey vorhandenen Platzes vor dem Königsthore haben sich beide Compagnien zu bedienen und davon die Hauß-Miethe und das Stette-Geld, so bei den Schieß-Tagen einkommt zu ihrer Casse zu berechnen.

Art. IX. Gleichwie nun bei diesem Lustschießen über gute Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit zu halten, also sollen auch dabey und auf dem Schützen-Platz keine verfängliche Spielereyen, folglich keine Dreh-eisen, Riehmstecher, Trichier und dergleichen betrügliche Spiele geduldet werden. Die bei dem Schießen sonst gewöhnliche Rasselbuden und Ausspielen von Zinn, Gläser und Kuchen aber können zwar gelitten, es müssen aber die drey erstern von Ehrbaren verzünfteten Handwerks-Meistern oder derselben Mitgenossen nur, und keinem, so nicht zur Bürgerschaft gehöret, angeleget und gehalten werden.

Art. X. Wie denn der vom Magistrat der Gülde zugegebene Assessor dahin zu sehen hat, daß von denen Einkünften richtige Rechnung geführet und jährlich am Tage des letzteren Friedensfestes, nehmlich den Januar: solche von denen Aeltesten in Gegenwart derer Schützen-Brüder abgelegt werde, und im Fall es die Gesellschaft verlanget, zur Wahl 6 neuer Aeltesten geschritten werde, auf welcher neuen Wahl, jedoch nach Belieben der Gülde, die vorigen Aeltesten wieder genommen werden können. Urkundlich haben Allerhöchstgedachte Se. Königliche Majestät dieses Reglement eigenhändig unterschrieben und mit dem Königlichen Insiegel bestärken lassen.

So geschehen zu Berlin, den 20. July 1747.

(gez.) Friedrich.

Ueber die Geschichte der Berliner Schützengilde seit 1747 ist merkwürdiger Weise bei weitem weni-

ger Material vorhanden, als man denken sollte. Ein großer Theil der schriftlichen Dokumente mag in der Kriegsperiode von 1806 bis 1815 verloren gegangen sein. Das Stammbuch der Gilde führt nur etwa bis 1810, und die darin enthaltenen Notizen beschränken sich größtentheils auf Herzählung der Reihe derjenigen, die durch den besten Schuß die Schützenkönigs- und Ritterwürde erlangten, die Nennung der Vorsteher, Rendanten 2c. und die Aufzählung der Geschenke, welche von Mitgliedern oder andern distinguirten Personen, wenn durch ihre Stellvertreter ein Königs- oder Ritterschuß gethan war, der Gilde gemacht wurden.

Im Jahre 1747 zählte die vereinigte Haupt-Schützengilde 56 Mitglieder aus Berlin und 107 Mitglieder aus dem Friedrichs-Werder, der Dorotheen- uno Friedrichsstadt (Cölln ist in dem Stammbuche nicht besonders mit aufgeführt). Das erste Königsschießen nach der Wiederherstellung geschah am 20. September. Die Gilde hatte dazu den König selbst eingeladen; doch war dieser verhindert, die Einladung anzunehmen, und ließ dies durch eine sehr freundliche und wohlwollende Kabinetsordre, worin er zu aller Ehrbarkeit und zu Friede und Ordnung ermahnt, den Schützenbrüdern zu wissen thun. Noch hängt in dem Saale des jetzigen Schützenhauses die erste Scheibe mit der Umschrift: Gratia et auspicio regis nostri clementissimi. — Erstes Königsschießen 20. September 1747. 1ste Compagnie. — Bei einer zweiten Scheibe, welche ebenfalls aus dem ersten Jahre herrühren soll, läßt sich keine Umschrift erkenneo.

Die Uebungen und Königsschießen mochten inzwischen ihren ungestörten Fortgang auch während des siebenjährigen Krieges genommen haben.

Von der Schießgasse, wo der frühere Schützenplatz

lag, wurde derselbe 1795 auf seine jetzige Stelle in der Linienstraße, die offenbar weit zweckentsprechender ist, verlegt.

In der Franzosenzeit, also von 1806 bis 1809, mögen einige Störungen und Aenderungen vorgekommen sein. Ein Theil der Gilde machte sich beritten und versah den Dienst der Stadtpatrouillen und Ordonnanzen bei dem Commandanten und Gouverneur von Berlin.

Als nun später noch vor Ausbruch des Krieges von 1813 der Staat vorbereitende Anstrengungen zur sehnlich herbei gewünschten Erhebung und Befreiung vom fremden Joche machte, als Jeder sich beeilte, sein Scherflein darzubringen als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes, da blieb auch die Schützengilde nicht zurück. Was sie in ihrer Lade an Gold, Silber, Geschenken aller Art besaß, lieferte auch sie dem allgemeinen Besten hin und half ihres Theils mit zur Rüstung und Ausstattung des Befreiungsheeres.

Das Gildewesen war durch die neue Organisation des Gewerbewesens im Grunde ganz aufgehoben. Im Sinne der nunmehrigen Gesetzgebung konnte also auch die Schützengilde nicht länger bestehen, sie mußte eine andere zeitgemäße Form erhalten. Der Idee nach aber blieb sie in voller Wirksamkeit. Der König errichtete nämlich im Jahre 1810 eine Bürgergarde und verleibte die Gilde derselben als Schützencorps, welches immer der Stamm der Bürgergarde bleiben sollte, ein. Als solche zeichnete sie sich 1813 durch Besetzung der Stadt nach dem Ausmarsche der Truppen auf's Rühmlichste aus.

In dieser neuen Ordnung sehen wir die Gilde, mit Beibehaltung der früheren Gebräuche, Rechte und Uebungen bis zum Jahre 1837, wo Friedrich Wilhelm III. der Gilde, als solcher, eine neue Bestätigung ertheilte und deren neue Statuten confirmirte.

Da wir die ältesten Privilegien mitgetheilt haben, so wollen wir aus dem neuesten wenigstens die Stellen anführen, die sich auf die Schießübungen und das Königsschießen beziehen:

Die ordentlichen Schießübungen auf dem Schützenplatze finden zweimal wöchentlich, und zwar nur an Nachmittagen, während der Monate April bis Ende Oktober statt. Hierbei ist es der Gilde erlaubt, Fremde zuzuziehen. Während der Dauer dieser Schießübungen sind Prämien-Schießen gestatten.

Am nächsten Montage nach dem 3. August jedes Jahres findet das Königsschießen statt.

Hierbei dürfen nur Mitglieder der Gilde zugelassen werden, und behält es bei dem Herkommen hinsichtlich des Schießens für Uns und die Prinzen Unseres Königlichen Hauses sein Bewenden.

Die von Uns der Gilde bewilligte jährliche Prämie von 50 Thalern wird zum Ankauf einer Ehrenmünze für den Schützen-König verwendet.

Es ist der Gilde die Durchführung dieser Statuten und Anfertigung eines specielleren Reglements gestattet. Diesem bleibt es vorbehalten, nähere Bestimmung zu treffen über die Art der Festlichkeit, der Schießübungen, der Prämien-Schießen, die Form und Ordnung des Königsschießens, die Art und Größe der gesellschaftlichen Beiträge und die Leistungen der Mitglieder, die Dienstzeit der Kassen-Beamten, die Geschäftsordnung der Beamten und das den Vorstehern eingeräumte Strafrecht. Ihre autonomischen Beschlüsse bedürfen aber der Bestätigung des Ministeriums des Innern und der Polizei.

Gegeben Berlin, den 6. Oktober 1837.

Friedrich Wilhelm.

(ggez.) v. Rochow.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß an Stelle des Vogelschießens beim Königsschießen ein Schei-

benschießen trat. Nichtsdestoweniger bestand nebenbei das Vogelschießen, als eigentliches Lustschießen, und wurde in die Pfingstzeit verlegt. Der Preis, den der Vogelkönig erhält, besteht in einer großen silbernen Medaille, die an einem grün und weißen Bande am Halse getragen wird.

Vogelschlag, ein Kasten, dessen Deckel oder dessen eine Seitenwand eine Klappe bildet, welche aufgestellt wird, und zuschlägt, wenn Vögel das darin befindliche Futter nehmen wollen. Vergl. Vogelfang.

Vogelschnabel heißt eine Sorten weißer Trauben, mit großen, langen, nach beiden Seiten zugespitzten, süßen Beeren.

Vogelschrot. Eine kleine Sorte Schrot von Nr. 6 bis 10 mit welchen man Rebhühner, Schnepfen und dergleichen Vögel schießt. Das Flintenschrot (Bleischrot, Hagel, Schießhagel) kommt in Sorten vor, welche sich durch die Größe der Körner oder Kügelchen unterscheiden und mit Nummern bezeichnet werden. Dieser Bezeichnungsart liegt nichts Bestimmtes Grunde, so daß sie von der Willkür der Fabrikanten abhängt. Die gröbste Sorte nennt man P.P. die nächst folgende P., 00, 0, 1, 2, 3 u. s. w. Die feinste erhält die höchste Nummer, nämlich 13, zuweilen 16. Von den größten Körnern gehen 16 bis 18, von den kleinsten, Dunst oder Vogeldunst genannt, 600, 1000 bis 3600 auf ein Loth.

Das Flintenschrot wird durch Gießen dargestellt. In einem eisernen oder kupfernen, über einem Windofen befindlichen Kessel wird eine bedeutende Menge Blei geschmolzen und fortwährend im Flusse erhalten, um von Zeit zu Zeit das Nöthige mit einem Gießlöffel herausholen und in Körner verwandeln zu können. Zu diesem Behufe steht in der Nähe ein etwa drei Schuh weiter Bottich, der zum Theil mit kaltem Wasser gefüllt ist. Ueber demselben ist eine

Pfanne aus Eisenblech (die Schrotform) befestigt, in deren flachem Boden, jedoch nur am Rande, eine Anzahl im Kreise gestellter, gleich großer Löcher sich befindet. Die Größe der Löcher, von welcher auch, wenn schon nicht ganz allein, die Größe der Bleikörner abhängt, muß nach den Schrotnummern verschieden, jedoch immer viel kleiner sein, als der Durchmesser des aus der Pfanne zu erhaltenden Schrotes. Man braucht daher mehrere Pfannen, aber keineswegs so viele als man Nummern machen will, indem man aus einer und derselben Pfanne Kügelchen von verschiedener Größe erhält. Das Blei, unmittelbar und ganz heiß in die Pfanne gegossen, würde in Strömen durch die Löcher fließen und im Wasser ein unordentliches Haufwerk bilden; man muß es daher zwingen, in einzelnen Tropfen durchzufallen. Der Boden der Pfanne wird zu diesem Zwecke mit einer Lage Bleiasche bedeckt, welche sich im Kessel ohne dies in Menge bildet. Durch diese Bleiasche muß sich das eingegossene Blei erst einen Weg bahnen, und langsam bis zu den Löchern durchsikern. Auch besteht die Kunst des Schrotgießens darin, das Blei in der Pfanne immer in der gehörigen Temperatur zu erhalten, und nur allmälig und dann neues nachzufüllen, wenn das darin befindliche zu erstarren anfängt, und nicht mehr abtröpfeln will. Die Bleitropfen bilden, so wie die Tropfen jeder andern Flüssigkeit, während des freien Falles Kugeln, gelangen in dieser Gestalt in das Wasser, und behalten sie, wenigstens der Hauptsache nach, auch nach der durch dasselbe bewirkten Abkühlung. Das Wasser muß, weil es durch das Blei bald sehr heiß wird, von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Die Größe der Tropfen und Bleikörner hängt natürlich nicht allein von dem Durchmesser der Löcher in der Pfanne, sondern auch von dem Grade der Hitze

und Flüssigkeit des Bleies ab. Wenn daher reines Blei genommen würde, welches nicht dünnflüssig ist und bald erstarrt, so ist alle Aufmerksamkeit des Arbeiters nöthig, um es immer in der gleichen Temperatur zu erhalten, und dennoch bekommt man viel Ausschuß von Körnern, welche walzen- oder birnförmig, geschwänzt oder sonst unrund, wohl auch ganz hohl sind. Daher setzen alle Schrotgießer dem Blei Arsenik und zwar am gewöhnlichsten rothes Schwefelarsenik zu, in sehr abweichenden Verhältnissen, wovon das Mittlere ungefähr 1 Pfund Arsenik auf 1000 Pfund Blei ist. Das Blei wird dadurch dünn und leichtflüssiger, und vor dem zu schnellen Erstarren gesicheet. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser sowohl für die Gesundheit der Arbeiter, als auch für den Verbrauch, seiner giftigen Eigenschaften wegen nicht gleichgültige Zusatz durch einen andern, minder schädlichen, vertreten werden könnte. Namentlich würde aller Wahrscheinlichkeit nach Schwefelantimon (rohes Spießglanz) eben so gut, und besonders ohne Nachtheil für die Arbeiter, anwendbar sein.

Die in Beziehung auf die Form verunglückten Schrotkörner kann man sehr leicht dadurch beseitigen, daß man alles aus dem Wasser genommene und getrocknete Schrot auf eine etwas geneigte Fläche bringt, und dieser eine leise Bewegung und eine allmälig etwas größere Neigung giebt. Die runden Körner rollen über die Fläche hinab, während die übrigen auf ihr liegen bleiben.

Da aber die Körner nie einerlei Größe erhalten, so müssen sie sortirt werden. In kleineren Anstalten hat man dazu Siebe aus verzinntem Eisenbleche. Sie bestehen aus einem niedrigen, rnnden Gefäße mit undurchlöchertem Boden, auf dessen Zarge das Sieb mit den feinsten Löchern, auf dieses eins mit etwas weiteren, und so fort, aufgesteckt werden kann;

so daß man gewöhnlich in zwei getrennten Sätzen oder Abtheilungen so viel Siebe hat, als die Gießerei Nummern verfertigt. Wird das Gemenge von ungleich großen Körnern in das oberste Sieb gebracht, und dieses anhaltend geschüttelt, so findet man auf dem Boden jeder Abtheilung jene Körner, die nicht mehr durchfallen können, und erhält das Schrot auf diese Weise vollkommen sortirt. In großen Schrotfabriken aber hat man statt des Sortirsiebes lange Tafeln, in welche mehrere durch Querleisten abgesonderte, durchlöcherte Bleche statt der Siebböden eingelassen sind. Wenn diese Tafeln durch eine Maschinerie, die sehr einfach sein kann, geschüttelt werden, so sortiren sie das Schrot weit schneller, als dies nach der zuvor beschriebenen Methode geschehen kann.

Die Schrotkörner haben, wenn sie aus dem Wasser kommen, keinen Glanz und bekommen beim Trocknen noch einen weißen Beschlag von kohlensaurem Bleioxyd. Man schüttet sie daher, mit gröblich zerstoßenem Reißblei vermischt, in ein an einer horizontalen Achse befindliches Faß, durch dessen Umdrehung sie nicht nur abgescheuert, sondern auch mit Reißblei überzogen werden, und eine schön glänzende, obwohl dunkelfarbige Oberfläche erhalten. In England hat man versucht, sie erst abzuscheuern und dann statt des Reißbleies mit etwas Quecksilber zu behandeln, wodurch sie einen hellen, spiegelähnlichen Glanz erhalten, und das Abfärben vermieden wird. Allein das Quecksilber erhöht nicht nur die Fabrikationskosten, sondern kann auch auf mehrfache Art der Gesundheit nachtheilig werden; und der von demselben hervorgebrachte Glanz ist nicht dauernd, weil das Bleiamalgam, welches sich auf der Oberfläche der Körner bildet, an der Luft außerordentlich schnell oxydirt wird.

Das bisher nach der erklärten ältern Art gegossene Schrot ist keineswegs vollkommen, indem die Körner

bedeutend und um so mehr von der richtigen Kugelgestalt abweichen, je größer sie sind. Sie sind nicht nur nicht rund, sondern zeigen auch meistens ein eingesunkenes Grübchen und Höhlungen im Innern, wodurch, weil der Schwerpunkt nicht mehr in die Mitte der Kugeln fällt, die Körner beim Schießen von der geraden Richtung nach dem Ziele abweichen, und sich zum Nachtheile für den Erfolg des Schusses sehr stark zerstreuen. Die Ursache der fehlerhaften Gestalt liegt in der zu schnellen Abkühlung, welche die Bleitropfen im Wasser erleiden. Der in das Wasser gelangende, noch halb flüssige Tropfen erstarrt nämlich zuerst auf der Oberfläche, während sein Inneres noch flüssig bleibt und nur allmälig fest werden kann. Da nun das Blei während des Erstarrens sich zusammenzieht, so muß das in der harten Rinde erstarrende Innere nothwendig Höhlungen bekommen, wobei auch noch meistens jede Rinde an einer Stelle trichterförmig einsinkt, folglich sowohl Form als Dichtigkeit des Kügelchens leidet.

Bei dem sogenannten Patentschrote nach englischer Art werden diese Fehler, sowohl durch einen größeren Arsenikzusatz, als auch dadurch vermieden, daß man die Bleitropfen langsamer, durch freien Fall von einer bedeutenden Höhe, in der Luft erstarren läßt, ehe sie ins Wasser gelangen. Beim Zusatz des Arseniks verfährt man am regelmäßigsten auf folgende Art: Man schmilzt in einem eisernen Kessel 20 Centner Blei, setzt demselben 40 Pfund weißen oder gelben Arsenik (Auripigment) zu, bedeckt den Kessel, um die Verflüchtigung des Arseniks zu vermeiden, mit einem gut passenden Deckel, der mit Thon aufgekittet wird, und erhält Alles drei Stunden hindurch bei schwacher Rothglühhitze im Flusse. Die Mischung wird dann abgeschäumt, in Sand ausgegossen und zum Gebrauch aufbewahrt. Man bereitet von der-

selben eine größere Menge im Vorrath. Zur Schrotbereitung selbst schmilzt man wieder 20 Centner Blei und setzt demselben die gleiche Menge jenes arsenikhaltigen Bleies zu. Die Legirung ist gelungen, wenn man an einen aus der Höhe von etwa 2 Fuß in Wasser fallenden Tropfen jene Rundung findet, die derselbe der gemachten Erfahrung zufolge haben muß. Im entgegengesetzten Falle muß noch mehr Arsenikblei zugesetzt und die Probe wiederholt werden.

Um aus diesem Blei Schrot zu gießen, erbaut man eigene Schrotthürme, auf deren Höhe sich die gewöhnliche Schrotpfanne befindet, aus welcher die Tropfen erst nach einem langen Wege durch die Luft, folglich schon ganz erstarrt und in der ursprünglich richtigen Kugelgestalt, in das Wasser gelangen. Daß die Fallhöhe desto größer sein müsse, je größere Schrotkörner man machen will, versteht sich von selbst, weil sich dann das Blei, um durch Abkühlung fest zu werden, längere Zeit in der Luft aufhalten muß. Für ganz feines Schrot ist eine Höhe von 10 Fuß hinreichend, wo hingegen für die größeren Körner ein Fall von 100 bis 150 Fuß erforderlich ist. Zu Villach in Kärnthen befindet sich ein Schrotthurm von 240 Fuß Höhe. Bei diesem Verfahren, wo man auch, um an den Erbauungskosten des Thurms zu sparen, denselben niedriger machen und einen etwa vorhandenen trockenen Brunnen zu Hülfe nehmen kann, darf das Gießen auch weit schneller geschehen, indem die große Sorgfalt, das Blei stets in derselben Hitze zu erhalten, hier nicht so nothwendig ist. Auch kann in der Wasserkufe, da die Pfanne nicht im Wege ist, ein Tuch angebracht werden, mittelst welchem das Schrot sich heraufheben läßt, während das Wasser durch dasselbe abläuft. Das Patentschrot, richtig bereitet, läßt nichts zu wünschen übrig, indem die Körner dicht,

vollkommen rund und nach dem Sortiren einander ganz gleich sind.

Einige vorgeschlagene, von den vorigen sehr abweichende Arten Schrot darzustellen, verdienen hier nur eine kurze Erwähnung. So soll man Bleiplatten von der erforderlichen Dicke in schmale Streifen, diese wieder in Würfel zerschneiden, und letztere in einem eisernen Cylinder so lange einer drehenden Bewegung aussetzen, bis die Winkel abgerundet und Kügelchen entstanden sind. Nach einem andern Vorschlage, englischen Ursprungs, wird über einer Wasserfläche ein hohler, niedriger Cylinder aufgestellt, dessen Seitenwand mit feinen Löchern versehen ist. Statt des obern Zapfens besitzt derselbe ein Rohr mit einer weiten trichterförmigen Mündung, durch welche das geschmolzene Blei in sein Inneres gegossen wird. Wenn dieser Cylinder schnell um seine Achse gedreht wird, so muß das Blei durch die Fliehkraft sich an dem inneren Umfange desselben anlegen, und durch die Löcher heraus in das Wasser geschleudert werden. Beide Methoden, auch das Gelingen vorausgesetzt, sind zu umständlich und kostspielig, um Empfehlung zu verdienen. (Gillet de Laumont in den Annales des Mines. 1re Série. Tome 1. p. 301. Das engl. Verfahren in Dingler's polytechn. Journal. Bd. 38. S. 355. Dumas angewandte Chemie. Bd. IV. S. 561.)

Vogelseide, so viel wie Flachsseide, cuscuta; s. diesen Art.

Vogelspiel, 1) ein Lustschießen mit einem Stoßvogel; — 2) ein Gesellschaftsspiel, wo jedes Mitglied einen Vogel wählt, und so oft der Name dieses Vogels von einem Mitgliede etwa in einer Erzählung aus dem Stegreife genannt wird, die Stimme dieses Vogels so gut als möglich nachzuahmen sucht; jedes Versehen wird mit einem Pfande gestraft; — 3) ein

Kinderspiel, wozu eine besonders eingerichtete Tafel oder ein Bild gehört; jedes Gesellschaftsmitglied hat einen kleinen hölzernen Vogel, und indem der Reihe nach gewürfelt wird, rückt man nach Entscheidung der Würfel dem in der Mitte befindlichen Neste näher; wessen Vogel das Nest zuerst erreicht, bekommt den darin enthaltenen Gewinn; — 4) auch noch einige andere Kinder- und Gesellschaftsspiele, wobei der Name der Vögel in Anwendung kommt.

Vogelspieß, in der Kochkunst, ein kleiner dünner Bratspieß, um Vögel daran zu braten, oder mindestens auf die Tafel zu bringen, in welchem letztern Falle derselbe von Silber gearbeitet ist.

Vogelspinne, in der Zoologie, so viel wie Buschspinne. Sie ist die größte bekannte Spinne, ihr Leib wird gegen 2 Zoll lang, ist schwärzlich und stark behaart; sie hat verhältnißmäßig sehr starke und große, behaarte, vorn mit einem Häkchen versehene Füße. Das Netz der Vogelspinne ist etwa 2 Fuß weit und so dicht wie ein feiner Musselin; an dem einen Ende ist ein taubeneigroßer Sack, in welchen sie gegen 100 Eier legt. Sie lebt im südlichen Amerika, meistens in den dortigen Urwäldern, zuweilen auch in Häusern; bei Nacht kriecht sie umher, um Insekten, ja selbst kleine Vögel zu fangen; besonders gefährlich ist sie der Kolibribrut. Von ihrem Biß bekommt man, wenn man sie ungeschickt angreift, leicht gefährliche Entzündungen. — Einige noch hierher gehörige Arten sind: die bandirte Vogelspinne (theraphosa fasciata, mygale fasc.), mit breiter, grauröthlicher, braun eingefaßter Längsbinde am Unterleibe, braunen, an den Gelenken röthlichgrauen Füßen, auf Bäumen in Ceylon, mit ausgebreiteten Füßen 3 Zoll, läßt sich an dicken Fäden auf die Erde herab; theraphosa (mygale) Blondii, ist rauhhaarig, dunkelbraun oder rostfarbig, hat Kiefer von fast 1 Zoll

Länge, ist mit ausgestreckten Füßen wie eine Menschenhand groß; mit ihrem Biß dringt ein giftartiger Saft ein, die Wunde heilt aber durch Oel. Heißt bei den Brasilianern Nhamdu guazu.

Vogelstange, eine Stange, an welcher der hölzerne Vogel befestigt wird, den man bei einem Vogelschießen abschießt. Ihre Höhe und Stärke hängt davon ab, mit welchen Werkzeugen man nach dem Vogel schießt. Zu den größten wird eine schlanke Fichte genommen, die vierkantig beschlagen ist; unten ist die Stange mittelst 2 eisernen Bolzen in einem starken pyramidenförmigen hölzernen Gerüste, bei kleineren nur in hölzernen aufgerichteten Pfählen befestigt, so daß sie, wenn man den unteren Bolzen herauszieht, an dem oberen niedergelassen werden kann. Oben ist an der Stange eine Spindel befestigt, welche nach einem Winkel gebogen ist und sich in eine eiserne Schraube endigt, um den Vogel daran festschrauben zu können. Wird der Vogel angemacht, so werden zugleich 3 oder 4 Seile an den oberen Theil der Stange angeknüpft und in einiger Entfernung mit Pfählen an der Erde befestigt, damit die Stange nicht zu sehr schwanke, wenn der Wind gegen den Vogel weht.

Vogelsteller, ein Mensch, welcher sich damit beschäftigt, Singvögel und kleinere zur Speise dienende, aber nicht zum eigentlichen Jagdbetrieb gehörige Vögel, besonders mittelst der Leimruthen zu fangen.

Vogeltod (Conium maculatum), Schierling. Der Schierling hat einen glatten, ästigen, rothbraun gefleckten Stengel und fiederschnittige Blätter; seine Wurzel ist rübenartig, einfach, ästig und weiß; er wird gegen 6 Fuß hoch, und zeichnet sich theils durch die braunen Flecken, theils durch die dunkelgrüne Farbe seiner Blätter aus. Er schmeckt widerlich und stinkt wie Katzenharn; seine Wirkung ist betäubend: es ent-

steht zuerst Aufregung, Unruhe, Kopfweh, Betäubung, dann Trockenheit in der Kehle, Zusammenziehung des Schlundes, unlöschbarer Durst, furchtbare Angst und Beklemmung, starres Glotzen der Augen, Aufgetriebenheit des Unterleibes, Lähmung und Kälte der Extremitäten und endlich der Tod unter Zuckungen. Der Schierling ist deshalb gefährlich, weil seine Wurzel mit der Pastinakwurzel verwechselt werden kann; auch verliert er zuweilen in Gärten gepflanzt seine Flecken, was ihn der Petersilie ähnlicher macht. Die Samen des Schierlings unterscheiden sich dadurch von dem Petersiliensamen, daß sie in der Quere gefurcht sind.

Vogelversteinerungen, Ornitholithen, s. Versteinerung.

Vogelwand, die Netze oder Wände eines Vogelherdes, s. daselbst.

Vogelwartung. Diese können wir in zwei Hinsichten betrachten. Erstens in Beziehung auf die Behandlung frisch gefangener Vögel, zweitens im Allgemeinen in Beziehung auf die Erhaltung schon in dem Bauer eingewohnter Vögel. Bei den ersten, namentlich samenfressenden Vögeln, Drosseln u. dgl., hat das Eingewöhnen keine Schwierigkeit; man deckt bei denen, die sich wild geberden, z. B. bei den Finken und Hänflingen, den Käfig etwas oder ganz mit einem grünen Tuche zu und legt ihnen ihr Futter vor. Manche von ihnen, wie die Kreuzschnäbel, Zeisige, Leinzeisige u. dgl., fressen sogleich bei unzugedecktem Käfig ohne alle Umstände; allein viele, namentlich Insekten fressende Vögel, Nachtigallen, Blaukehlchen, Fliegenfänger, Grasemücken 2c., sind schwer dazu zu bringen, und sterben oft, ehe sie fressen lernen. Nach Bechstein's Anleitung setzt man ihnen dessen Universalfutter vor, bedeckt oder vermengt es mit einigen trockenen Fliegen und zerhackten Mehlwürmern; allein der gewöhnliche Erfolg ist, daß sie die Fliegen

und Mehlwürmer oben wegfressen, oder das Ganze gar nicht anrühren und in beiden Fällen sterben. Weit besser ist es, ihnen frische Ameiseneier zu geben; allein diese hat man im April, wo die meisten Insektenfresser gefangen werden, nicht in hinlänglicher Menge. Das beste und nie fehlschlagende Mittel aber, die Insektenfresser einzugewöhnen, sind lebendige Mehlwürmer oder auch Kornwürmer (die letzteren verschafft man sich durch auf das Getreide gedeckte Laken oder Säcke). Man setzt den frisch gefangenen Vogel, im Fall er wild ist, mit verbundenen Flügeln (nämlich die Federn der Schwingenspitzen jedes Flügels zusammengebunden) in einen mit einem grünen Tuche verdeckten, nicht zu kleinen Käfig, in welchem sich ein Saufnäpfchen befindet. Hat er nach seiner Einsperrung eine Zeitlang, etwa 2 Stunden im Ganzen, gehungert, so wirft man ihm einige noch halb lebende Mehlwürmer auf den Boden des Käfigs. „Ein lebendiger Mehlwurm", sagt Brehm, „ist für einen hungrigen Insekten fressenden Vogel dasselbe, was ein Stück neubackenes Brod für einen hungrigen Gefangenen ist, welcher den Hungertod sterben will. Beide können nicht widerstehen." Der Vogel verschlingt die wenigen Mehlwürmer bald. Jetzt giebt man ihm mehrere und unter ihnen einige ganz todte; hat er einmal die lebendigen aufgelesen und findet keine mehr, so nimmt er die todten auch mit. Hat er sich einmal an diese gewöhnt, so setzt man ihm den Freßtrog mit todten Mehl- (oder Korn-) Würmern, auf die man einige zappelnde legt, in seinen Käfig, und nun hat man gar keine Noth mehr mit ihm; er frißt ohne alle Umstände, aber nur Mehlwürmer, und zwar, je nach seiner und der Würmer Größe, täglich 40—60 Stück. Daß ihm diese Menge Mehlwürmer schaden sollte, ist Vorurtheil. Sie bekommen ihm vortrefflich und reizen ihn in wenigen Tagen zum

Gesange. Kann man Schaben (Schwaben) haben, so tödtet man diese in heißem Wasser und giebt ihm die Hälfte von diesen und die Hälfte Würmer. So nähert sich die Zeit, in welchen man frische Ameiseneier bekommen kann, und nun füttert man diese, bis die Mauser vorüber ist und man nun die Insektenfresser an ihr beständiges Stubenfutter gewöhnt. Wenn man diese Methode befolgt, so hat man das mühselige Stopfen der Vögel nicht nöthig, was Andere anwenden; indeß kann solches doch bei ganz störrischen Vögeln, z. B. Kukuken, Pirolen, und bei ganz kleinen Vögeln, z. B. Goldhähnchen und Zaunkönigen, noch erforderlich bleiben. Wollen solche nicht fressen, so nimmt man sie aus dem Käfig heraus und stopft ihnen täglich mehrere Male frische Ameisenpuppen ein. Je zärtlicher die Vögel sind, desto öfter muß man sie stopfen, und dies so lange fortsetzen, bis sie allein eine hinlängliche Menge Futter zu sich nehmen. So lange sie frische Ameiseneier bekommen, ist es besser, ihnen gar kein Wasser zu geben, weil sie sonst leicht den Durchfall bekommen. Bemerkung verdient noch, daß man sich bei frisch gefangenen Vögeln sehr in Acht nehmen muß, sie aus der Kälte der freien Luft in die Stubenwärme zu bringen; denn sie sterben dann nicht selten, weil, nach dem Ausdrucke der Vogelsteller, ihnen die Hitze in den Kopf schlägt. Während der ganzen Singezeit läßt man den Vogel im verdeckten Käfig. Hört er mit Singen auf, so wird der Käfig nach und nach und endlich ganz aufgedeckt. Zu Anfange der Zeit, in welcher sich der Vogel aus dem aufgedeckten Käfig frei umsehen kann, muß er immer recht tief gehängt oder gestellt werden. Ueberhaupt darf ein scheuer Vogel nie dem Auge der Menschen gleich, noch weniger höher, als das Gesicht hängen, sonst wird er, anstatt zahmer, täglich wilder.

Im Allgemeinen gelten über die Wartung der Vögel folgende Regeln: Reinlichkeit ist eins der Haupterfordernisse der Stubenvögel, wie ihres Besitzers; denn bei einer etwas großen Anzahl ist der Geruch, welchen sie bei Mangel an gehöriger Reinlichkeit im Zimmer verbreiten, ganz unerträglich. Deswegen müssen ihre Käfige täglich früh des Morgens ausgeputzt werden. Bei denen, welche sich gar zu wild geberden, wird der Käfig zur Hälfte zugedeckt. Es wird frisches Wasser gegeben, das alte Futter weggeworfen, und der Freßnapf, welcher von Porzellan oder Steingut sein muß, gewaschen und gut abgetrocknet, sonst wird das frische Futter bald wieder sauer. Die Schublade (jeder Käfig hat eine unten im Kasten von Holz) wird mit frischem Löschpapier belegt und mit ziemlich viel Sand bestreut. Die Erfahrung lehrt, daß die Vögel auf diese Art am wenigsten stinken; denn liegt das Holz gerade auf dem Brette, so zieht das Holz den Geruch des Kothes an sich, und stinkt nach einiger Zeit entsetzlich; so aber zieht sich der Geruch in den Sand und das Papier. Große, starke Vögel leiden oft kein Papier, und Lerchen giebt man auch bloß Sand. Vögel, denen Sandfressen kein Bedürfniß ist, und die zarte Füße haben, welche sich durch vieles Herabspringen leicht beschmutzen, dürfen keinen Sand bekommen. Eine Haupsache ist, daß die Sitzstangen öfters abgekratzt und abgewaschen werden, weil sich sonst Sand und Koth darauf ansetzt und die Füße davon nach und nach wund werden. Um die Sitzstangen zu reinigen, muß man den Vogel in einen andern Käfig springen lassen. Man öffnet nämlich die Thüren seines und des andern Käfigs, nimmt die obere Sitzstange dessen, in welchem sich der Vogel befindet, weg, und deckt ihn zu, daß er recht dunkel wird. Der Vogel, zu seinem Aerger gezwungen, unten zu bleiben, wird bald die helle Oeff-

nung bemerken und in den andern Käfig hinüberspringen. Soll ein Vogel durchaus in die Hand genommen werden (was nach Möglichkeit zu vermeiden ist), so muß man sich besonders zur Singzeit recht in Acht nehmen, daß man ihm keine große Feder, vorzüglich keine Steuerfeder, ausreiße (in diesen steckt, wie sich die Vogelfänger ausdrücken, die Hitze); sonst möchte er zu singen aufhören. Um den Vogel leichter einzufangen, ist es immer gut, die obere Sitzstange wegzunehmen; man bekommt ihn dann schneller in die Hand. Wenn die Spitze des Oberschnabels und die Nägel zu lang wachsen, so müssen sie mit einer scharfen Scheere beschnitten werden. Bei den letzteren darf man aber nicht so weit schneiden, als sie durch das Licht besehen blau durchscheinen, sonst bluten sie; auch muß dies (wie man behauptet) bei abnehmendem Monde geschehen, damit sie nicht so schnell wieder nachwachsen. Will man aber abgestoßene Steuer- oder Schwungfedern ausreißen, damit der Vogel neue bekomme, so muß dies bei zunehmendem Monde geschehen. Beobachtet man dies, dann kann man zu jeder Jahreszeit jedem Vogel einen neuen Schwanz verschaffen. Will man, daß die Vögel überall singen, wo man sie hingiebt, so muß man sie nach der Mauser öfters da und dort hinhängen; aber gar nicht während dieser; denn sie sehnen sich oft so sehr nach ihrem vorigen Stande, daß sie zu mausern aufhören oder aussetzen, was immer gefährlich ist. Eine Hauptsache ist auch noch, aus dem Zimmer der Vögel alle ihnen gefährliche Thiere, selbst wenn ihnen diese nicht schaden, zu entfernen. Ein fremder Hund bringt die zahmsten Stubenvögel, selbst wenn diese hoch hängen, oft ganz außer Fassung; sie werden so unruhig, daß man fürchten muß, sie stoßen sich den Kopf ein.

Vogelwegtritt, s. Vogelknöterig.

Vogelwicke, s. Vogelerbse. Die bunte Vogelwicke ist der deutsche Name der Coronilla varia, einer Art der Peltschen, Kl. 17, Ordn. 4 Leguminose, einer perennirenden Zierpflanze, die in Europa heimisch ist und vom Juni bis September blüht. Sie kommt bei uns in gutem Boden im Freien fort.

Vogelzähmung. Blumenbach giebt in Kürze folgende Vorschriften: Auf folgende Weise kann man die Zähmung der Wildlinge am schnellsten bewerkstelligen. Man schneidet dem Vogel mehr oder weniger von der einen Fahne der Schwungfedern weg. Sodann bestreicht man die Gegend der Nasenlöcher mit einem ätherischen stark riechenden Oele, wodurch der Vogel auf kurze Zeit betäubt wird, so daß er die Dressur, Stillsitzen, Forthüpfen von einem Finger zum andern u. dgl. empfangen kann. Sitzt er ruhig, so hält man ihm, wenn er auf dem Zeigefinger der einen Hand sitzt, jenen der andern Hand unten vor, daß er darauf schreiten muß, und sodann entfernt man denselben nach und nach; er lernt so das Hüpfen sehr bald. Nach und nach gewöhnt er sich, auch andere Dinge zu lernen. Soll er aus dem Munde Nahrung nehmen, so lasse man ihn eine Zeitlang hungern und hält ihm dann von Zeit zu Zeit seine Lieblingsspeise, zwischen die Lippen gefaßt, vor. Ein Liebhaber giebt folgende Methode der Zähmung an, um die Vögel in's Freie zu nehmen, fliegen zu lassen und sie wieder zurückrufen zu können:

„Er neckt den Vogel erst in seinem Käfig, der offen steht, mit einer weichen Feder. Bald beißt der Vogel nach der Feder, dann nach seinem Finger, kommt bald nachher aus dem Käfig heraus und fliegt ihm auf einen vorgehaltenen Finger; auf der Hand streichelt er ihn dann und legt ihm kleine Leckereien vor. Diese nimmt er bald aus der Hand selbst. Er fängt dann an, ihn an einen gewissen Ruf oder Pfiff zu ge-

wöhnen, trägt denselben, wenn er sich angreifen läßt, auf der Hand oder Achsel bei verschlossenen Thüren und Fenstern von einem Zimmer zum andern, läßt ihn dann auch fliegen und ruft ihn wieder zu sich. Folgt er diesem Ruf ohne Scheu vor Menschen und Thieren, so nimmt er ihn behutsam mit in's Freie, und so gewöhnt sich der Vogel so an ihn, daß er ihn in Gärten und Gesellschaften nehmen kann, ohne daß er wegfliegt. Doch muß man alle so gezähmte Vögel zur Frühlings- und Begattungszeit nicht oft mit sich in's Freie nehmen. Vorzüglich junge Vögel, Hänflinge, Gimpel, Canarienvögel u. s. w. lassen sich so gewöhnen."

Das Hauslexikon stellt hierüber folgende Regeln auf: Die erste Regel ist, man gewöhne die Vögel an den Anblick der Menschen, hänge sie also, wenn sie nicht mehr singen, nicht nur tief, sondern auch ganz unbedeckt, bald dahin, bald dorthin, trete oft zu ihnen, spreche mit ihnen, stecke ihnen den Finger in den Käfig, daß sie darein beißen oder darauf hüpfen, füttere sie selbst, rufe sie bei einem gewissen Namen und gebe sich viel mit ihnen ab. Sind sie nun im Käfige ganz kirre, so lasse man sie, nachdem man sie wo möglich auf dem Finger aus dem Käfig getragen hat, auf der Schulter oder dem Kopfe sitzen, und gewöhne sie, auf den Ruf des Namens zurückzukommen; dann wird man sie nach und nach dahin bringen, sie mit ins Freie nehmen zu können, indem man sie auf der Hand oder Schulter trägt, ohne sie zu verlieren. Wenn man diese Maßregeln auf verständige Weise befolgt, wird man nicht nöthig haben, zu den gewaltsamen Methoden seine Zuflucht zu nehmen, welche Bechstein empfiehlt, und mittelst deren man im Stande sein soll, alle Arten von Stubenvögeln in 1 bis 2 Stunden so zahm zu machen, daß sie sogar auf der Hand sitzen, wegfliegen und wiederkommen, aus dem Munde fres-

sen ꝛc. Diese Methode besteht übrigens in Folgendem: 1) Man nimmt einen Zeisig, Stieglitz, Buchfinken, welche sich in einer halben Stunde zähmen lassen, oder eine Gimpel, Nachtigall ꝛc., bei welchen es etwas schwerer hält und länger dauert, und schneidet ihm, nach Verhältniß seiner Wildheit, bald mehr, bald weniger von der einen Fahne der Schwungfedern weg, damit der Vogel beim Wegfliegen von der Hand keinen Schaden leidet und doch die Flügel ihre gehörige Gestalt behalten. Dann bestreicht man 2) die Gegend der Nasenlöcher mit Bergamottenöle, oder auch mit einem andern stark riechenden Oele, wodurch eine Zeit lang Betäubung eintritt, so daß er 3) die Dressur, welche hauptsächlich im ruhigen Sitzen auf einem Finger oder in dem Forthüpfen von einem zum andern und im Verhindern des Wegfliegens besteht, empfangen kann. Ehe er ruhig sitzt, wird er zwar einigermaßen wegfliegen, allein dies währt nicht lange, besonders wenn man mit ihm an einen dunkeln Ort, z. B. hinter einen Bett-Vorhang geht, wodurch auch der Schaden, der durch das Anfliegen an die harten Wände oder Fenster geschehen könnte, verhindert wird. Sitzt er erst ruhig, so hält man ihm, wenn er auf dem Zeigefinger der einen Hand sitzt, den andern unten vor, daß er darauf schreiten muß, und entfernt denselben nach und nach, und er wird bald von einem Finger zum andern hüpfen. Dies ist die Hauptsache, denn hüpft er erst ruhig von einem Finger zum andern, so wird er sich bald, besonders wenn er, aus der Betäubung erwacht, merkt, daß ihm sein Dressirer nichts thut, an alle Arten von Kunststücken gewöhnen. 4) Soll er aus dem Munde fressen, so läßt man ihn eine Zeit lang hängen und hält ihm von Zeit zu Zeit seine Lieblingskost, auf dem Finger sitzend, mit ausgestreckter Zunge vor.

Vogelzunge nennt man eine zungenförmig gestaltete spitzige Feile. In der Artilleriewissenschaft heißt eben so ein Eisenstab, welcher auf der einen Seite rauh gemacht und gehärtet ist. Man gebraucht ihn, um eingerostete Kugeln aus den Kanonen zu ziehen. In der Petrefaktenkunde nennt man Versteinerungen, die Aehnlichkeit mit der Zunge eines Vogels haben, Vogelzunge. Es sind entweder Naturspiele, oder versteinerte Haifisch- und Robbenzähne.

Voglers luftentwickelndes Pulver, Brausepulver (pulvis aërophorus Vogleri), ein in der Pharmacie vorkommendes Pulver. 2 Drachmen kohlensaures Natrum werden mit 6 Drachmen gereinigten Weinstein und einer halben Unze Zucker gemischt; hiervon giebt man einen Theelöffel voll in Wasser gerührt; während des Umrührens verbindet sich die Weinsteinsäure mit dem Natrum, und die Kohlensäure entweicht in Gasgestalt mit zischendem Geräusch; ist sehr wirksam gegen übermäßiges Erbrechen, Schwindel, der aus dem Magen herrührt u. s. w.

Voglers säurebrechendes Pulver (pulvis antacidus Vogleri), 1 Drachme kohlensaure Magnesia, 7 Drachmen Zucker, 3 Gran Ipecacuanha und 6 Tropfen Citronöl, wirkt gegen Magensäure.

Vogt, s. Voigt.

Vohiria, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen, zur 1. Ordnung der 5. Klasse des Linné'schen Systems gehörig. Arten hiervon sind: Vohiria rosea, coerulea u. a. m., in Südamerika heimisch.

Voigt, 1) ein Beschützer, derjenige, welcher das Beste eines Unfähigen wahrnimmt. 2) Advocatus, in der mittleren Geschichte. Im zehnten und eilften Jahrhundert setzten die deutschen Kaiser in einigen Provinzen Voigte ein. Sie waren, wie die Burg- und Pfalzgrafen, Verwalter der kaiserlichen Güter, die

aber schon in einer größeren Ausdehnung bestanden, als bei jenen, die nur Burgen nebst Gebiet zu verwalten hatten. Advocati wurden jene Voigte wohl mehr aus einer etymologischen Spielerei, indem beide Worte assoniren, genannt. Es gab solcher Voigte in Elsaß, in Schwaben und im Voigtlande. Auch in Reichsstädten gab es solche vom Kaiser eingesetzte Voigte, und sie übten dort den Blutbann aus, während der Schultheiß nur über Civilstreitigkeiten entschied. 3) Ein Schutzherr eines Klosters (Klostervoigt) oder eines geistlichen Stiftes (Stiftsvoigt), der dieselben zugleich in weltlichen Dingen vertrat und die Gerichte derselben handhabte. 4) So viel wie Vormund, Curator, Sachwalter. 5) Ein Statthalter einer Provinz, derjenige, welcher in einem Bezirke, an einem Orte das Beste eines Höheren wahrnimmt und besorgt. 6) Ein Richter, der Vorsitzende eines Gerichts, welcher das Recht im Namen eines Höheren ausübt. 7) Ein Beamter höheren oder niederen Ranges, der die Aufsicht über etwas führt, gewöhnlich mit einem Zusatz, der sein Geschäft näher bezeichnet, z. B. Schloßvoigt, Hausvoigt, Feldvoigt und dergleichen. 8) Eine landwirthschaftliche Person, welche die Aufsicht über einen besonderen Zweig der Wirthschaft führt, als Ackervoigt, Moorvoigt, Scheunenvoigt, Wiesenvoigt. 9) Derjenige, welcher die Fröhner zur Arbeit weist und die Aufsicht über sie führt. 10) Ein Gerichtsdiener, welcher besonders die Parteien vorzuladen hat.

Voigtbar, so viel wie mündig; eben so Voigtbarkeit.

Voigtei, 1) das Gebiet, der Bezirk eines Voigtes, d. h. Statthalters, Richters oder Schutzherrn; 2) die Würde, das Amt eines solchen Voigtes; 3) die Einkünfte eines Voigtes, besonders eines Schutzherrn geistlicher Stifter; 4) die Wohnung eines Voigtes

oder Kerkermeisters, nebst den unter seiner Aufsicht stehenden Gefängnissen.

Voigteigeld, das einem Voigte gebührende Geld, besonders das Schutzgeld geistlicher Stifter an ihren Schutzherrn.

Voigteilehn, Schutzlehn, Schirmlehn, lateinisch feudum advocati, in der Rechtswissenschaft, die zu Lehen gegebene Schutz- oder Schirmgerechtigkeit über einen Distrikt, einen Ort oder eine Sache. Dieses Lehen ist höchst mannigfaltig, und daher seine Natur jedesmal nur aus den Lehenbriefen zu erkennen. Die Voigtei (advocatia) war im Mittelalter überhaupt die Vertretung gewisser Personen rücksichtlich ihrer Rechte, mit der Schutzpflicht über sie gegen das Recht auf bestimmte Leistungen des Schutzpflichtigen. Sie war A. weltliche Voigtei, und zwar a) Erbvoigtei, indem zur Verwaltung, Regierung ganzer Distrikte von den Monarchen Voigte angestellt wurden, kaiserliche Landvoigte (Advocati provinciae, procuratores regni). Sie hatten aber auch manchmal nur Burgen inne (Burgvoigte) oder Städte (Stadtvoigte, Reichsschultheißen, Reichskämmerer), ja sogar noch kleinere Bezirke, bloße Dörfer. Sie erhielten in der Folge, so wie Herzoge oder Grafen, ihre Stellen zu Lehen, und großentheils Landeshoheit, Oberherrlichkeit (daher z. B. das Voigtland). — b) Auch in die Reichsstädte werden vom Kaiser Voigte gesetzt, daher die Voigtei der Reichsstädte. Selbst über bloße Zünfte wurden Voigte angestellt, z. B. die Grafen von Rappoltstein über die Spielleute, die Grafen von Hohenlohe, die Freiherren von Freiberg und Zobel von Giebelstatt ꝛc. über die Keßler, daher Keßlerrecht, Keßlerlehen. — B. Die geistliche Voigteigerechtigkeit begreift: a) alle Hoheits- oder landesherrlichen Rechte, hohe und niedere Gerichte, und der Schutz des Stifts gegen alle Gewalt-

thätigkeiten (Erbvoigtei, Erbschutzgerechtigkeit, advocatia major), oder b) sie bestand bloß darin, daß der vom Stifte Gewählte dessen Angelegenheiten besorgte und dasselbe bei seinen Streitigkeiten vertrat, die ordentliche Voigtei (advocatia minor), oder gar bloß darin, daß er c) die ökonomischen Geschäfte des Stifts, die Verwaltung der Kirchengüter und Einkünfte besorgte — Kastenvoigtei (advocatia granaria) und der Kastenvoigt (advocatus granarius, praefectus redituum). — C. Mehrere Voigteigerechtigkeiten entstanden zur Zeit des Faustrechts in Deutschland dadurch, daß sich einzelne Städte, Stifte, Fürsten rc. unter den Schutz Mächtigerer stellten. — Ja oft bedeutet D. die Voigtei bloß das Recht, gewisse Zinsen und andere Abgaben zu fordern, noch öfterer — E. die niedere oder Erbgerichtsbarkeit, ein Gegensatz von den Ober- oder Blutgerichten. Jedes Lehen aber, was mit dem Amte eines Voigts in vorgedachten fünf Bedeutungen verbunden ist, heißt ein Voigteilehn (feudum advocatiae). Daher erklärt sich die Verschiedenheit der mit diesen Lehen verbundenen Rechte, Voigteirechte oder Voigteigerechtigkeiten. Die Güter, womit sie verbunden sind, heißen Voigteilehen, Voigteigüter. Uebrigens werden sie rechtlich wie andere Lehen behandelt.

Voigthafer, eine gewisse Menge Hafer, welche von geistlichen Stiftern an den Schutzherrn derselben als Besoldung entrichtet wird.

Voigtlehen, 1) ein Gut, womit ein Voigt von einem weiblichen Stifte zum Lohn seines Schutzes belehnt wird; 2) die dadurch dem Voigte übertragene Schutzgerechtigkeit; 3) ein Gut, welches ein Voigt zu verleihen hat.

Voigtpfennig, so viel wie Voigtgeld.

Voigtrecht, so viel wie Voigtlehn; s. diesen Art. (2).

Voigtschatz, so viel wie Voigtgeld.
Voigtschilling, desgleichen.
Voigtsteuer, desgl.
Voile, 1) in der Waarenkunde eine Art Etamine, ganz von roher Seide und leinwandartig gewebt; 2) ein feiner baumwollener Zeug, welcher besonders zu Schleiern gebraucht wird; 3) ein dünner wollener Zeug.
Voirons, in der Waarenkunde, in Frankreich eine Art Hanfleinwand.
Vola manus, lateinisch, die innere Fläche der Hand, Hohlhand.
Volans corolla, in der botanischen Nomenclatur, fliegende Blume, Schmetterlingsblume, die wegen der über Flügel und Schiff ausgebreiteten großen, auf kurzen Nägeln in kurzem Kelche stehenden Fahne das Aussehen eines Schmetterlinges mit ausgebreiteten Flügeln hat.
Volante, 1) sonst gewöhnliches langes Kleid für Frauenzimmer, welches vorne dicht zusammenging; 2) in der Spiegelfabrikation ein Stein, an welchen ein Stück Spiegelglas fest gekittet ist, mit welchem eine größere, festliegende Glasplatte polirt wird.
Volar, was auf die innere Fläche der Hand, der Finger, der Handwurzel Bezug hat, daselbst gelegen, dahin gerichtet ist.
Volatica, eine in der Medizin vorkommende Bezeichnung für Schwindflecke.
Volatilia, flüchtige Mittel, welche bei geringem Grad von Wärme sich verflüchtigen.
Vole machen, in einem Spiele, besonders in l'Hombre, Matsch, alle Stiche machen.
Volitantia semina, in der botanischen Nomenclatur, fliegende, vermittelst ihrer Haarkrone oder Flügel, oder weil sie aufgeblasen sind, vom Winde fortgetriebene Samen.

Volk, Völker. Der Begriff des Wortes **Volk** ist bald ein weiterer, bald ein engerer. Im weitesten Sinne heißt Volk: die Gesammtheit von Menschen, die denselben natürlichen Ursprung in einem bestimmten Lande unter gleichen geographischen und klimatischen Verhältnissen, mit einer Sprache desselben Stammes, mit gleichen oder doch gleichartigen Sitten, religiösen Begriffen, geschichtlichen Ueberlieferungen, Gesetzen oder Rechtsgewohnheiten haben. Im engeren Sinne wird Volk als Gegensatz zum Fürsten, zum Adel, zur Priesterschaft gebraucht, so daß das Volk der regierte, Fürst, Adel und Priester der regierende und mitregierende Theil einer Nation ist, während in jener weiteren Bedeutung Fürst, Adel und Priesterschaft selbst Elemente des gesammten Volkes, integrirende Theile des Volkes sind. Wenn man die Völker in ihrer Besonderheit, in ihrer Verschiedenheit von einander betrachtet, so sprechen wir von **Völkerschaften**. Es giebt Völkerschaften z. B. asiatischen, europäischen, afrikanischen Ursprungs, es giebt wilde und civilisirte Völkerschaften, Völker mit festen Wohnsitzen und nomadisirende, Hirten- und Jägervölker ꝛc. Außerdem unterscheidet man **Urvölker**, die ursprünglich, d. h. so weit die geschichtlichen und mythischen Erinnerungen reichen, ein Land bewohnten, oder von denen sich später verschiedene einzelne Völkerschaften, wie Zweige von einem Stamme, absonderten, **Stammvölker**, z. B. das germanische Volk, **gemischte Völker**, wo verschiedene Volksstämme sich erst nach und nach zu einem einzigen Volke vereinigten, wie z. B. das englische Volk, das aus germanischen, celtischen, normännischen Elementen zusammengesetzt ist. In ursprünglicher Reinheit und unvermischt haben sich selten Volksstämme erhalten, die Ereignisse, die Bedürfnisse, die Industrie, der Handel und Verkehr, die Kriege u. s. w. haben sie mit einan-

der in Berührung gebracht, und eine Mischung der Racen ist die unausbleibliche Folge davon gewesen. Die Frage, wie eigentlich sich Völkerschaften gebildet haben, und welche Elemente bei dieser Bildung nothwendig waren, welche Kräfte zusammenwirkten, ist, wie man will, schwer oder leicht zu beantworten. Schwer, weil eben die wirkliche Geschichte nicht so weit hinauf ins Alterthum reicht und uns also alle zuverlässig verbürgten Nachrichten fehlen; leicht, wenn wir unserer Phantasie gestatten, sich die Urzustände der Menschheit nach den Sagen, die bis auf uns herabgekommen sind, auszumalen.

In der Urzeit war die Erde gewiß nur spärlich bewohnt. Große Ländergebiete lagen wüste und menschenleer, an den Ufern der Flüsse, in fruchtbaren Gegenden, wo die Natur ihren reichsten Segen dem noch in der Kindheit lebenden Geschlechte, das Arbeit und Produktion noch nicht kannte, mögen wohl die Ursitze der Völkerschaften gewesen sein. Asien nimmt man allgemein als das Mutterland, als die Wiege der Menschheit an. Die Familie bot das erste Element zur Bildung eines Volkes. Die benachbarten Familien schlossen sich bald enger an einander an, weil das Bedürfniß der Nahrung, der Vertheidigung, die gemeinsame Sprache, die Noth den Nachbar antrieb, sich mit dem Nachbar zu einer Gemeinschaft zu verbinden. Bald fanden sich immer mehr und mehr benachbarte Familien zusammen, die nun zu einer Gemeinde heranwuchsen und wieder in größerem Maßstabe in ein gleiches Verhältniß zu ihrer Nachbargemeinde trat. So erweiterte sich der Kreis allmälig bis zu gewissen natürlichen Grenzen, bis zum Meere, bis an hohe Gebirge, welche die Ländergebiete trennten, weil sie die Wasserscheiden bildeten, und in der Regel diesseits und jenseits die Völker, so wie die klimatischen Zustande, einen anderen Charakter trugen.

So entstanden die verschiedenen Völkerschaften im fernen Osten der alten Welt, und breiteten sich nach und nach gen Westen aus. Die Bevölkerung einzelner Ländergebiete wanderte ganz oder theilweise aus, es wurden auch wohl Kolonien angelegt, die wiederum einen neuen Stamm bildeten und zu einem neuen Volk heranwuchsen, das, wenn auch an den Ursprung in manchen Zügen und Ueberlieferungen erinnernd, doch bald genug seine Eigenthümlichkeiten, das, was man Volkscharakter nennt, hervortreten ließ und sich zur Selbstständigkeit eines Volkes emporrang. (S. Art. Völkerkunde.)

Die Wechselbeziehung, in welcher ein Volk und das von ihm bewohnte Land zu einander stehen, schildert Ritter in der Einleitung zu seiner Länder- und Völkerkunde meisterhaft. Wir lassen diese Schilderung hier folgen:

Wie jeder einzelne Mensch vermöge seiner eigenen Weise nicht jeglichem Unternehmen gewachsen und zu jedem berufen ist: eben so wenig jedwedes Volk zur Erreichung jedes Zieles im bunten Kranze des Ruhms und des Glücks. Es gehört zum Charakteristischen der menschlichen Natur, daß jedem einzelnen Menschen eine nur ihm angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt, durch deren Entwickelung er zu einem Vollkommneren wird, und so und nicht anders wiederholt sich dies in jedem Volke. In der vollendeten Ausbildung dieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche und mit ihr jede andere Größe des Menschen, wie die Volksthümlichkeit und Nationalgröße der Völker. Sie erwärmt und erleuchtet die Gegenwart, wie die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen und räumlichen, sondern nach ihrer geistigen Größe, und wirft ihre glänzenden Strahlen weithin durch das ganze Gebiet des gegenwärtigen Völkerlebens und der kommenden Geschichte.

Eigenthümlichkeit gehört aber nicht zu demjenigen, was das Volk sich selbst geben kann, so wenig, wie der einzelne Mensch es vermag; beide können nur die Selbstständigkeit einer solchen Eigenthümlichkeit bewahren. Sie selbst aber geht von einer höheren Macht aus, als die des verschwindenden Menschen ist. Nur in seiner Macht und mehr noch in seinem Berufe liegt es, sich ihrrr bewußt zu werden im Leben; denn ohne dieses Bewußtsein kann ihm sein Thun nicht gelingen.

Die Eigenthümlichkeit des Volkes kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, und weil kein Volk ohne Staat und Vaterland gedacht werden kann, aus seinem Verhältniß zu beiden, und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten.

Hier zeigt sich der Einfluß, den die Natur auf die Völker, und in einem noch weit höhern Grade, als auf den einzelnen Menschen ausüben muß, weil gleichsam hier Massen auf Massen wirken, und die Persönlichkeit des Volkes über die des Menschen hervorragt.

Dieser Einfluß ist anerkannt und von jeher ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung für Völker-, Staats- und Menschen-Geschichte gewesen; auch in unsern Tagen ist er laut zur Sprache gekommen.

Durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich, unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft, hervor aus dem geistigen und physischen Elemente, in den alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Gestaltet sich doch jeder Organismus dem inneren Zusammenhange und dem äußeren Umfange nach, und thut sich kund in dem Gesetz und in derjenigen Form, die

sich gegenseitig bedingen und steigern, da nirgends in ihm ein Zufall waltet.

Nicht nur in dem beschränkten Kreise des Thales, oder des Gebirges, oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen diese gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichten ein, von ihrer Wiege bis auf unsere Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in dem einen oder dem andern Punkte dieser sich auszudrücken schein, oder ausgesprochen ward: so ist es doch eben so gewiß, daß dieser überall und zu allen Zeiten tiefer im Verborgenen wirkte, gleichwie der einst unbekannte Gott in einer höhern Welt, der doch auch vordem schon immer und überall gegenwärtig gewesen war.

Wie man diesen anfangs nur in seinen einzelnen Wirkungen erkannte und verehrte, ohne daß ihn selbst noch das sterbliche Auge erblickt hatte, so löset sich auch wohl einmal noch der Widerstreit tausendfältig zerspaltener Naturkräfte, der ihre Einheit für unsern Blick einstweilen verhüllende Nebel verschwindet, und diese tritt in den Gesichtskreis menschlicher Weisheit.

Mit diesem Glauben kann jedes Streben nach Uebersicht der Naturwirkungen in ihrem Zusammenhange, wie schwach es auch sein mag, wenn es nur von dem Geiste der Wahrheit geleitet wird, ersprießlich sein, und in dieser Hinsicht nur kann ein Versuch einer Länder- und Völkerkunde von den Zeitgenossen mit Liebe aufgenommen werden, wodurch sein Inhalt erst lebendig gemacht wird.

Nicht die Sache des einzelnen Menschen ist es, eine solche Aufgabe zu lösen, zu deren Ergründung mehr oder weniger jeder tiefere Mensch durch sein Leben selbst seinen Beitrag für das Wohl des nachfolgenden Geschlechts abgiebt. Nur an diese sich anzuschließen,

vermag er mit der ihm verliehenen Kraft, und im Gange treuer, historischer Entwickelung der Einheit des Gesetzes in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nachspüren.

Die Palme des Ruhms ist denjenigen Forschern als den Heroen der Historie zuerkannt, die selbst ausgerüstet mit tiefgreifender Seelenkraft und großer Charakterstärke, aus der Verwickelung der einzelnen Begebenheit, aus dem Gedankengange und der Geschichte des einzelnen Wesens, oder des einen Volkes, oder der Völkervereine, im Stande waren, die menschliche Natur in ihren bewußtlosen Tiefen bis zu ihren schwindelnden Höhen in ihren Thaten zu beleuchten und darzustellen, und durch ihre Nachweisung über den eigenthümlichen Entwickelungsgang zur Erreichung der größten nationalen und sittlichen Höhe für alle Völker der Erde zu unsterblichen Lehrern zu werden.

Vielleicht rückt einst die Zeit heran, in welcher gleich starke Naturen, indem sie mit ihrem Scharfblick zugleich die natürliche wie die sittliche Welt umspannten, und aus der Totalität ihrer welthistorischen Begebenheiten im Stande wären, von dem Verhältnisse Aller mit untrüglicher Sicherheit, wie jene hinauf, so herab zu steigen, aus diesem allgemeinen Gegebenen, den selbst zu setzenden, nothwendigen Entwickelungsgang jedes einzelnen Volkes auf der bestimmten Erdstelle vorherzuweisen, welcher genommen werden müßte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die jedem treuen Volke von dem ewig gerechten Schicksale zugetheilt ist.

Um einem so vielfach nachgestrebten und wahrhaft großen Ziele, der höchsten Aufgabe der Staatsweisheit, das in seiner ganzen Größe nur in den Gesängen der Propheten mit dem begeisterten Blick in die Natur und in die Geschichten aus einer dunkeln Vorwelt zu uns herüberleuchtet, um einem solchen verlor-

nen Ziele uns wieder anzunähern, kann eine der Vorbereitungen im Gebiete der Wissenschaften auch dieser Weg sein, welcher hier mit seinen Resultaten vor Augen gelegt wird.

Zwar anfangs, wie es scheint, weit umherschweifend, führt er doch von derjenigen Stelle, von welcher er ausgeht, menschlicher Weise zu sprechen, ziemlich gerade in die Richtung seines Gesichtspunktes, und wenn auch nicht hier bis zum letzten Ziele, so scheinen die Aussichten und Erkenntnisse, die bei dem Fortschritte auf ihm gewonnen werden können, nicht unerheblich zu sein. Ohne in das Endlose jeder einzelnen Erfahrung abzuirren, führt er nur schrittweise von specieller zu specieller Erfahrung, und wird so selbst zur Curve, die das allgemeine Gesetz ausspricht, durch welches die Mannigfaltigkeit der Erfahrung oder des Materiellen beherrscht, und für den höheren Zweck gehandhabt werden kann.

Aber nicht nur das allgemeine Gesetz einer, sondern aller wesentlichen Formen, unter denen die Natur im Größten auf der Oberfläche des Erdballs, wie im Kleinsten jeder einzelnen Stelle derselben erscheint, sollte Gegenstand der Untersuchung auf diesem Wege sein: denn nur aus dem allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche, kann die Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen aufgefaßt werden.

Und wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechtes durchaus ohne den Erdball gar nicht gedacht werden kann: so können auch der einzelne Mensch, ja das ganze von der Erde noch weit minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gefesselte Staat, ohne das Bewußtsein der rechten Stellung zu ihr nie zum vollen Einklange mit sich selber gelangen. Oder mit andern Worten, nur dieser Einklang zwischen Volk und Vaterland, zwischen Stellung des

Staats zur Natur, wie zum Menschenleben, oder zur Physik und Politik, hat eben von der einen Seite her in der Weltgeschichte das Blühen der Völker und Staaten bedingt und gefördert.

Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer jugendlichen Periode der Vorzeit, bewußtlos, zugleich mit der organischen Entwickelung der Völker hervorquillt, da muß, wie in unserer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklangs, die ewige Tetractys, als der unsterbliche Quell aller Harmonie, durch ernste Wissenschaft erforscht, und in das Bewußtsein eingetragen werden.

Was nun die Gliederung aller Elemente eines Volkes betrifft, so giebt es dafür keine allgemeine Regel. Nomadische Völker entbehren beinahe aller Gliederung, die Elemente der Familie sind bei ihnen die Hauptsache: Der Vater, als Herr und Haupt, die Frau, die Kinder, die Knechte; bei manchen dieser Hirtenvölker finden wir noch einen Oberherrn, einen Aeltesten, einen Fürsten, oder wie wir seine Würde nennen wollen, der zugleich das Richteramt führte; die kriegerische Seite ist bei diesen noch nicht ausgebildet, wohl aber bei den Jägervölkern, hier ist der Stärkste, der Kühnste der natürliche Fürst und das Kriegsoberharpt.

Eine bestimmtere Gliederung erhalten die ackerbauenden Völker mit festen Wohnsitzen. Wir finden die Keime eines gesellschaftlichen Systems fast bei allen Völkern dieser Gattung einander gleich. Und wir können hier beispielsweise bei den germanischen Völkern den Prozeß ihrer Entwickelung verfolgen.

Wie aus dem Keime die Pflanze, wie aus der Pflanze die Knospe, aus der Knospe die Blüthe in kaum wahrnehmbarem Wachsthume sich entwickelt, wie eins in dem andern schlummerte, erwachte, erstand, so geht es auch mit dem Wachsthume der Völker.

Strenge Kritiker werden den Versuch, diesen Prozeß bei den Germanen zu verfolgen, bei dem Dunkel der ersten Nachrichten, ja selbst dem unzweifelhaften Mangel fester Uebergangspunkte, tadeln; allein man darf auch den Schriftsteller nicht zu sehr beschränken, und für seine Aufgabe ist es von großem Interesse, die Entwickelung des ersten Naturkeims der Familie in die bürgerliche Gesellschaft und den Staat wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit anzudeuten.

Es läßt sich kaum daran zweifeln, daß in der Zwischenzeit zwischen Cäsar und Tacitus, unter dem Einflusse des Romanismus, der Deutsche schon Fortschritte in der Arrondirung seßhafter staatlicher Verhältnisse gemacht habe.

In Cäsar's Berichte treffen wir noch unentwickelte Naturkeime.

Das Geschlechtersystem eines Nomadenvolkes in seiner natürlichen Absprossung begründet das Verhältniß der Stämme und Familien (gentes cognationesque) und in den principes sind die Patriarchenfamilien unverkennbar. Sie vertheilen alljährig die Aecker unter die Stämme und Familien, schlichten ihre Händel und treten, sobald der Krieg ausbricht, als Volksmagistrat an die Spitze. Abgesehen von dem Volkskriege rufen sie auch wohl als Stammhäupter (principes) zu einem Beutezuge (latrocinium) auf; und die streitlustige Jugend ihres Stammes schaart sich um sie, wie die Glieder einer Parentel, zu unverbrüchlichem Schutz und Trutz; auch hier ist das Band der Natur durch die Sitte geheiligt.

Dem Ackerbaue feind bestand die Würde eines Volksstammes in großen Hutedistrikten; der Verkehr mit Kaufleuten beschränkte sich fast allein auf den Verkauf ihrer Kriegsbeute.

Man betete die Naturkräfte an.

Bei Tacitus treffen wir diese Keime schon mehr entwickelt zu einem staatlichen Organismus; die Familien haben sich angebaut und sind dadurch zu einem Hause vereint. Dem Anbaue lag kein vorbedachtes System zu Grunde; „Tac. cap. 16.: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit," allein das System war wohl durch die Verwandtschaft der Sippen vorgezeichnet; der Nachbarschaft mochte daher ein inniger Verband der Blutsverwandtschaft zu Grunde liegen, so wie andererseits die Nachbarschaft in der Verwandtschaft der Interessen einen innigen Verband begründete.

Das Nachbarrecht wurde damit die erste Basis des Staatsverbandes; die Nachbarn erscheinen vereinigt in Ortschaften unter einer bestimmten Obrigkeit.

Das gemeinsame Gebiet nahm damit den Charakter einer Gemarkung an.

Nach Tacitus ist zwar der Nomadenreichthum noch das Vorherrschende; allein schon hatten Gold und Silber bei ihnen Eingang gefunden, und wenngleich im Allgemeinen wenig geachtet, so hatten doch die dem Rheinufer Nächsten diese Metalle in einem gewissen Preise, sie kannten und nahmen sogar Geld, insbesondere aber gewisse alte Geldsorten, wenngleich die erwerbende Kraft des Geldes, der Kapital- nebst Zinswucher, noch unbekannt ist.

Die Hauptsache aber ist der Fortschritt des Ackerbaues; es haben sich dafür gewisse, zwar einfache, aber doch bewußte Regeln gebildet; sie lassen auf ein festes Besitzthum schließen, welches sich aus der Anrottung und dem Besitzstand in der Gemeinheitstheilung wenigstens sehr leicht entwickeln konnte und mußte.

Ich kann, sagt Sternberg, die Ansicht Justus Möser's, osnabrück'sche Geschichte §. 5, daß Tacitus diese Stelle der Schilderung Cäsars VI. 22.

nachgebildet habe, schon deshalb nicht theilen, weil sich dieses Verhältniß der Wechselgrundstücke noch sehr häufig erhalten hat, und obendrein mit Momenten, welche an dem hohen Alter solcher Rechtsgewohnheiten nicht zweifeln lassen.

Ohne über den Sinn der Stelle absprechen zu wollen, so möchte doch folgende Auslegung Vieles für sich haben. Es ist zu unterscheiden zwischen Ackerland (ager in diesem Sinne) und Wiesen (arva).

Das in der Nähe der Gehöfte gelegene Ackerland war in den Sonderbesitz der Nachbarn übergegangen und man hatte die Aeckervertheilung nur bei dem zerstreuten Ackerlande (camporum spatia) beibehalten, mit der Modification, daß a) die Vertheilung zwar periodisch, aber nicht gerade alle Jahre, sondern nach gewissen landwirthschaftlichen Regeln geschah, mithin auch b) die Güte des Bodens (secundum dignationem) in Betracht gezogen wurde.

Die Wiesen (arva) dagegen wurden nach wie vor (zum Zwecke der Aerntung des Winterfutters) alle Jahre vertheilt, und es blieb eine Fläche, Acker (ager in diesem Sinne) übrig. — Wozu? Vielleicht enthält folgende Rechtsgewohnheit den Schlüssel:

In Oberhessen bleibt nämlich bei der Verloosung der Wiesen, wo diese in Gebrauch ist, eine Wiese zur Unterhaltung des Faselochsen übrig; diese Faselochsenwiese ist auch da geblieben, wo alle sonstigen Aecker und Wiesen in das Sondereigenthum übergegangen sind; sie bildet einen Theil der gemeinen Gebräuche und es erhält sie der, welcher das Zuchtthier hält.

Die hieraus fließende Auslegung hat mindestens so viel für sich, als die sehr gewagte Annahme, daß das „arva per annos mutant et superest ager“ auf die Dreifelderwirthschaft zu beziehen sei.

Mit der Entwickelung seßhafter Verhältnisse mußte

nun auch das Verhältniß der principes sich verstaatlichen.

Die ältesten Patriarchenfamilien wurden gleichsam die Dolmetscher der Gottheit, es entwickelte sich ein Religionsgeheimniß, ein Kultus, was wieder auf die Concentration des Staatslebens Einfluß haben mußte.

Die jüngeren Patriarchenfamilie trugen den Ruhm der Waffen; es entstand ein geistlicher und weltlicher Adel, innig verflochten.

Die Gefolgeschaft umgab nun als Pomp und seinen Winken dienende bewaffnete Macht den Fürsten auch im Frieden; die Fürsten hatten ihren eigenen Hofstaat und zahlreiche Dienerschaft.

Die Annahme, daß sie ein größeres Besitzthum haben mußten, liegt daher sehr nahe; es ist nicht unwahrscheinlich, daß zu dem Besitzthume des Adels schon früh Wälder, Jagd und Fischerei gehörten, ja wir sehen schon, nach Tacitus, nicht undeutlich Herrenhöfe an die Spitze zinspflichtiger Höfe treten, welche eben deshalb zu dem Herrenhofe gehörten (Hörige), von demselben abgelassen erschienen (lassi).

Wo nun in einer Gemarkung alle Höfe hörig waren, da trat der Herrenhof natürlich an die Spitze des Markgenossenverhältnisses; wo freie Höfe waren, bildeten diese allein oder in Verbindung mit den hörigen Höfen die Markgenossenschaft, die Gemeinde. Der Herrenhof, welcher sich vorfand, gab dazu eine natürliche Präsidentschaft, und selbst freie Höfe brachten daher dorthin freiwillige Steuern.

An den Herrenhof kamen die Gesandtschaften und flossen die Geschenke fremder Völker.

Dieses Verhältniß der Herrenhöfe mit ihren abhängigen zinspflichtigen Höfen einerseits und der freien Höfe andererseits hatte zweifelsohne auf die Entwickelung des Gemeindeprinzips selbst einen

bildenden Einfluß; das Nomadenelement selbst nahm den Charakter einer Gemeindeeinrichtung an.

Das gesammte Verhältniß der Fürsten prägt sich hiernach schon in einer in den Organismus des Grundbesitzes eng verflochtenen staatlichen Gestalt aus; daß sich ihre Stellung zu der Volksgemeinde und dem Volksheere regelte und die schon von Cäsar bekundete Art der Friedensstiftung den Charakter eines Friedensgerichts annahm, stand hiermit in engstem Zusammenhange.

Der Begriff des Adels selbst konnte hiernach schwankend werden.

Tacitus gebraucht den von Cäsar auf das Verhältniß der Patriarchen bezogenen Ausdruck principes schon vermischt, bald für das Amt, bald für den Adel; der Ausdruck rex scheint zuweilen nur den Gegensatz des Geschlechtsprinzips zu dem damit verbundenen Amte auszudrücken, an die Stelle des von Cäsar gebrauchten Ausdrucks magistratus (Königsmagistratur) tritt der Ausdruck dux.

Die Crystallisation der Geschlechter mit dem Grundbesitze war es, woraus die bürgerliche Gesellschaft hervorging; aus ihrem Organismus selbst sproßte die erste kindliche Rechtsregel.

Wir haben diese Rechtsregel zu suchen: in der Familie, deren Besitzthum in dem Stammsitz mit den zugehörigen Grundgütern und in dem Antheil an der gemeinen Mark besteht. Die Blutsverwandtschaft vereinigte sich zu einem Hause, welches die Rechte seiner Glieder schützte und für die Verletzung derselben Sühne forderte. Der Hausvater hatte Gewalt über das Gut und Alles, was darauf lebte, aber er hatte auch die Pflicht des Schutzes und mußte deshalb wehrhaft sein. Unter seiner Gewalt standen die Söhne bis zur Aufnahme in die wehrhafte Genossenschaft, die Tochter bis zu ihrer Verheirathung.

Letztere geschah durch den feierlichen Weinkauf, durch welchen die Frau aus ihrer Familie in die ihres Mannes entlassen, aber zugleich in die Herrschaft ihres Mannes geführt wurde, indem auch ihr zum Zeichen derselben Waffen übergeben wurden. (Tacitus sagt von diesem Gebrauch: Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert — munera non ad delicias muliebres quaesita, nec quibus nova nupta comatur [also kein Schmuck] sed boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque.) Die deutsche Frau hatte im Gegensatz zu den Frauen der nicht germanischen Völker die Stellung einer Hausfrau, und Mann und Weib war ein Leib.

Die übrigen Rechtsverhältnisse der altgermanischen Völkerschaften waren gleichsam eine Nachbildung der Natur der Familie. Sie gründeten sich zunächst auf die Treue und fanden ihren Ausdruck in den Gefolgeschaften, und auf das Wechselseitigkeitsverhältniß, woraus die Rechte und Pflichten der Entschädigung für erlittenen Schaden am Eigenthum entsprangen. Dieselbe Gliederung, wie bei der Familie, finden wir in den Gemeindeverbänden, und in den Markgenossenschaften und Gaugebieten. Jeder Gaugenosse hatte Theil an der gemeinen Mark nur nach gewissen Abstufungen. Die privilegirte Klasse der Freien bildet der Adel. Nach Tacitus gab es verschiedene Geschlechter (gradus), welche kriegerisches Dienstgefolge unterhielten. Aus bestimmten Geschlechtern wurden die Könige gewählt; zu Heerführern (duces) ersah man außerdem Männer von persönlicher Auszeichnung. Die obrigkeitlichen Personen wurden von der Volksgemeinde gewählt, doch war man bei den höheren Stellen (den principes) an den Adel gebunden, und nur die niederen Beamten (centeni comites) gingen aus dem

Volk (ex plebe) hervor. Die letzteren traten zu den ersteren in ein ähnliches Verhältniß, wie die Gefolgschaften zu den Gefolgeherren. Die principes konnten geringfügigere Sachen für sich selbst abthun, wichtigere mußten sie vor die Volsgemeinde bringen.

Außer dem weltlichen gab es einen geistlichen Adel. Dieser ging, nach Tacitus, aus den Priestern hervor, die die Glaubensceremonien leiteten, und die Gewalt der Heerführer in so fern beschränkten, als keine Leibesstrafe verhängt werden durfte, außer mit ihrer Genehmigung, damit die Strafe als eine von Gott befohlene erscheine. Auch in den Volksversammlungen hatten sie das Amt der Friedensstiftung bei ausbrechenden Streitigkeiten.

Ueber die fürstliche Polizeigewalt, die Gerichtsbarkeit der Volksgemeinde, die Gerichtsbarkeit der Fürsten sagt Sternberg in gedrängter Kürze Folgendes: „Der Umfang der fürstlichen Polizeigewalt läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen, indeß führen doch einige Argumente darauf hin. Dazu gehören: die Aufsicht über die Fremden und das Herbergirungswesen, die Feldaufsicht, der Straßenschutz und insbesondere die Aufsicht über Oeffnung und Schließung der Feldweg. Nach Tacitus wurden vor die Volksgemeinde folgende Sachen gebracht: 1) gewisse Kriminalverbrechen. Es wurden nämlich Verräther und Ueberläufer an Bäumen aufgehängt, Corpore infames (unnatürliche Laster) in Moor und Sumpf gestürzt und mit Reiswerk überdeckt, und mit derselben Strafe auch Feige und Unkriegerische belegt. Tacitus führt zur Erklärung der Verschiedenheit in den besagten Fällen an, daß man bei Verbrechen ein Exempel habe statuiren, Laster aber habe verbergen wollen, um die Ansteckung zu verhüten. Es wurden 2) aber auch gewisse geringere Vergehen dort gestraft nach einem gewissen Strafmaaße,

nämlich nach der Zahl der Pferde, des Viehes (Rindviehes). Von der Strafe fiel ein Theil dem Könige oder dem Gemeinwesen (Staate), ein Theil dem Ankläger oder dessen Verwandten zu. Endlich 3) die feierliche Bewaffnung der jungen Männer.

Wir wollen die Punkte rückwärts beleuchten. Die Rechtsfähigkeit beruhte auf der Theilhaftigkeit an der gemeinen Mark. Die Uebergabe der Waffen war eine symbolische Handlung der Aufnahme darein. Der junge Mann wurde aufgenommen in die wehrhafte Genossenschaft (Landwehr) und ihm damit der Eintritt in die Rechte des Vaters verbürgt; er war nun schon Theil des Gemeinwesens (reipublicae), Miteigenthümer der Mark, wenn gleich die Civität, das an das Gemeindstheil geknüpfte Stimmrecht, noch dem Vater zustand.

Ganz mit Unrecht hat man die unter 2) bezeichneten Vergehen auf das Wehrgeld bezogen; es sind hier Vergehen gemeint, welche das Verhältniß der gemeinen Mark betheiligten, Hutfrevel, Forst- und Feldfrevel. Diese gehörten nun auch vor die Volksgemeinde. Es hatte sich ein Tarif, namentlich nach der Anzahl der Pferde oder des sonstigen Viehes, welches den Schaden gethan hatte oder verletzt war (ächtes Nomadenelement), gebildet. Es lag im allgemeinen Interesse, daß der Angeber einen Theil der Strafe erhielt, während der andere als Buße und Schadenersatz an den König oder Staat fiel. Wir hätten hier also unsere heutigen Rügegerichte. Und wo wäre ein Theil Deutschlands, wo sich nicht Bruchstücke davon fänden?

Ueber Mark-(Holz-) Gerichte s. Möser l. c. §. 10. Wiesengerichte fanden sich bis zur westphälischen Zeit in der Au bei Niederwetter. Ueber allgemeine Rügegerichte (Pan-Ban-Taidinge), Bergtaidinge (für den Weinban), Fischer- und Ufertaidinge (an der Donau),

Forst- und Waldtaidinge berichtet J. P. Kaltenbaeck in den österreichischen Rechtsbüchern des Mittelalters, erste Reihe: Pan- und Bergtaidingbücher unter der Enns (Wien, 1846). S. übrigens v. Löw, über die Markgenossenschaften, S. 191. Grimm, Rechtsalterthümer, S. 528 ff., 831 ff. Maurer, Geschichte des altgermanischen und namentlich altbairischen öffentlich mündlichen Gerichtsverfahrens, S. 98 und 102. Ueberall dieselbe Regel und welche Strenge! S. Möser, l. n. not. e: „Man soll ihm seinen Brunnen zerschlagen und ihn von aller Gemeinschaft ausschließen" (nämlich den hartnäckigen Uebertreter).

Wie kommt es, fragt Sternberg in Bezug auf Obiges, daß ein solches tieffühlendes Volk Mangel an Muth unter die Verbrechen setzte? Das entsprang nicht bloß aus der Gesammtsicherheit der Mark, des Vaterlandes, sondern man sah in der Feigheit das Zeichen des Verbrechens (denn daß man Gebrechliche geopfert hätte, davon steht doch nichts geschrieben). Wie aber der Verurtheilung ein tiefer religiöser Sinn zu Grunde lag, das wird sich unten zeigen.

Bei Verräthern war es auch nicht die kalte Befürchtung der Entnervung, sondern das Gottesurtheil, welches die furchtbare Strafe der Vernichtung des Wesens zur Folge hatte. — Hallunken knüpfte man auf; die Gottheit gab Andern daran ein Exempel.

Der Beweis für diese Auffassung der Sache findet sich bei Tacitus Cap. 7: „Ceterum neque animadvertere, neque vincire, neque verberare quidem nisi sacerdotibus permissum: non quasi in poenam nec ducis jussu, sed velut Deo imperante."

Selbst das Kriegshaupt durfte sich also nicht an seinen Untergebenen vergreifen, ohne daß der Prie-

ster es gestattete. Verrätherei und Ueberläuferei gehörten aber doch wohl vorzugsweise zu denjenigen Verbrechen, von welchen Tacitus hier redet. Wenn dabei im Kriege eine Gestattung des Priesters nöthig war, um wie vielmehr im Frieden! Unter denselben Regeln standen natürlich auch die übrigen erwähnten Verbrechen.

Die Sache stellt sich also so dar: der Priester sprach den Bann (das Gottesurtheil) aus; dann schritt die weltliche Obrigkeit ein; der Verbrecher war vogelfrei und wurde, je nach seinem Verbrechen, in den ersten besten Sumpf gestürzt oder aufgeknüpft. — Allein wie wurde das Gottesurtheil gefunden? Dadurch, daß man die Götter befragte (Tac. cap. 10).

So hätten wir also drei charakteristisch verschiedene Geschäfte der Volksgemeinde vor uns: die Vollziehung des Gottesurtheils, die Ausstoßung des Verbrechers aus der Gemeinschaft, seine Vernichtung; die Markrügen, und endlich die Aufnahme in die Genossenschaft.

Eine andere Bewandtniß hat es mit der Jurisdictionsgewalt der principes. Die Urtheile, welche die letzteren mit ihren centeni comites fällten, waren im Grunde Civilurtheile (Vergleichsgerichte); sie maßen das Mein und Dein ab, und dahin gehörte auch das Wehrgeld; es war die Sühne des Friedens. Mit dem eigenthümlichen Wesen dieser Gerichte als Vergleichsgerichte stand nun, so scheint es, das Verfahren im engsten Zusammenhange. Die centeni comites, unter dem Vorsitze des princeps, sprachen das Urtheil nach der Billigkeit: „Plusque ibi boni mores valent, quam alibi boni leges“ (Tac. cap. 19.). Indeß war es natürlich, daß sich hier, gleichwie bei den Markrügen, bald ein Maßstab bildete, je nach den Körperverletzungen ꝛc. Das Schuldig ergab sich von selbst aus dem Beweisver-

fahren. Das Gottesurtheil ist auch hier der entscheidende Gesichtspunkt, vorausgesetzt, daß man das eidliche Zeugniß dahin rechnen darf.

Der Angeklagte hatte das Recht und die Pflicht, seine Unschuld zu beschwören; allein damit genügte es nicht, es mußte seine eidliche Aussage durch die eidliche Aussage einer nach Gebrauch (Gesetz) oder vom Richter bestimmten Anzahl solcher Leute, welche zunächst Kunde von dem Verbrechen haben konnten, bestärkt werden (Eidhelfer). Sehr deutlich tritt dieses hervor in dem Falle, wo Jemand in einer Rauferei erschlagen wurde. Hier durfte der Ankläger eine bestimmte Anzahl herausnehmen, und wechselnd schwuren sie als Angeklagte und Eidhelfer. Damit steht denn auch die Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Haftung für das Wehrgeld in Verbindung.

Die Aussage der Eidhelfer entschied nun über das Schuldig oder Unschuldig. Waren diese in ihrem Gewissen noch zweifelhaft, so konnten sie Zeugen fordern, welche ihre Ueberzeugung verstärkten und auf Verlangen des Angeschuldigten durch den (mit Polizeigewalt versehenen) Gerichtsvorstand geladen werden mußten. Gegen Mißbrauch der Anklage sicherte der Calumnieneid.

Wie aber schloß sich diese Gerichtsinstanz nun an die der Volksgemeinde an? fragt Sternberg. Dadurch, daß princeps und centeni comites Ausschüsse der Volksgemeinde waren und letztere nöthigenfalls die Execution vollzog. Widersetzte sich der Angeklagte, so brach er den Landfrieden, das Schutz- und Trutzbündniß der Gemeinde trat ein; er kam in die Acht, wurde Reichsfeind (proditor) und verfiel als solcher dem hohen Kriminalgerichte (Fehm) der Priester und der Volksgemeinde.

So hätten wir nun hier den Gesichtspunkt vorläufig angedeutet, auf welchen sich die Gerichtsbarkeit

der Gemeinden im Kleinen wie im Großen zurückführt; es ist der Gesichtspunkt des Friedens, zunächst des Mark- und Landfriedens, und hierin ruht der Gegensatz zu der Gerichtsbarkeit der principes und centeni comites.

Es läßt sich deshalb auch annehmen, daß alle gemeinen Rechtsverhältnisse von den principes und centeni comites nach einförmiger Regel geschlichtet wurden.

Wollte man jedoch ein Rechtsverhältniß besonders auszeichnen, so erklärte man es für befriedet, und hiermit trat es unter den besonderen Schutz der Volksgemeinde.

Diese Frieden, welche zugleich die Herrschaft der der Familie und die persönliche Freiheit begrenzten, beruhten

1) in der Rücksicht auf das Gemeindewohl. Das war der Gemeinde- oder Markfriede; er umschloß, wie oben bemerkt, natürlich zunächst die Sicherheit des Eigenthums, insonderheit des weidenden Viehes.

2) Der Landfriede; er schützte die Ortschaften.

3) Der Friede der obrigkeitlichen Burgen und Stätten (Königsfriede — Herzogsfriede — früher Prinzipatfriede). Hieran schloß sich nun

4) eine Reihe von Specialfrieden für unter den besonderen Schutz der Gesetze und der obrigkeitlichen Gewalten gestellte Personen und Gegenstände.

Vor Allem trat hierin auch durch das Prinzip des Hausfriedens die herrschaftliche Gewalt des Hausvaters unter den Schutz der Gesammtheit. Alle Schwachen und Schutzbedürftigen, namentlich Frauen und Jungfrauen, genossen den Schutz, den Frieden des Gesetzes.

Der wehrhafte freie Mann hatte auf einen besonderen Frieden nicht Anspruch, er mochte sich selbst ver-

meiden; aber auch er ist gesichert durch den Frieden des Gesetzes bei Lähmung seiner Kraft, z. B. durch Binden.

Eine besondere Ehrfurcht und folgeweise ein besonderer Friede gebührte den Todten.

In der ganzen Natur giebt es männliche und weibliche Kräfte. Die weibliche Kraft ist das tragende Prinzip; voll Liebe, nimmt es lebensprossend die Befruchtung auf. Je ferner die Verwandtschaft, desto inniger die Vereinigung. Pflanzen- und Thierwelt enthalten hierfür nicht mindere Belege, als die Geschichte der Menschen, der Völker.

Die Völkerwanderung lagerte drei große Schichten der Racen ab: Romanen, Germanen, Slaven. Romanen und Slaven sind bezeichnet durch die mechanische Herrschaft des Gesetzes, der Germane durch den organischen Freiheitsbegriff. Eine Innigkeit ohne Gleichen durchdringt sein ganzes Rechtsleben, mit jugendlicher Phantasie erfaßt er jede großartige Idee.

Es hält nicht schwer, in dem Germanen das weibliche fruchttragende Lebensprinzip zu erkennen; von Romanen und Slaven erhält es gleichsam die Weihe der gesetzlichen Regel, oder, um andere Worte zu gebrauchen, der Organismus des Keims erhält seine mechanische Gestaltung. Römische Kirche, römisches Recht, ja selbst die aus dem Rythmus des letzteren geflossene Regel des Constitutionenrechts, bezeichnen eben so viel Epochen des germanischen Lebens, und das slavische Element erfüllte die trägen deutschen Verhältnisse mit einer neuen Spannkraft in der preußischen Monarchie.

Immer aber behauptete das deutsche Mutterland seine Eigenthümlichkeit; es wurde nur aus der innerlichen Tiefe, dem Reichthume seines Gemüths, ein Lebenskeim nach dem andern entfaltet. Eichhorn,

v. Savigny, Gaupp, Löbell und Andere haben den Entwickelungsprozeß der germanischen Ansiedelungen auf römischem Boden verfolgt. Aber wurde das deutsche Mutterland davon berührt? Erst mit dem Durchbruche des Christenthums, mit der Befestigung des Königsthums traten die dort lebenden Stämme in das neue System. Langsam, kaum merklich, erwachen sie aus den spielenden Träumen der Kindheit.

Auf Deutschland ohne Weiteres die Gestaltungen jener auf römischem Boden gegründeten Wanderstaaten zu übertragen, das ist um so gefährlicher, als sie meist ephemere Erscheinungen waren und erst mit dem Frankenreiche die Gesittung sich befestigt. Dem Plane dieser Encyclopädie entsprechend, können wir uns hier damit begnügen, einen Blick auf den Rythmus dieser Staaten zu werfen.

Es liegt in der Natur der kriegerischen Gewalt, daß sie sich zur monarchischen Form verkörpert; die Heerführer werden zum Kriegsrathe, das Volk wird zur Armee, das Gericht zum Standrecht. Wird das Heervolk seßhaft, so drückt es seine Gestalt wieder dem Staatsleben ein.

So sehen wir also überall denselben Bildungsprozeß. Der Heerführer wird zum König, die Unterführer bilden seinen Adel, das Heer löst sich auf und entnimmt aus dem Organismus des Heerzuges den Keim zu den Ständeklassen; so bricht sich ein dem heimathlichen Volksorganismus zwar verwandtes, aber doch modificirtes System Bahn. Es stufen sich die Abhängigkeitsverhältnisse ab.

Nichts lag näher, als die Elemente der unterjochten Römer in einer ähnlichen Stufenfolge aufzufassen als die der Deutschen. Je nach ihrer Stellung, ihrer Bildung traten sie in ein, dem Adel, **Romani convivae Regis**, dem gemeinen Freien, **Romani**

possessores, dem Abhängigen, Romani tributarii, ähnliches Verhältniß.

Der Uebertritt der Germanen zum Christenthume mochte hauptsächlich auf dem Priesteradel beruhen, und so trat auch von diesem Standpunkte aus die Stellung der Römer und Germanen sich entgegen. Sehr begreiflich daß auch die gesammten Ständeverhältnisse in Gährung geriethen, und dazu trug noch der Umstand bei, daß, zweifelsohne belebt durch das römische Beamtenwesen, ein neues Verhältniß die Stufe seiner Entwickelung beschritt; nämlich das Ministerialverhältniß.

Wir wollen die vornehmlichsten Elemente im Einzelnen betrachten.

Aus der Vertheilung eroberter Districte durch den König an die Unterführer bildete sich das Lehnswesen. Das Herzogenamt war eine Friedenswürde unter königlicher Oberleitung. Auch bildete sich ein Verwaltungspersonals des Königs in einer gewissen Stufenfolge: der Marschall, Kämmerer, Truchseß und Schenk des Königs.

Nachdem sich auch aus einer Verschmelzung des alten Priesteradels nach der Annahme des Christenthums ein deutscher geistlicher Stand entwickelt hatte, ergab sich für die Gemeindeverfassung ein neues Verhältniß aus den kirchlichen und weltlichen Beziehungen. Die Gemeinden wurden den Kirchensprengeln einverleibt, während auch die alte Markenverfassung sich erhielt oder nachgebildet wurde. Außerdem trat das Volks- und Hofrecht sich einander gegenüber.

Ueber die Gerichtsverfassung sagt Sternberg in den §§. 37 bis 42 seiner Staats- und Rechtsgeschichte Folgendes:

§. 37. Bei den Heerzügen ging natürlich der Organismus der heimischen Gerichtsverfassung großen-

theils zu Grunde; an die Stelle der centeni comites traten erwählte Schöffen, unter Präsidium eines Heerführers. Diese Einrichtung verkörperte sich nun in der Staatsform, und so scheint mir ein Institut entstanden zu sein, welches zwar unter verschiedenem Namen, z. B. bei den Franken rachimburgi, bei den Alamannen und Baiern judices vorkommt, allein doch dem Wesen nach dasselbe ist. Denken wir nun die hinzutretende königliche Controlle und Bestätigung der Volkswahl, so haben wir, so scheint es mir, die späteren scabini — und der Romanismus scheint auf Entwickelung dieses Verhältnisses sehr stark hingewirkt zu haben.

Eine solche Einrichtung konnte nun allgemach alle anderen Gerichtseinrichtungen verdrängen, und sie hat das wenigstens insofern gethan, als bei allen Verzweigungen der Gerichtsverfassung, welche der Durchbruch der Lehensidee vermittelte, die Schöffen vorkommen.

Allein aus dem Umstande, daß durch die Entwickelung des Lehengebäudes das Individualprinzip im Gerichtsleben sich Bahn brach, erklärt es sich, daß in der Heimath in gewisser Hinsicht die Gerichtsbarkeit der Volksgemeinde sich erhielt.

Wenn nämlich auch der Blutbann der Volksgemeinde auf den König überging, so behauptete sich die Gerichtsbarkeit der Volksgemeinden doch noch in Betreff der Uebertragung des Grundeigenthums, insbesondere aber in Betreff der Markrügen. Wenn aber die Grafen in das Verhältniß königlicher Beamten kamen, so waren durch dieses Präsidium die Markgerichte an den Staatswagen gefesselt, so wie anderseits in der Stellung der Grafen als Vorsteher der Gemeinde sich eine Art von Volksrepräsentation gegenüber dem Könige entwickelte. Die Grafen unter-

scheiden sich eben hierdurch sehr scharf von den Ministerialen.

§. 38. Ueber das Alter der Volksrechte herrschen sehr viele Zweifel; sie fallen großentheils erst in die Zeit des Frankenreichs, und selbst die älteren Gesetze unterlagen mannigfachen Revisionen und Zusätzen; da es hier aber auf die Sammlung der Elemente ankommt, so ist hier nur der Eintritt in das System der entscheidende Gesichtspunkt.

In dieser Hinsicht können wir nun zwei Gruppen unterscheiden:

1) Solche, welche unter der unmittelbaren Anregung des Romanismus zu Stande kamen. Dahin gehören: a) die Gesetzbücher der Gothen, und zwar der Westgothen (l. Wisigothorum) und der Ostgothen (Edictum Theodorici); b) die Gesetzbücher der Franken, und zwar der Salier (l. Salica) und der Ripuarier (l. Ripuariorum); c) der Burgunder (l. Burgundionum); d) der Baiern (l. Bavariorum); e) der Alamannen (l. Alamannorum).

2) Solche, deren Aufzeichnung mittelbar durch das Herrschaftsprinzip der fränkischen Monarchie befördert wurde: a) der Friesen (lex Frisionum), b) der Sachsen (lex Saxonum), c) der Thüringer (lex Bngliorum et Werinorum h. e. Thuringorum).

Theils dem ersteren, theils dem letzteren Reigen gehören an die mehr eine Sammlung von Kapitularien bildenden longobardischen Gesetze.

Von sehr verschiedenen Standpunkten aus erhielt die Aufzeichnung der Volksrechte Beförderung: 1) der König erhielt darin eine feste Regierungsregel, 2) der Adel und der Freie sicherten ihr Stammrecht, 3) die christliche Kirche erhielt Gelegenheit, sich im Gesetz zu befestigen, und 4) der Römer sah darin den Sieg seiner Civilisation.

Man erkennt diese Elemente auch sehr deutlich in diesen Rechtsbüchern.

§. 39. Das für das deutsche Recht bei weitem wichtigste Gesetzbuch ist die lex Salica, und wenn aus ihr dieser lebensfrische Athem weht, so hat dieses darin seinen Grund, daß dieses Gesetz die Bestimmungen noch in dem Organismus des altgermanischen Systems giebt.

In dem tit. 1. de Mannire tritt der Königsbann als Repräsentation des Volkswillens an die Spitze; aber der freie Mann ladet den Angeklagten noch selbst vor Gericht unter Königsschutz.

Nun tritt in den titt. 2—11 der Markfrieden hervor; daran schließt sich titt. 12—19 der Landfrieden; titt. 20—46 kamen, das ersehen wir aus dem Dithmarscher Landrechte sehr klar, Specialfrieden, untermischt mit gemeinen Compositionen; endlich kommen Bestimmungen über das Verhältniß der Gemeinde, der Familie, ihre Verkehrsverhältnisse, die obrigkeitlichen Gewalten.

Die lex Ripuariorum dagegen tritt mit dem herrischen Machtbefehle hervor; ähnlich die lex Burgundionum.

In der lex Alamannorum, der lex Bavariorum ist ein Uebergewicht der Kirche einerseits und der volksthümlichen Herzogsgewalt andererseits unverkennbar; aus der lex Wisigothorum, dem Edictum Theodorici und einem Theile der longobardischen Gesetze blickt der Takt der Römer.

Man sieht deutlich in den unter den fränkischen Machthabern errichteten Rechtsbüchern der lex Frisionum, lex Angliorum et Werinorium, hoc est Thuringorum, lex Saxonum das legislative Prinzip der lex Ripuariorum sich befestigen.

§. 40. Die Concentration des Volks unter einer gemeinsamen Königsgewalt ließ natürlich noch den

allgemeineren Kreis der königlichen Gesetzgebung entstehen.

Allein auch hier schien sich nur das gesammte Volk zu einem großen Kreise gruppirt zu haben, und der König erschien in den Capitularien nur als Vollzieher der Beschlüsse des Volks, resp. seiner Repräsentation. Während nun die Volksrechte die Erhaltung des älteren Organismus sicherten, bahnte sich in den Capitularien die neue Zeit an.

§. 41. Mit dem Umsichgreifen eines neuen, von den römischen und kanonischen Regeln durchhauchten Rechtslebens wurden zu den Rechtsgeschäften Formulare Bedürfniß.

Die Geistlichkeit, als die einzige wissenschaftlich gebildete Klasse, erhielt hierdurch ein bedeutendes Uebergewicht und von ihr rühren die Formelsammlungen her, von denen die des Mönches Marculf die wichtigste ist.

§. 42. Hierzu kam aber das geistliche Recht, wohin, außer der heiligen Schrift und der Tradition, der Theodosianische Kodex und die älteren Kanonensammlungen gehören.

Wir haben nun die Gliederung des Volkslebens hier beispielsweise bei den alten Deutschen verfolgt. Es gehört nicht hierher, ausführlich den Gang der Geschichte zu verfolgen und nachzuweisen, wie diese Gliederung bis auf unsere Zeit nach und nach modificirt wurde. Wir deuten nur mit wenigen Zügen darauf hin. Der germanische Völkerstrom fand im Frankenreiche seine erste Concentration als zusammengesetzter Staatskörper mit selbstständigen Gliedern. Die Massen des Volkes sind unter eine gemeinsame Herrschergewalt gestellt, und wir unterscheiden nun das Königsthum, den Adel und das Vasallenthum. Der weltlichen Macht zur Seite trat die geistliche, es entstand die Lehre von den bei-

den Schwertern (im Sachsenspiegel I.). Karl der Große forderte vom Papste noch unbedingten Gehorsam und das Gelübde der Treue, wie von allen anderen Unterthanen. Sein System gliedert sich folgendermaßen. Das oberrichterliche Amt verwaltete der Pfalzgraf an Stelle des Kaisers, sein Fiskal war der Missus regis. Die Staatskanzlei bildete der Referendarius mit den untergebenen Kanzlern und Notarien: die Hof- und Domainenverwaltung lag in den Händen des Kämmerers, Marschalls, Seneschalls (Truchseß) und des Schenken. Die Herzöge und Kriegsobersten ernannte der Kaiser.

Nach Karl gewann das Feudalsystem die Oberhand; der Papalismus und das Kaiserthum traten sich entgegen, und Deutschland ward das heilige römische Reich deutscher Nation.

Kurz läßt sich die Zeit des Feudalwesens folgendermaßen charakterisiren: Das Gleichgewicht der weltlichen und geistlichen Macht kommt ins Schwanken; die geistliche Macht steigt zu übermäßiger Höhe; — der Kriegerstand kettet sich in den Kreuzzügen enger an die geistliche Macht; die Kaiserwürde wird der Tragkraft ihrer Glieder beraubt; im Bündnisse mit dem Papste wächst die Macht der Großen; — das Merkantilwesen giebt den Städten ein immer steigendes Gewicht; der niedere Mann wird sich seiner bewußt; die Poesie, früher getragen von der bildenden Kraft des Volkes, tritt auf die Lippe in der Kunstpoesie; die Philosophie nimmt einen neuen Aufschwung in der Scholastik; das Einigungswesen gruppirt die Individualitäten zu Massen und Mächten; Rechsquellen und Rechtsbegriffe erhalten, belebt durch die Wiederauffindung des römisch-justinianeischen Gesetzbuches wechselwirkend eine neue Gestalt.

Der Organismus des Volkes ward bestimmter gegliedert. Die Markgrafen, Herzöge ꝛc. wur-

den immer selbstständiger, das Beamtenthum wurde stehend und nach und nach erblich. Es bildeten sich Standesstufen: Semperfreie, Höchstfreie (ingenui), Mittelfreie (libertini) und freie Landsassen (liberi), Gebauern. Zu den ersteren gehören die königlichen Geschlechter, die Herzöge und Reichsgrafen, Bischöfe und Reichsäbte und die Freiherren. Zu der zweiten Stufe die, welche in einem vasallischen oder Ministerialverhältnisse zu den Semperfreien standen; zur dritten Stufe die Landbewohner, die keinen Schutzherrn hatten, also nicht unfrei waren. Zu den Unfreien zählten die Beisassen, das Hofgesinde, die Hörigen, die Zinspflichtigen und die Leibeigenen. Es entstanden die Gerichtsherrschaften; das Ritterthum, der Reichsheerschild vollenden das Bild des Feudalsystems. Der Sachsenspiegel schildert letzteren folgendermaßen: „Origenes weissaget hievor, das sechs welt solten sein, jede welt auff tausent jahr gerechnet, nach welchen sie wieder solten zurgehen. Nun ist uns kund aus der heiligen Schrifft, das an Adam die erste welt anfing, an Nohe die ander, an Abraham die dritte, an Moyse die vierde, an David die fünffte, an Gottesgeburt die sechste. In der siebenden sind wir nun ohne gewisse zal. Zu derselben weise sind auch die Heerschild und Stände der Ritterschaft ausgeteilet. Unter welchen der König den ersten hat, die Bischoff, die Ebt und die Ebtissin, die gefürstet sind, haben den andern. Die Leyenfürsten den dritten, seid sie der Bischoff Manne worden sind. Die Freyherren den vierden. Die Schöpfenbaren leut und der Freyherr Manne haben den fünfften. Ihre Man fortan haben den sechsten. Und als die Christenheit in der siebenden Welt keine bescheidene Zeit weis, wie lange sie stehen sol, Also weis man auch nicht an dem siebenden schilds, ob er Lehen oder Heerschildes Recht haben möge. Die Leyenfürsten haben aber den sech-

sten schild in den siebenden gebracht, seint sie worden sind der Bischoff Man, das ehe nicht wab. Und gleich als die Heerschild sich endern in den siebenden schild, also endet sich auch die Sip in dem siebenden glied. Nun mercke, wo sich die Sippe anhebet, und wo sie endet. An dem heubt soll man verstehen Man und Weib die ehelich und ehrlich zusammen kommen sind. In deß hals glied die Kinder, die ohne zweyung vom Vater und Mutter geboren sind, das ist, so geschwister sind von voller geburt. Ist aber einige zweyung unter ihnen, so mögen sie an einem glied nicht stehen, sondern schreiten fort baß in ein ander ferner glied. Nemen auch zwene Brüder zwo Schwestern, und der dritte Bruder sonst ein ander weib, ihre allerseits Kinder sind doch gleich nahe ein jetzliches daß andere erb zu nemen, ob sie einander ebenbürtig, das ist an der geburt gleich seind. Ungezweiter Brüder Kinder, die stehen an dem glied, da die schuldern und arm zusammen kommen, Also thun auch zwoer schwester kinder.

Dieß ist die erste Sypzal und grad des Erbganges, so man zu Magen freundschafft rechent, (Bruderkindt und Schwesterkindt). Inn dem Elenborgen stehet die andre, In dem gliede der Hand die dritte, In dem ersten glied des mittelsten fingers die virdt, in dem andern die fünffte, in dem dritten gliedt des Fingers die sechste, In dem siebenden stehet ein nagel und nicht ein glied, darum endet da die sip, und heißen weiter Nagelfreunde. Die zwischen dem nagel und dem heupt sich zu der sip zieben mögen an gleicher stadt, die nemen das erbe gleich, Der sich aber näher zu der sip ziehen mag, der nimbt das erbe den andern weiter zuvor. Die sip endet sich in dem siebenden gliede erb zu nemen. Ob nun wol der Babst erleubet hat sich mit einander zu verheirathen in dem fünfften grad, so mag er doch kein Recht setzen, da er

unser Land- oder Lehenrecht mit endern oder krencken möge."

Ueber die Kaiserwürde und das Königthum sagt Sternberg: Starb eine Reihe von deutschen Königen kinderlos, so trat solchergestalt der Fall ein, wo zur Wahl eines neuen Königs geschritten oder zwischen mehreren Kompetenten entschieden werden mußte. Aber auch in dem Falle, wo die Könige Kinder hinterließen, kam es bei den Gefahren, welche das Reich umdrohten, bei der kriegerischen Gestalt des ganzen Zeitalters, sehr darauf an, daß der Thronfolger auch ein tüchtiger Kriegsheld war. Die Könige selbst suchten daher vor ihrem Tode die Angelegenheit der Thronfolge zu ordnen, indem sie den Großen zu ihrem Nachfolger denjenigen ihrer Söhne empfahlen, welchen sie zum Regiment am tüchtigsten hielten. So wurde also auch in diesem Falle eine Art von Wahl vorgenommen.

Allein fassen wir das Verhältniß genauer ins Auge, so treffen wir darin im Grunde nichts, als die uralte Königskiesung, welche in die beiden Theile 1) der Legitimationsprüfung und darauf folgender Königsausrufung oder Proklamation Seitens der Großen, und 2) die Huldigung zerfällt.

Die Reichsregierung basirt sich auf dem Standpunkt der Volksgemeinden, d. h. der Reichsversammlung, diese zerfielen in Hoftage und Landstände. Die Kriegsverfassung war folgendermaßen gegliedert: Der Heerdienst geschah durch die Reichsstände, welche ihn durch ihre Ritterschaft und die Freien in den Städten und auf dem Lande leisteten, dergestalt, daß die Ritter wieder als Afterlehnsmannen durch ihre Unterthanen (Knechte) den Dienst thaten, und dann durch die dem Reiche unmittelbar unterworfenen Stadt- und Landgemeinden, unter Führung der Reichsvoigte.

Von den deutschen Gemeinden haben sich in ihrer Urgestalt die Ditmarschen in glücklicher Unabhängigkeit bis zum Jahre 1559 erhalten.

Dieses Volk wird in dem Dittmarschen Landrechte von 1447 geschildert. Bei ihnen bildete das Ackerbauprinzip und die Viehzucht die Grundlage ihrer Gliederung. Hierher gehören auch die freien friesischen Volksstände, und die freien Gemeinden im Ländchen Hadeln, die Nordfriesen, die Insel Rügen, Tyrol, die Schweiz und einige Gemeinden Schwabens. Zu den Ueberresten der alten Volksgemeinden sind zu rechnen die Markgenossenschaften, in welchen ganze Distrikte von vielen Kirchspielen in einer Weise vereinigt sind, daß die Elemente der alten Volksgemeinde unverkennbar sind. Bei ihnen ist der Obermärker oft ein Fürst, jedenfalls vom Ritter- oder geistlichen Stande, und hat diese Würde entweder erblich, oder durch die Wahl der Markgenossen; eben so wurden die niederen Beamten gewählt, nämlich: die Schultheißen, Schöffen, Gerichtsbüttel, Gerichtsschreiber, Märkermeister, Forstmeister, Holzmeister, Holzweiser, Holzknechte, Förster, Forstknechte, Waldschützen und Voigte. Die Gemeinden regierten sich autonomisch und schlossen sich nur in Beziehung auf ihre allgemeinen Pflichten zur Mark, z. B. durch ihre Pflicht zur Unterhaltung der Brücken und Wege, an den großen Staatsverband des deutschen Reichs an. Wer nicht zu den Gemeinden gehörte, war nur ein Schützling, ein Beisitzer, und nur die wirklichen Gemeindeleute hatten den Mitgenuß der Wälder und Hutung, während der Beisitzer dafür eine Abgabe an die Gemeinde zu zahlen hatte. Neben dem Gemeinderechte bestand aber auch das Sondereigenthum der einzelnen Familien. Die Entstehung der deutschen Städte beruht auf drei Grundlagen: sie gingen hervor entweder aus den Dörfern, welche von Bischöfen oder von den

Landesherren besondere Privilegien erhielten, oder aus den Anlagen, welche die Römer an den Grenzen als Vertheidigungswerke errichtet hatten, oder endlich aus den Reichs- und Landfestungen, welche Heinrich I. zur Zeit der Slaven- und Ungarnkriege erbauen ließ. Die Specialisirung der städtischen Verfassung gehört nicht hierher. Vom Kaiser und Reich gingen aus: die Grafschaft mit den Bestandtheilen der Gerichtsbarkeit und des Heerbanns, die Regalen, Münze, Zölle u. s. w., die Lehensfamilien und die schutzherrlichen Rechte.

Ueber die Gliederung der Landrechte s. den Artikel Verfassung.

Gegen Ende des Mittelalters gewann das deutsche Volksleben wieder eine andere Gestalt. Die Bauern in den feudalregierten Dorfschaften verloren nach und nach ihre Selbstständigkeit; auch die Volksgemeinden übten nicht mehr, wie früher, ihre Autonomie, während der höhere Adel danach strebte, eine um so ausgedehntere Unabhängigkeit zu gewinnen. Es gelangte nach und nach die Staatsidee zur Herrschaft, und wir finden bereits alle Anfänge des Staatswesens, wie es sich bis zur Revolution 1789 erhalten hat. Das Volksleben und die Volksrechte traten nun in einen entschiedeneren Gegensatz gegen den Staat, und es machte sich der Unterschied zwischen Regierer und Regierten in auffälliger Weise geltend. Wie sich der Kampf um die Versöhnung des Volkswesens mit dem Staatswesen bis in die neueste Zeit hineingezogen hat, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort, in mehreren anderen Artikeln auch bereits abgehandelt. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß die Reformation der eigentliche Lebensnerv des späteren Volkslebens und Volksgeistes geworden ist. Aus der Befreiung von dem Glaubensdruck der päpstlichen Kirche ergab sich auch das Streben nach staatlicher Befreiung, nach

einer dem Selbstständigkeitsprinzip entsprechenden neuen Volksgliederung, welcher nicht Privilegien und Freiheiten und Rechte, sondern Gleichberechtigung am allgemeinen Recht und der allgemeinen Freiheit zu Grunde lag. Der Unterschied der Stände, wie sie früher sich abstuften, sollte aufhören, die Pflichten gegen den Staat sollten für alle gleich oder doch gleichmäßig vertheilt werden, dafür aber auch der Staat dem gesammten Volke gleichen Schutz und gleiches Anrecht an allen Genüssen gewährleisten. Das völkerrechtliche System, welches früher, gleich dem Staatsrechte, aus der kindlichen Idee des göttlichen Lebens floß, nahm nun seine merkantile, vertragsweise Gestalt an.

Als zur Reformationszeit das deutsche Reich seiner Auflösung sich näherte, bildeten seine Bestandtheile nur: die natürliche und künstliche Nationalität, die Territorien mit monarchischer Beherrschungsform, theils weltliche, theils geistliche und einige kleinere Gebiete mit republikanischen Institutionen, endlich noch vereinzelte Güter, in denen das Patriarchalsystem sich erhalten hatte.

Das Ritterthum verschwand von nun an wie ein erblassender Nebel. Der Rechtsboden der Familie formte sich um, die Schöffengerichte verschwanden und es wurden gelehrte Richter angestellt. Blutige Kriege und Zerwürfnisse hatten den schönen Fortschritt der letzten Zeit des Mittelalters ganz vergessen lassen. Jetzt traten in Friedrich II. und Joseph II. zwei Fürsten an die Spitze der Zeit, welche, zu stolz, über Creaturen zu regieren, ihre Völkerschaften selbst zu Staatsvölkern heranzubilden suchten. Die Codification des Rechts wurde wieder aufgenommen, die formale Herrschaft der fremden Rechte wurde in den deutschen Großstaaten gebrochen, aber ihre Prinzipien, im Verein mit dem philosophischen Zeitgeiste,

brachen sich Bahn, freilich ohne genügendes Bewußtsein ihrer Grenzen. Allein gerade der Umstand, daß diese Staatseporationen so unsanft berührten, mußte das Volk erwecken, und die Zeit, wo dasselbe neu seinen Platz im Staate suchen würde, konnte um so weniger ausbleiben, als man in der englischen Verfassung das treue Bild der verlorenen heimischen Einrichtung hatte.

Völkerkunde, Ethnographie, ist die Wissenschaft, welche sich mit der Erforschung des Lebens und der Entwickelung aller Völker unseres Erdballs beschäftigt. Sie ist eng verbunden mit der geographischen Wissenschaft und mit der Geschichte, so daß eine ohne die andere nicht denkbar ist. Erst die neuere Zeit hat für das Studium der Ethnographie eine neue Epoche begründet und den Versuch gemacht, den geistigen wie materiellen Zusammenhang alles Geschaffenen, der Natur, sowohl der unorganischen, als der organischen, und des Menschen zu erkennen und bis in die Anfänge alles Lebens überhaupt hinauf zu verfolgen.

Aus der Verwirrung der Gegenwart, was die Menschengeschichte betrifft, in die höchste Vergangenheit, als in eine ältere Heimath von Zeit zu Zeit einzukehren, ist so sehr Bedürfniß für das sehnende Herz und den betrachtenden Geist, wie bei der entfalteten Rose, der Knospe, wie bei dem Alter, der Jugend zu gedenken; hierzu kommt noch, daß dem Triebe in die Vorwelt zurückzuschauen, eine Sehnsucht nach dem verlornen reineren Dasein zum Grunde liegt, welche auch die wissenschaftliche Welt sich in größerer Ungetrübtheit bewahren sollte, wie jeder einzelne Mensch sich den Blick in die Unschuldswelt seiner Kindheit als das seligste Kleinod, das ihm ins Erdenleben zur Mitgabe ward und zum Lebensspiegel, nach dem Ausspruche unsers Herrn und Meisters. Da liegt denn meist noch Alles im Keime beisammen, Schlechtes

und Gutes, minder gesondert und geschieden; die Völker der Vorwelt stehen näher der Einfalt ihrer Vorväter, und noch erscheint das ganze Menschengeschlecht in jener patriarchalischen Zeit, nicht in jenem lieblosen Fortschritte der Zerspaltung, die immer mehr und mehr zum Zwiespalt wird, bis dadurch nicht blos unter den gesonderten Völkern, sondern unter den Ständen und Einzelwesen selbst, unter den Geschlechtern und ihren Verzweigungen in Glauben, Wissen, Wollen, Meinen, Wähnen, jene babylonische Sprachenverwirrung sich erzeugt und wiederkehrt, die auch wissenschaftlich in immer größere Fernen zerstreut und in kältere Zonen forttreibt.

Wenn jedoch der Rückblick in jene schuldlose Kinderwelt dem zum Klüglinge gewordenen nur selten zu Theil wird, und dann uns, den Irrgläubigen, kaum anders als ein goldener Irrthum vor die Seele tritt, so scheint es gleich selten vergönnt, uns die einfacheren Anfänge späterhin verwickelter Vorstellungen und Schicksale der Völker zur wahrhaften und lebendigen Anschauung zurückzuführen. Treten uns daher allenfalls aus jener patriarchalischen Zeit auch nur einzelne Stellen in helleres Licht hervor, so mögen wir dieses zur Begründung tieferer Einsicht in entmarkte wissenschaftliche Zweige schon für einigen Gewinn halten; geschweige denn, wenn solche Beleuchtungen nicht nur einzelne Stämme oder Völker, sondern ganze Völkergruppen und Zeiträume beträfen, über welche wir sonst durch keine Zeitgenossen, durch keine Nachfolger Aufklärungen erhalten hätten. Sind nun zugleich diese Völkergruppen als die sinnes- oder blutsverwandten Altvorderen späterer bedeutender Völker uns bekannt, und hat der Zeitraum ihrer für uns entschwundenen Geschichte, seine Zweige, Blüthen und Früchte früherhin getrieben, und im Verborgenen seinen Saamen für die folgenden Geschlech-

ter, so daß die Ernte eines Theiles, der uns näher stehenden alten Geschichte, nur die Reife jener früheren Aussaat genannt werden müßte: so könnte selbst ein bloßes Hindeuten auf solche verlorne Wahrheit, eine Erinnerung an sie, nicht ohne ersprießlichen Erfolg sein.

Alle spätere Geschichte stellt die Welt in vielfach getheilten Völkern und Staaten, in tausendfach gebrochenen Verhältnissen dar, oft, in größter Nähe, im größten Gegensatze, auf das strengste gegenseitig geschieden und von einander getrennt; doch giebt dies keinen Maßstab für die Vorzeit ab. Denn es kann ja wohl die frühere Welt in größerem Zusammenhange unter sich, in größerer Einheit bestanden haben, gleich dem schlummernden Gewächs im fruchtbaren Keime, der späterhin erst sich verzweigt; so daß das Gemeinsamere in ein immer höheres Alterthum hinaufreicht, ja daß sogar in einer grauen Vorzeit selbst dasjenige, was wir jetzt im historischen Sinne Orient und Occident nennen, noch einst ein und dasselbe gewesen sein mochte und beisammen stand in einer alttestamentlichen Zeit.

Ritter versucht aus den ältesten Denkmalen, welche die alte Geographie, die Alterthumskunde, die Mythologie, die Architektur und die Religionssysteme darbieten, so weit es für jetzt thunlich war, zu zeigen, daß altindische Priester-Kolonien mit dem alten Buddha-Kultus, welche von Mittelasien ausgingen, noch vor der historischen Zeit der Griechen schon die Länder am Phasis, am Pontus, in Thrakien, am Ister, und viele Gegenden des westlichen europäischen Erdtheiles, ja ganz Griechenland selbst, unmittelbar oder mittelbar besetzt, und einen religiösen Einfluß darauf ausgeübt hatten, und daß dieses Verhältniß nicht allein aus asiatischen Berichten, sondern vorzüglich aus den ältesten Geschichtsfragmenten der Grie-

chen, der Klein=Asiaten und aus den Herodotischen Erzählungen über die Scythen im vierten Buche seiner Geschichten hervorgehe.

Den frühesten Schauplatz der Völkergeschichte an der Grenze zwischen Europa und Asien, charakterisirt er, wie folgt:

Es erhebt sich von dem obern Stufenlande des Indusstromes im östlichen Asien, welcher den Uebergang zum westlichen bildet, dessen Stufe von Peschawer die Schwelle Hindostans gegen Iran und Turan genannt ward, gegen Nordwesten das schneereiche, vielfach durchbrochene und seit den ältesten Zeiten der Menschengeschichte bewohnte und durchgangene indische Hochgebirge, welches unter dem Namen des indischen Kaukasus, des Paropamisus, des Hindu Khu bekannt ist. Es bildet die Westgruppe am Südrande Hochasiens, welcher von Tibet, Butan und Kaschmir aus, durch Kaferistan, ein Wiegenland indischer Kultur war, und noch gegenwärtig die Heimath einiger Reste sanscritredender Gebirgsvölker ist, welche ein Mittelglied zwischen Indiern, Vorderasiaten, Kaukasiern und Griechen genannt zu werden verdienen.

Ihnen jenseits, uns diesseits, senken sich nach Nordwest von dem Westrande Hochasiens, oder der Terrasse Turkestans, die Stufenländer des Oxus und Jaxartes oder Gihon und Sihon, gegen den Spiegel der Kaspischen und Pontischen Binnenmeere und das östliche Europa, in weit ausgebreiteten Ebenen hin, welche sammt ihren mannigfachen Umgrenzungen das europäische Asien, die Bühne der Völkerwanderung und der Völkerbildung Ost=Europas genannt werden können, um damit die Verwandtschaft der Welt= und Völkerstellung auf diesem Boden charakteristisch zu bezeichnen.

Dieses Erdgebiet bildet einen historischen Schauplatz der frühesten mittelasiatischen Völkergeschichten,

aus welchem für uns zwar manche Sagen, aber nur wenig Fakten und nur sporadisch vertheilte Denkmale einstiger Kultur zurückgeblieben sind. Diese oder andere pflegte man bisher auf den engern Kreis eines vorpersischen, altmedisch-baktrischen Reiches und daselbst thronender Dynastien beschränken, deren Geschichten uns jedoch meist unbekannt geblieben sind, deren wichtigste Dokumente aber in den Gesetzbüchern der Zoroasterlehre niedergelegt, und aus ihnen, so wie aus andern verwandten Thatsachen entwickelt sind.

Ein Glanz alter Herrlichkeit strahlt durch sie aus der Vorwelt zur historischen Welt unverkennbar herüber, eben so wie aus den Gesetzen und Kunstwerken der Kultur-Staaten und Völker in den weiter gen Aufgang liegenden Indus- und Gangesthälern, in welchen das Gesetz der Brahminen seine Tempel und Trophäen erbaute. Die Blüthezeit beider Glanzperioden reicht über die Mitte des ersten Jahrtausend vor unserer Aera hinaus.

Beide Glanzperioden wurden vielleicht ziemlich gleichzeitig (etwa im siebenten Jahrhundert vor Chr. Geb.) durch eine endliche Herstellung eines neuen Religionscodex herbeigeführt; in Iran durch die Lehre von dem guten und bösen Prinzip im Ormuzdienst; am Indus und Ganges aber durch eine uns noch mehr in historischem Dunkel liegende Begebenheit, in der sich jedoch eine Umdeutung des alten Emanationssystems und des Glaubens an eine Seelenwanderung mit dem Keime zu einem, der Hydra gleich sich immer verjüngenden und vervielfältigenden Systeme der Abgötterei, aus einem ältesten reineren Naturdienste zu erkennen giebt. Was wir aus diesen Glanzperioden wissen, ist die Sprache der Sieger und der Ueberlebenden, vor denen die Todten schweigen oder die Besiegten in das Dunkel der Nacht und der Vorzeit zurücktreten oder ausweichen. Es bleibt indeß un-

ausgemacht, ob die durch diese neuen Systeme begründeten Reiche in Baktrien, Medien und am Indus und Ganges, so wie ihre sich selbst rechtgläubig nennenden Dynastien, der Nachfolger Gustasp in Iran, wie der Koros und Pandos am Ganges, jedoch unter sich völlig unverbunden, mit einem Male, oder erst wahrscheinlich Jahrhunderte hindurch, nach einer langen Reihe von wiederholten Versuchen zu der Höhe der Macht und derjenigen Ausbildung sich erhoben, welche aus den ältesten schriftlichen Denkmalen der Iranier und Indier, so wie in ihren religiösen, poetischen, wissenschaftlichen und Kunstwerken uns bekannt geworden ist. Immerhin galt es jedoch einen Kampf zur Behauptung der neuen Begründung gegen das früher Bestehende, und so wurden die ältesten Religionskriege erweckt, von denen die Geschichte, wenn schon im Erfolge die gewaltigsten Spuren in den wechselnden Völkerverhältnissen, doch freilich nur sehr wenig Fakta aufbewahrt hat, da sie selbst über das Wesen der Parteien und ihrer Führer durchaus nichts Sicheres und Befriedigendes sagt.

Wir behalten uns vor, auf die asiatischen Völker zurückzukommen, und wollen über die Völker jedes einzelnen Erdtheils sprechen.

Zuerst also Afrika. So wie ganz Afrika, bei seiner Naturfülle, seinem überschwenglichen Reichthum, bei der Glut und Produktionskraft in den Gattungen, doch zu minderer Entwickelung in den Geschlechtern seiner Gewächse und Thiere gelangt zu sein scheint, eben so wenig mannigfaltig, obgleich speciell sehr charakteristisch, hat sich die Geschichte des Menschen in seinen Individuen, Familien, Horden, Völkern, Staaten, Religionen gezeigt. Und wie der ganze Erdtheil noch mehr geschlossen in den Banden der starren Continentalform liegt, eben so hat sich sein Bewohner, die afrikanische Menschenrace, als die größte Persönlich-

keit in der Menschengattung betrachtet, die Selbstständigkeit seines Daseins rauben und in die Knechtschaft führen lassen, weil ihm, bei dem Mangel der individualisirten Entwickelung, auch die Kräfte nicht zu Gebote standen, seine Freiheit gegen die selbstständigeren und entwickelteren, hellfarbigeren Barbaren zu behaupten. Die Zeit wird es einst lehren, ob dieser Zustand der Knechtschaft, wie schon öfter in der Geschichte, ein Prinzip der Bildsamkeit und der Erweckung zum sittlichen Bewußtsein werden sollte, das zur Erhebung der ganzen Masse schneller führte, als der Gang der Natur es vermuthen ließ, oder ob das ganze Geschlecht, mit minderer Kraft ausgerüstet, diesem erliegen soll, wie ein anderes in der neuen Welt schon auf gleiche Art untergegangen, und selbst an dem Südcap des Erdtheils ein Völkerstamm schon größtentheils verschwunden. Die gegenwärtige Zeit scheint die erfreulichsten Aussichten für das Gegentheil zu eröffnen, was bei der überwiegenden Naturkraft und Produktion des Binnenlandes an Geschlechtern aller Art auch eher zu erwarten wäre. Die Unmündigkeit der Völker am Südende des Erdtheils hat in der That schon ihre liebevollen Lehrer und Wegweiser gefunden; vielleicht, daß schon ähnliche Bemühungen auf der Hochterrasse von Fulahdu fruchtbar gewirkt haben. Was dort geschehen könnte, läßt sich trotz alles Vorhergesagten auf keine Weise berechnen, weil es Dinge giebt, die außer dem Gebiete der Physik liegen.

Afrika, wie schon Herodotus sagte, und die neuere Zeit es fast für den ganzen Erdtheil wahrscheinlich machte, hat nur zweierlei Stammvölker, denen alle anderen als Eingewanderte und Mischlinge sich zugesellt zu haben scheinen; die des Hochlandes und des Tieflandes schwarz und braun; Aethiopier, Lybier der Alten, Neger und Berbern der Neueren;

oder doch ihnen mehr oder minder näher stehende, später eingewanderte oder sonst nach und nach verwandter gewordene Völker, welche sich als Uebergänge zu anderen nicht afrikanischen betrachten lassen.

Die Neger, als Bewohner des Hochlandes, so weit wir es kennen, und seiner Gehänge, bis in die mittleren Stromstufen, oder selbst bis zu den Meeresküsten, sind weder durch Dämme von bedeutenden Staatskräften, die sich an den schmalen Küstensäumen nicht so leicht organisiren konnten, noch durch anderweitige Kräfte ihrer Grenznachbaren gehindert worden, zum Besitz der fruchtbaren Gelände am Saume ihres Hochlandes und ihrer Bergströme zu gelangen. Ueberall, wo sie Besitz nahmen, da haben sie auch als ein völlig isolirter Urstamm, von allem fremden Einfluß sich unabhängig behauptet, in eine große Anzahl isolirter Völker zertheilt, und so viele verschiedenartige Sprachen sich erworben, daß wir bis jetzt noch nicht im Stande sind, ihr Sprachgebiet zu übersehen.

Fast überall erfahren wir aber, daß sie von dem Hochlande nach den Tiefen herabgezogen sind, dem bewußtlosen Laufe der Gebirgswasser gleich. Da haben sie sich rund um das Hochland in der That in Schichten über einander abgelagert, haben die früheren weiter geschoben, oder vernichtet, zertrümmert und ausgestoßen, wie zumal an den Guineaküsten oder unter sich aufgenommen, wie dies überall bei den Mandingo's der Fall zu sein scheint. Keine Spur von Kunstdenkmalen, als Urkunden einer einstigen höheren Völkerthätigkeit, ist in diesen übereinander und durcheinander gewachsenen Völkerstämmen aufbewahrt. Nur die vielfach verschiedenen Spuren der Sprachstämme leiten hier und da auf ihre Succession, und nur in den jüngst herabgezogenen Völkerwanderungen ist die Art und Mächtigkeit ihrer Züge, wäh-

rend der drei letzteren Jahrhunderte, an einigen Stellen der Küstenländer noch zu verfolgen.

Die Bewohner des Plattlandes dagegen, deren Hauptstamm wir zu den Berbern zählen müssen, haben da, wo sie der Wüste angehören, auch ihren Charakter mit angenommen, der in der Idee des Wanderns unter allen Gesichtspunkten sich wieder darstellt. Seit Jahrtausenden ward dort die Oberfläche des Landes von Hügel zu Hügel getrieben, die Ostseite bloß gelegt, die Westseite überschüttet. Auch einzelne Völkerstämme, scheint es, mußten, so wie die Wasserstellen, Quellen, Wadis, Küsten, Oasen und Felsplatten sich umänderten, gezwungen werden, den Wanderstab zu ergreifen. Der allgemeinen Naturgewalt widerstand der einzelne Mensch nicht, und von der Zeit der Herodotischen Nasamonen bis auf den heutigen Tag sind viele Völkerstämme und cyclische Caravanenzüge hier unabänderlich in Bewegung. Sie haben nur nach dem Wechsel der Zeit, der Völker, des Verkehrs, der Religionen, ein anderes Gewand angethan, indeß ihre stehende Form durch das ganze Gebiet der Geschichte reicht.

Daher hier der Charakter des Wanderns auf eine generelle Weise bei allen Völkern, in der hagern Gestalt, in der höchsten Genügsamkeit, im Gebrauch aller Nahrungs- und Erquickungsmittel, in dem Mangel aller heimischen Industrie, in der leichten Aneignung alles Fremden, in dem Mangel des Interesses für ein Vaterland, in dem Wechsel der Ehen und Haushaltungen nach Stationen, und in dem ganzen Wechsel ihres Hordenlebens, ihrer bürgerlichen Vereine, ja in der Frechheit und Versatilität ihres eigenen Charakters, bei der größten geselligen Gewandtheit und einer Virtuosität in den Geschäften des Handels und Verkehrs sich zeigt.

So ist das Phänomen des Hin- und Herwanderns

auch für den Entwickelungsgang des ganzen Erdtheils von Bedeutung geworden. Denn in dessen kleineren periodischen Zeiträumen ist das System dieser Wanderungen, weil es sich nur nach der einförmigen Landesnatur gestalten konnte, zu einer stehenden Naturordnung geworden, die wie die Ebbe und Fluth des Meeres, oder wie das Schwellen und Sinken des Nilstroms, die bestimmte Mondenzeit und den Jahreslauf unabänderlich gewonnen hat. In seinen großen historischen Perioden betrachtet, hat es auf dem Erdraume die beiden dem Auslande nach dem Orient zugekehrten Culturlinien der Oasenzüge geschaffen, die ganz gleichartig von West nach Ost und von Süden nach Norden durch die drei Handelscolonien bezeichnet werden.

Diese leiten die Betrachtung von selbst auf den Einfluß hin, den das Ausland über Afrika's einförmige Natur ausgeübt hat.

Sie ist die Ursache, daß hier in dieser gewaltigen Ausdehnung die Einwanderungen fremder Völker so gleichförmig sein mochten, wie sie, da wir ihre Zeitgeschichte freilich nicht kennen, dem gegenwärtigen Wohnsitze derselben nach zu schließen, uns verleiten möchten.

Denn die Weltstellung zum benachbarten Asien ist zugleich die einfachste durch den schmalen, wüsten Völkersteig der Landenge Suez, wie durch den engen, aber klippigen (asperum sulcatu nach Edrisi) arabischen Golf. Also räumlich am beschränktesten, in den Formen am einfachsten, im Zugang am schwierigsten. Doch wissen wir nichts Historisches von einer Einwanderung älterer Völkerstämme aus Arabien nach Afrika, etwa der Berbern oder der Kaffern, obgleich beide, in Hinsicht des Körperbaues jene, in Hinsicht der Sprache diese, eine große Stammverwandtschaft mit den Arabern zu haben scheinen. Wir wis-

sen nicht einmal, ob dies vor einer Bildung des arabischen Golfs geschehen sein mag, oder nachher, oder ob nicht vielleicht die Araber einst noch eher Afrikaner zu nennen wären, als Asiaten, mit denen sie in früheren Zeiten fast in weniger Verwandtschaft gestanden zu haben scheinen, als mit Afrikanern, deren Erdtheil (dessen Natur mit der arabischen so nahe verwandt ist, wie es seine Bewohner sind) sie sich seit dem Islam gleichsam von Neuem assimilirt haben. Gesetzt aber, daß die Kaffern von daher einwanderten, so scheint es, mußten sie, wenn sie einmal südwärts zogen, so gut den ganzen Küstenstrich bis zum Südende einnehmen, der Landescultur gemäß, wie die Berbern, oder vielmehr in der späteren Zeit die Araber, in weiten und breiten Zügen durch den flachen Continent bald bis zum Westocean drangen.

Im äußersten Norden von Afrika, an der Küste der Berberei, deutete früherhin die alte Welt in der Gründung der beiden Heskulessäulen hier einen Uebergang von Lybien nach Hesperien an. Dessen mehr mit Europa übereinstimmende Natur erkannten nach den kurzen Notheinfällen der Gothen und Vandalen die Araber, und suchten vom Süden aus die so nahe verwandte schöne spanische Halbinsel mit ihrem Reiche zu vereinen. Aber es sollte durch die Völker im Streit und Krieg ein Zwiespalt und Gegensatz, wenigstens für gewisse Perioden, in die Natur kommen, den die Sagen und Ansichten eben derselben Völker immer wieder aufzuheben streben, weil das Gemeinsame, durch die Natur verbunden, zu laut sie zur Vereinigung aufzufordern scheint. So bieten sich wenigstens noch die Namen der gegenüberliegenden Algarve in Hesperien und El Garb im Maghreb die Hand, und die Sage ging zu Edrisi Zeit unter den Arabern, daß des alten Haders zwischen Afrikanern und Andalusiern müde, Herkules damals, als hier

noch kein Ocean die Völker trennte, erst durch die Meeresstraße das Mittelmeer mit dem Ocean verbunden, zu beiden Seiten die Wälle aufgethürmt und so die Trennung bewirkt habe. Aber die Meere selbst hätten wieder einen Theil dieser Wälle niedergerissen. Und so geht noch heute dort dasselbe Mährchen unter dem Volke, darum habe Traf-el-Garb, das berühmte Trafalgar, seinen Namen, weil es nur ein Theil von El Garb sei, Gebel Tarif, d. i. Gibraltar, den seinen, weil es nur ein Berg von jenem Theil (Traf oder Tarif), oder ein Stück von Afrika sei (nach Anderen Gebel el Tarik, Fels des Tarik, des Ueberganges). So greifen alte und neue Sage und selbst die jüngere etymologisirende Tendenz der Völker in einander ein, weil sie dasselbe fühlen und zum Bewußtsein bringen wollen, wohin auch die Wissenschaft strebt, wie z. B. hier, um es auszusprechen, daß die Berberei in ihrem ganzen Naturtypus nicht zum afrikanischen Grundcharakter gehört, sondern zum europäischen, oder vielmehr mit dem des Küstenlandes am mittelländischen Meere einen eigenthümlichen bildet.

Sehen wir nun auf die Küstenformen überhaupt, so zeigt sich, wie die Entdeckung der afrikanischen Meeresküsten, einmal unternommen, so rasch nur von zwei Völkern beendigt werden konnte, eben wegen der Einförmigkeit und des relativ für das continentale Areal kürzesten Küstensaumes; nämlich durch Karthager von Ost nach West bis durch die Säulen des Herkules und nach Cerne, und durch die Portugiesen von da aus wieder in so kurzer Zeit rund um bis zur Landenge Suez.

Dieselbe Gleichförmigkeit der Flächen im nördlichen Afrika, durch welche, wo es auch sei, entweder der größte Mangel oder der größte Ueberfluß im Binnenlande erzeugt, also auch Gefahren wie Gewinn gleichmäßig gesteigert werden, eben diese zeigte ihren Ein-

fluß im Verkehr und in Religion, den beiden mächtigsten Momenten der Völkerbildung. Beide erscheinen hier, wie sonst nirgends auf der Erde, in derjenigen charakteristischen Hauptform, welche die Natur des Landes bedingt, nämlich in Völkermassen auf regelmäßig organisirten Völkerzügen.

Durch diesen regelmäßigen Wechsel getrieben, strömt alle Thätigkeit der gewerbetreibenden afrikanischen Welt, und zu dieser gehört der König, wie der Priester, weil auch hier die Stände wie nirgends sonst gemischt, nur die eine Gesammtform des Landes annehmen müssen, alljährlich ringsum von allen Küsten, die überall die Pforten zum Sudan genannt werden, diesem wunderbaren Mittelpunkte des Continents zu. Er, dieser Sudan, auf welchen die Aufmerksamkeit aller einheimischen Völker sich richtet, ist in Afrika, was in Asien der Orient, nur daß der einförmigen Natur des Continents gemäß, dessen durch den Verkehr lebendige Mitte, eben diese, mit seiner geographischen in einem und demselben Raume zusammenfällt. Eben da liegt dieser Sudan, wo das Platt- und Hochland sich berühren; seinen Eingeweiden wird das glänzende Gold und seinem Mutterschooße werden seine dunkelfarbigen Kinder entrissen, mit deren Staube und Fluche beladen nun der Wuchergeist zu den Küsten zurückeilt und seine Beute den Winden und dem Ocean des gewerbetreibenden Lebens vertraut.

Aber auch tiefer wie in diesem Sudan dringt nicht leicht ein Einheimischer in den Continent ein; denn im Lande der Neger und Mauren selbst ist es allgemeine Sage, wie einst an seinen Vorgebirgen non plus ultra (Cap Bojador) auf dem Meere, daß man südwärts von Tombuctu nicht weiter in diese Länder reisen könne; wer einmal dahingegangen, der sei nicht wiedergekommen, und man wisse daher nichts von ihnen.

Noch weniger konnte je ein Weißer diesem Mittelpunkte nahen, der nur als eine geheimnißvolle, immerfort fließende, lebendige Menschenquelle erscheint. Alle Fremden wurden, bis jetzt wenigstens, abgewendet, oder verschwanden ganz, wenn sie an der Schwelle dieses Landes standen, in dessen Mitte das böse Prinzip von der Nord= bis zur Süd= und zur West=Ecke sein Spiel treibt, wo Magie und Zauberei, Fetisch und Grisgris ihren bluttriefenden Thron aufgeschlagen haben, und durch ihre glänzenden Waaren von dem reinsten Golde (die berühmten und durch ganz Afrika gesuchten Zauberarbeiten El=Herrez vom Jinnie=Markte) noch gegenwärtig die Abtrünnigen, zum Islam Uebergegangenen, durch den ganzen Norden des Erdtheils, auch in größter Ferne, fort und fort in geistiger Abhängigkeit und Bangigkeit zu halten wissen. Doch allmählich rückt die Forschung der letzten Jahrzehende, obwohl langsam und nicht ohne Opfer, doch siegreich vorwärts gegen dies dunkle Binnenland.

Selbst die religiöse, gleichmäßige Entwickelung, und die Verbreitung des Islam insbesondere, durch das gesammte Plattland im Norden dieses Erdtheils, wurde durch seine physische Beschaffenheit vorbereitet, eben so wie das gleichartige Vorwärtsschreiten des Islam, und sein Aufsteigen zu den Hochländern von Habesch und Mandingo.

Die eigenthümliche Natur dieses Plattlandes ist wie in keinem andern Erdtheile durch solche allgemein gebräuchliche Benennungen wie Lybien mit seiner dreifachen Eintheilung, wie die Berberei, Numidien, Biledulgerid, Sahara, Nigritien, Sudan, Aethiopien, so charakteristisch bezeichnet, daß sich diese, unabhängig von dem Historischen, dessen Boden sie waren, durch alle Schattirungen der Griechen, Römer, Araber,

Europäer und Ureinwohner als selbstständig in ihrer Bezeichnung erhalten haben.

Herodot und seine Zeitgenossen, die das Lebendige in der Anschauung mehr aufnehmen konnten, hatten nicht so ganz Unrecht, daß sie Aegypten nicht zu Afrika zählten; denn im höheren Sinne betrachtet, löset sich diese eigenthümlich gewordene Culturecke ziemlich bestimmt als selbstständiges Glied von dem ganzen übrigen Erdkörper ab.

Das gegenüberstehende, im Westpol der Breitenaxe des Continents liegende Senegal-Gambialand, welches nicht den Vortheil hatte, dem Orient zugewendet zu sein, ist dagegen, obwohl durch seine Eigenthümlichkeit dazu berufen, doch keinesweges noch zu irgend einer höhern Culturstufe gelangt. Gerade dieses, indem das dem Afrikaner unter allen fremdeste Element, das Wasser, die vermittelnde Hauptrolle spielt, scheint es, sollte erst von außen her durch eine mehr in's Universelle wirkende Thätigkeit des brittischen Volkes für Staats- und Weltgeschichte fruchtbar gemacht werden. Zunächst am Eingange des Hoch- wie des Plattlandes, zunächst an Europa und Amerika, dem handelnden Occident der Erde, ist es gleich zugänglich im Innern durch Flüsse, wie von außen durch oceanische Schifffahrt, und dabei in der That die kürzeste Brücke zur Entdeckung und Anknüpfung neuer Weltverhältnisse mit dem Innern dieses Continents. Die Gründung eines ersten Negerfreistaates (Sierra-Leona), die Verbreitung des Evangeliums in der Landessprache (in der Susuſprache), die Anfänge zur einheimischen Geschichte (Badströms, Beavers African Memoranda u. a. m.), alles dieses scheint anzudeuten, daß dort die Rolle der Geschichte sich erst entwickeln soll, die an den entgegengesetzten Ecken schon abgelaufen scheint. Auch Nordamerika gründet gegenwärtig dort um das Cap Me-

surado einen neuen Coloniestaat, nachdem es in dem Norden und Süden des Erdtheils, zu Derna und an der Kaffernküste, dazu mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte.

Denn auch am nördlichen Ende der größern oder Längenachse des Afrikanischen Erdkörpers, wo das berühmte Karthago und Kairwan der Araber in ihren Trümmern nicht sehr fern von einander liegen, scheint sie, in dem Erdstrich mit der Europäischen Grundform, welcher dem Culturgebiete des mittelländischen Küstenmeeres zugewendet ist, mit dem Zeitalter der Cyrenäer, der karthagischen Barkas und des verschwundenen Kaliphats, schon zwei Mal abgelaufen zu sein.

Das Südende dieser Längenachse, das ganz und gar vom Orient, vom Sudan und von dem Occident abgewendet liegt, hat, obwohl seit Jahrhunderten im Besitz der Europäer, für die Geschichte der Menschheit noch wenig Blüthen und keine Früchte getragen. Dieser Südpol des Continents hat als völlig isolirter Punkt noch keine Bedeutung für ihn, auf dem er liegt, gewonnen. Er würde der Weltstatistik angehören, wenn er zum großen Caravanserai für die Weltschiffer, zum Emporium für den Orient, den Occident und die neue Welt, zu einer Weltwarte erhoben würde, um von da aus die oceanischen Völkerverhältnisse auf der Halbkugel unserer Antipoden überschauen und ihnen immer gleich gegenwärtig zu sein, ein Verhältniß, welchem das Capland, seit es im Besitz der Briten ist, sich immer mehr und mehr anzunähern scheint.

Und sollte wohl je die Zeit für Afrika kommen, wie der Anfang zu ihr für Europa schon erschienen ist, in welcher die Wirksamkeit der äußersten Glieder zu einer gemeinsamen Thätigkeit des ganzen Individuums sammt seinen Gliedern sich organisiren wird, so daß in ihr eine aus ihrem eigenen Mittelpunkt sich

entfaltende historische Einheit, Kraft und Schönheit sich entwickeln und selbst steigern könnte? Ist es den inländischen Culturländern Habesch und Mandingo, Fullah, auf dem östlichen und westlichen Flügel des Abfalls der Hochterrasse, vorbehalten, hierzu die Bahn zu brechen, und zuerst mit dem zwischen inne liegenden Sudan in allgemeineren Verkehr zu treten; oder soll vorher noch von diesen Hochterrassen selbst ein eigenthümlicheres, höheres, bildendes Prinzip, ein wissenschaftliches, politisches oder religiöses wie sonst überall ausgehen? Oder sollte von außen her die Bildung diesen Bewohnern des Sudan nur übertragen, eingeimpft werden, weil bei ihnen mehr das Empfangen, bei anderen mehr das Geben in der ganzen historischen Entwickelung hervorgetreten wäre? Oder sollte vom entgegengesetzten Ende, vom Süden her, das Christenthum schneller auf dem Hochlande sich gegen Norden ausbreiten, als wir es bis jetzt zu erwarten berechtigt sind?

Wenn wir nun so bis zu einer gewissen Grenze den Einfluß der Naturverhältnisse nach ihrer räumlichen Anordnung im Gange menschlicher Entwickelung berührt haben, so dürfen wir nicht übersehen, daß es an dieser Stelle nur für dieses Erdindividuum geschehen ist. Denn so wie wir ein Verschiedenes der Menschenracen annehmen, sei es als ein ursprünglich gegebenes oder erst ein angebildetes Differentes, so müssen wir als Bedingung zu beiden Fällen eine vorangehende Differenz der Erdindividualität voraussetzen, aus oder auf welcher jene hervorgegangen, in der sie als Autochthonen oder als Eingewanderte nun einmal einheimisch sind. Wie ließe sich auch die höchste Individualität unter allen Naturkörpern, die wir kennen, die des Planeten, ohne jene höhere organische Einheit und individuelle Mannigfaltigkeit seiner Glieder und Funktionen, nur als ein überall und in allen

Theilen mechanisch und nur einartig Wirkendes, und so nur als ein offenbar Todtes gedenken, indem nicht einmal die Verschiedenartigkeit der chemischen Naturthätigkeit in ihren Gesammtverhältnissen zur Entwickelung gekommen wäre?

Es hat jedes Glied des kleinsten Thieres seine eigenthümliche Funktion und jeder Erdtheil seine eigenthümlichen Thiere und Gewächse, und der Mensch, dessen Geschlechtscharakter es ist, daß ein jeder Einzelne auch ein Eigenthümlicher ist, der physischen wie der intellectuellen Seite nach, der also noch immer unter dem Einfluß der Naturthätigkeit steht, dieser sollte in seinen großen, räumlich getrennten Stämmen und Zweigen, in seinen Racenverschiedenheiten, ganz unabhängig von der Individualität des Planeten, seiner Naturseite nach überall und an jeder Stelle, als nur ein und derselbe Ausdruck, der auch in allen ihren Aeußerungen unendlich mannigfaltigen Naturthätigkeit hervorgetreten sein?

Daß nun in diesem weiten Afrikanischen Ländergebiete die Natur des starren Daseins im Irdischen mehr vorherrscht, daß auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes hier, wie im Vergleich mit andern Erdtheilen, die Naturseite mehr als eine überwiegend bestimmende erscheint; eben dieses ist der individuelle Charakter dieses Erdtheils, durch den er von andern unterschieden bleibt, wie es z. B. der Charakter der unentwickelten Kindheit ist, daß in ihr die Vernunftthätigkeit nicht mit Bewußtsein, obwohl mit dem Glanz der Schönheit und von Gefühlen durchdrungen, hervortritt, ohne daß dieser Zustand darum ein niedrigerer wäre, aber ein anderer, als der des entwickelten Menschen. Weil jene Durchgangsperiode, die Kindheit, sammt ihrer Ausbildung innerhalb der Grenze unserer Ueberschaulichkeit liegt, und wir als Ausgewachsene auf dem rechten Standpunkte ihrer Betrach-

tung stehen, so erfüllt sie uns mit den schönsten Ahnungen der Zukunft, und erscheint uns als ein reizendes Bild. Bei dem Menschengeschlechte, bei den einzelnen Völkern, deren Entwickelungszeit weit über die Grenzen unserer geistigen Umspannungskraft liegt, wird uns hingegen, die wir selbst noch im Anfang der Ausbildung stehen, mit dem unaustilgbaren Wahne, ihre Culmination erreicht zu haben, muß uns selbst, so lange dem Volke, dessen Sinn nur nach der Erde und den sinnlichen, endlichen Gewalten gestellt ist, noch durch kein Licht der Offenbarung ein Tag der Wiedergeburt geworden, der auch von den Banden der Erde befreien kann und über den Planeten hinweg zugleich in die geistige Welt einführt, dieser Zustand nothwendig als eine Stufe der Rohheit und der Niedrigkeit entgegentreten.

Neuere Berichte über Afrika finden wir in dem Gumprecht'schen Werke. Wir entlehnen Folgendes:

Die Zahl der Bewohner Afrika's ist völlig unbekannt. Die zu verschiedenen Zeiten versuchten, auf gar keinen zuverlässigen Daten beruhenden Schätzungen schwanken deshalb zwischen 30 und 275 Millionen als Extremen. Die Bevölkeruug ist zugleich sehr ungleich vertheilt. Am dichtesten erschien sie den Reisenden im Innern Senegambiens und Guineas, wie längs dem Niger, am sparsamsten in den ungeheuren Sandwüsten Süd-Afrikas zu beiden Seiten des Garip, die selbst einer dünnen nomadischen Bevölkerung kaum die nothdürftigsten Existenzmittel zu gewähren vermögen. Aber auch in völlig fruchtbaren Landstrichen ist die Bevölkerung mitunter sehr dünn oder sie fehlt gänzlich, wie es besonders im Kafferlande und in weiten Strecken des südafrikanischen Plateaus erkannt wurde. Ganze Tagereisen weit findet man hier keine lebende Seele, dagegen unzählige Spuren einer einst vorhanden gewesenen dichten Bevölkerung,

die erst im Laufe des Jahrhunderts durch 3 auf einander folgende blutdürstige Herrscher der Zoulahkaffern Tschaka, Dingaan und Panda, wie durch den Häuptling eines Zweiges der Zoulah, Moselakatz, ausgerottet wurde. Es wurde das Gebiet der Amapondakaffern, südlich von Natalien, dadurch völlig menschenleer, so wie man auch zwischen dem 24—28° N. Br. und dem 40—46 O. L. die Namen von 28 Betschuanenstämmen mit etwa 400,000 Individuen kennt, welche die Zoulah mit der kältesten Grausamkeit vernichteten. Aber auch in andern Theilen des Continents wirkten die nie ruhenden blutdürstigen Fehden benachbarter Nationen und Stämme, nnd der seit dem grauesten Alterthum ununterbrochen und lebhaft betriebene Sklavenhandel, nebst dem schrankenlosesten Despotismus der Häuptlinge, einer naturgemäßen Zunahme der Bevölkerung stets entgegen. Von den jetzigen Völkern des Erdtheils ist ein Theil in demselben ursprünglich heimisch, da seine Sprache durchaus von der aller übrigen Erdtheile abweicht, ein anderer eingewandert, was besonders mit einer bedeutenden Fraktion in Bezug auf Nordafrika der Fall ist. Ob aber der Ursprung eines dritten Theils der Bevölkerung, der in physischen Charakteren und Sprache Verwandtschaft mit asiatischen Völkerschaften zeigt, wozu besonders die Bewohner Abessiniens gehören, den Urbewohnern oder der eingewanderten Bevölkerung zuzurechnen ist, ist bei dem völligen Mangel von Daten über die ältesten historischen Verhältnisse des Continents nicht mehr zu entscheiden. Von den 5 Racen, in welche gewöhnlich die Bevölkerung der Erde getheilt wird, findet nur die kaukasische und äthiopische hier Repräsentanten, obwohl es schwierig ist, einzelne afrikanische Volksstämme, namentlich den der Hottentotten mit seinen verschiedenen Abzweigungen einer dieser Racen ein-

zuverleiben. Zu der kaukasischen gehören vorzüglich die sogenannten Berbern, Bischarîn, Nuba, Abessinier und Copten; bestimmte Einwanderer aus derselben sind die zahlreichen Araber, mit den Juden, Griechen, Türken, Armeniern und in neuer Zeit besonders auch den Europäern. Zu der Bevölkerung, die nicht mehr rein kaukasischer Race, sondern gemengt mit der äthiopischen ist, gehören die südlichsten Nubier und die Bewohner der großen Oasen längs dem Südrande des Atlas und am Südrande der großen Sahara. Zu der äthiopischen Race sind alle Nationen mit dunkelschwarzbrauner oder schwarzer Hautfarbe, krausem Wollenhaar, einem schmalen, auf den Seiten zusammengedrückten Kopf, höckriger gewölbter Stirn, stark vorragenden Jochbeinen, einer dicken plattgedrückten Stumpfnase, aufgeworfenen Lippen, stark hervortretenden breiten Zähnen, einem zurückgezogenen Kinn und häufig eingekrümmten Schenkeln zu rechnen. Aber innerhalb dieser großen Race giebt es unzählige Abzweigungen, von denen nur wenige den vollen normalen Charakter derselben besitzen und einige sogar, wie die Jolofs und theilweise die Bewohner Bornus, mit Ausnahme der Hautfarbe ganz den europäischen Typus besitzen. Von der kaukasischen Race bildet die ursprüngliche Bevölkerung des nordafrikanischen Küstenlandes bis zu den Grenzen Aegyptens, so wie die ursprüngliche der Sahara bis etwa zum 17° N. Br. oder dem Nordrande des Nigerlandes das Hauptglied. Sie führt bei den Europäern den dem größten Theil derselben gänzlich unbekannten Namen der Berbern, und zerfällt in drei große Abtheilungen: die Amazirghs, an die sich die Schilkukh (Schuluh) anschließen, in Marocco, die Kabylen in Algerien, zu denen auch die tunesischen Berbern gehören, und die Tuariks in der großen Sahara. Trotz des enormen Landstrichs, den das Ber-

bervolk einnimmt, haben alle seine Glieder übereinstimmende physische Charaktere und eine gemeinsame Sprache, die mit keiner andern außerhalb Afrika oder in Afrika selbst aus derselben Wurzel entsprungen ist, mit den meisten aboriginalen Sprachen des Continents aber das gemein hat, daß sie den Numerus der Haupt- und Zeitworte und selbst das Geschlecht durch den Worten vorgesetzte Silben anzeigt, eine Benutzung von Präfixen, welche nirgends außerhalb Afrika vorkommt und selbst den Abessiniern, deren Sprache einen deutlichen semitischen Charakter an sich trägt, fehlt. Auch die Abessinier theilen sich in mehrere Abtheilungen, deren sprachliche und physische Uebereinstimmung aber so groß ist, daß sie auf einen gemeinsamen Ursprung aller Abessinier hinweist, mit Ausnahme vielleicht einiger schwarzen, in den tiefen heißen Thälern wohnenden Stämme, wie der Schankala, die bereits ganz einen Negercharakter besitzen. Die Copten, der degenerirte Rest der alten Bevölkerung Aegyptens, zeigen in ihren gelben Hautfärbung und in der physischen Ausbildung große Uebereinstimmung mit den Abessiniern, aber ihre jetzige Sprache, das Arabische, und die früher ihnen eigenthümliche, welche auch das System der Präfixe befaß, trennt sie entschieden von denselben. Bei den Gliedern der äthiopischen Race ist die schwarze Farbe in ihrem Maximum nicht unter dem Aequator, sondern bei Völkerschaften zu finden, die, wie die Jolofs, schon in ziemlicher Entfernung davon, am Südrande des Senegal, ganz nahe an der Scheide mit der Araberbevölkerung des westlichen Theils der großen Sahara wohnen. Gegen den Aequator nimmt die schwarze Färbung der äthiopischen Race sogar allmählich ab, und während die Jolofs, eins der nördlichsten Glieder derselben, so wie die Mapoutakaffern, umgekehrt eins der südlichsten an der Ostküste, eine dunkelschwarze, glänzende, dem po-

lirten Ebenholz ähnliche Haut besitzen, geht die Farbe der nördlichen Neger nach dem Aequator allmählich in eine unreine oder röthliche über, was besonders bei den Aschântis und Ibus der Fall ist. Einzelne große Zweige der Race, wie die Fellatah, weichen sogar durch ihre helle Farbe so sehr von den übrigen Bewohnern des Binnenlandes ab, daß sie sich selbst mit Stolz für Weiße halten und von den schwarzen Eingebornen mit den übrigen Weißen gleichgestellt werden. Sie sind zuweilen durch das Olivenfarbige ihrer Haut von den südlichen Spaniern und Portugiesen gar nicht zu unterscheiden; während andere Fellatah hellkupferbraun, gleich den südlichen Kaffern, sind, denen die Fellatah überhaupt zum Verwechseln ähnlich sind. Auch einige ganz nördliche Kaffern, die fast unter dem Aequator wohnen, besitzen eine hellbraune Hautfarbe. Die hellsten der äthiopischen Race sind muthmaßlich außer den Fellatah die Hottentottenstämme des Cap- und Gariplandes, deren Hautfarbe ihnen meist das Ansehen von mit der Gelbsucht behafteten Kranken giebt. Ebenso kommen im Gesichtsschnitt die zahlreichsten Abweichungen von dem, besonders von den Guineanegern entlehnten Normaltypus der Negerrace vor. Die schönsten Gesichtsbildungen besitzen die Jolofs, die Timanis und Bulloms bei Sierra Leona, besonders das weibliche Geschlecht der Timanis, die Biafares am Gebameerbusen, die Aschântis, bei denen oft rein griechische Formen beobachtet werden, die Accrâneger, im Binnenlande die Haussaner, endlich die südlicheren Kaffern; die häßlichsten dagegen, dem Affentypus schon am nächsten stehenden Gesichter haben die Papels, Bissaös und Balantes in Senegambien, die Ibus am unteren Niger und die Sabs oder Buschmanhottentotten. Die geistreichsteu, dem europäischen Charakter am nächsten stehenden Gesichtsformen besitzen die Mandingos und

Fellatahs, welche zugleich auf der höchsten Stufe der intellectuellen Ausbildung stehen, wie es denn eine allgemeine Erfahrung bei den afrikanischen Völkerschaften ist, die nur bei den Jolofs eine Ausnahme erleidet, daß, je höher deren Bildungsstufe ist, sich zugleich deren physische Ausbildung am höchsten erhoben hat. Gleicher Weise zeigt sich eine bemerkbare Verschiedenheit in den Gesichtszügen solcher Völker, die nur aus Freien bestehen, wie die Mandingos, und denen, die Sclaven halten. Das Haar der äthiopischen Race zeigt ebenfalls mannigfache Uebergänge in den Typus der kaukasischen, wie umgekehrt zuweilen entschiedene Glieder der letzten kurzes, gekräuseltes, wolliges Haar besitzen, und in demselben Volk noch Individuen mit geradem, ächtem Haar vorkommen. Dies ist besonders bei den Abessiniern der Fall, so wie auch in der äthiopischen Race einzelne Fellatahstämme krauses, wolliges, andere schlichtes Haar tragen. Die meisten Glieder dieser Race zeichnen sich durch ihren starken, wohlgebauten Körper aus, vor Allen das Kruhvolk auf der Küste Guineas und die Männer der Kaffern, welche letztere fast ohne Ausnahme durch die Regelmäßigkeit ihres Körperbaues Bildhauern als Muster männlicher Schönheit dienen könnten. Ausnahmsweise hager und klein sind die Hottentotten, und unter diesen wiederum am kleinsten und unansehnlichsten die Sabs. Noch wenig sicher ist die Stellung der sehr klein und fein gebauten Ovahs, im Innern Madagascars, die schon ganz den physischen Typus der Malayen besitzen, und selbst die des großen Gallavolks mit den ihm zugehörigen Stämmen der Somâli, Adál und Afar oder Dankali, welche theils weiches, langes, schlichtes, theils wolliges Haar haben und durch ihre physischen Eigenthümlichkeiten den Abessiniern oft so nahe stehen, daß sie sich wenig oder gar nicht von denselben unterschei-

den lassen, obgleich ihre Sprache sie auf das Bestimmteste von denselben trennt.

So zahlreich die Völkerschaften des Continents von Afrika sind, so ist es doch in neuerer Zeit gelungen, große Sprachfamilien aufzufinden, unter die sich viele der bekannt gewordenen Sprachen subsumiren lassen. Eine der bedeutendsten dieser Familien bildet die Berbersprache, die sich mit den verschiedenen Zweigen des Berbervolks, vom Atlantischen Ocean im Westen bis fast zu den Grenzen von Aegypten im Osten, dann vom Mittelmeer im Norden bis zum Nigerland im Süden, fast ununterbrochen hat verfolgen lassen, und deren Verbreitung in Nordafrika früher noch viel ansehnlicher war, ehe das Arabische durch die Einwanderungen zahlreicher arabischer Stämme und das Ueberhandnehmen des Islams ihr Abbruch that. Noch wird sie geredet von den Amazirgh und Schilluhh (Schoulouh) in Marocco, den Kabylen und Schaouïa in Algerien, den Resten der Berbern in Tunesien und zu Sockna in Tripolitanien, endlich von den Bewohnern fast aller Oasen längs dem Südfuße des Atlas, und noch in einem verdorbenen Dialekt in den östlichsten des großen Oasenzugs, in Udschila (Augila) und Syouah, so wie im größten Theil der westlichen Sahara von den Tuariks. Untergegangen ist sie jetzt gänzlich in der Landschaft Barka, im Flachlande von Tunesien und Tripolitanien, und fast in dem ganzen westlichen Algerien, so wie in den Canarischen Inseln. Nächst dem Berber dürfte bei der kaukasischen Race das Arabische das weiteste Gebiet umfassen, indem es die fast ausschließliche Sprache in Aegypten und Tripolitanien, und zugleich die herrschende in den drei Atlasstaaten ist. Arabische Stämme erfüllen die ganze libysche und nubische Wüste bis zum 10° N. Br., und verbreiten sich auch in der westlichen Sahara, gemengt mit Tuariks bis zum Niger-

land. Besonders längs der Küste der Sahara scheint das Arabische, von der Südgrenze Maroccos bis zum untern Senegal, die Berbersprache gänzlich verdrängt zu haben. Von den übrigen Sprachfamilien der kaukasischen Race ist das Abessinische am meisten dem semitischen Stamm verwandt; seine Ausdehnung nach Süden ist noch nicht genau erforscht, wahrscheinlich verbreitet es sich in den Bergländern des oberen Nils bis zum Aequator. Die coptische Sprache ist dagegen nirgends mehr als lebend bekannt, nur die Sprache der Bischarîns in Nubien hat mit ihr Verwandtschaft. Die Sprachfamilien der äthiopischen Race sind viel weniger als die kaukasischen in ihrer Verbreitung genau zu verfolgen. Doch ist es jetzt bekannt, daß durch ganz Südafrika, vom Aequator bis fast zum Garip, längs der Ostküste, sogar noch viel tiefer bis zum großen Fischflusse der alten Ostgrenze des Caplandes, eine einzige Sprachfamilie mit denselben eigenthümlichen Bildungsgesetzen, wozu besonders das sehr ausgebildete System der Präfixe gehört, herrschend ist. Dazu gehört besonders das Mpongwe am untern Gabûn, die Bundasprache in Angola und am Zaire, das Ovaherero nördlich vom Kuisipfluß, die Sprache aller sogenannten Kaffern, das Wanika, Wakamba, westlich von Mombas, das Suahili, und endlich die sämmtlichen Sprachen der mannigfachen Betschuanenstämme im Innern. Die größte Sprachfamilie nach dieser südafrikanischen dürften noch die Sprachen der mannigfachen Mandingostämme und die der Fellatah bilden, die sich beide vom Atlantischen Ocean an bis tief in das Innere verbreiten. Mandingo wird in verschiedenartigen Dialekten von den Bamboukanern, Bambaranern, den Bulloms, Timanis und Susus, so wie von der Bevölkerung von Jallonkadu und des Kong, und die Fellatahsprache in der Landschaft Futatoro und Futa Dschal-

lón am Senegal unb in den großen Fellatahreichen von Soccatú und Gabbah am Niger geredet. Von ansehnlicher Ausdehnung ist auch die Intasprache, die an der Küste von Guinea bei dem Volk der Fanti, im Innern bei den Aschânti in Gebrauch ist. An der Mündung des Nigers und westlich bis zu den Grenzen von Dahomey, im Innern endlich, längs diesem Strom bis Boussa, ist gleichfalls eine einzige Sprachfamilie herrschend, wozu die Ibus, Yarribas, Yebus u. a. gehören. Im Innern Nordafrikas sind die Sprachen der großen Landschaften Haussa und Bornú, so wie die unter dem Namen des Kissour und Sungai bekannte von Timbouctou, bestimmt von einander verschieden, ohne daß man von deren Verbreitung etwas Bestimmtes wüßte. Gleiches gilt von der Gruppe eigenthümlicher Sprachen, die sich von den Grenzen Nubiens und Aegyptens bis tief in das Innere verfolgen läßt, und wozu die Kenous=, Barâbra= und Dongolasprache in Nubien, dann die Koldadschisprache im Innern Kordofans gehören. Ganz abweichend aber von allen diesen Sprachfamilien im Klang, inneren Bau und namentlich im gänzlichen Mangel des Gebrauchs der Präfixe, ist die Sprache der Hottentotten im Capland nebst den nur dialektisch davon verschiedenen Sprachen der Kora, Nama und Sabs.

Die Bewohner des Atlaslandes sind theils Urbewohner, Berbern, theils Eingewanderte, Araber, theils Mischlinge ohne bestimmten nationalen Charakter mit fast europäischer Gesichtsbildung, von uns Mauren genannt. Beinahe dasselbe gilt von dem Lande von Tripolis, doch hat sich in neuerer Zeit die Zahl der freien Neger in Fezzan und Barka vermehrt. Aegypten hat den größten Theil seiner in der Wüste herumziehenden Nomadenstämme durch Kriege, Cholera und Pest verloren. 1840 gab es

deren 2,895,500 Individuen, davon seßhafte Muhamedaner 2,600,000, Copten 150,000, arabische Beduinen 70,000, Neger 20,000, Juden 7,000, christliche Europäer 9,500, daneben noch Türken, Griechen, Barabras, Syrier, Abessinier, kaukasische Sklaven und Armenier. Die Bevölkerung ist demnach überwiegend von arabischem Charakter, namentlich die Fellahs (Bauern) und Bedawi (Beduinen). An den Küsten sind sie von heller Gesichtsfarbe, die sich aber im Süden verdunkelt. Der Kern sind die Beduinen, von welchen die in der Nähe der Oasen am Westrande Moggrebins heißen. Die Copten sind dunkelbraun mit flacher Stirn, schwarzen Augen und schwarzem, nicht wolligem Haar; sie sehen ernst und melancholisch aus, haben vorstehende Backenknochen, dicke Lippen und dünnen Bart. Die Einwohner Nubiens gehören dem Volke der Nub oder Nuba an, welches sich von den Grenzen Aegyptens bis oberhalb der vereinigten Quellströme des Nil erstreckte. Es zerfiel in drei große Stämme, die eine vom Arabischen verschiedene Sprache, das Nobinga, sprechen. Ihre Farbe ist reines Braun. Die nördlichsten sind die Barabra im Nilthale von Assuan bis Sebua. Der zweite Stamm, etwa 100,000 Köpfe stark, wohnt im Nilthale in den Landschaften Wadi Halfa, Mahaw und Suckot; die dritte, von bronzener Hautfarbe, sind die Dangolawi. Das bedeutendste Wandervolk Nubiens vom rothen Meere bis an den Nil sind die Wischarins oder Bischariba vom 23 bis 15° N. B. Ihre Sprache gehört dem kaukasischen Sprachkörper an. Ein anderer Stamm, nördlich von den vorigen wohnhaft, sind die Ababdahs im Nomadenvolk, berühmt durch ihre Dromedarzucht. Die eingewanderte Bevölkerung gehört zu der arabischen Race. Andere Stämme sind die kriegerischen Scheiggie, die Beni Kurb, die Schukurie, die Hal-

lenga, die Hadenda, die Beni Amar, die Hassaniah und die Kubbabisch.

In Abessinien wohnen verschiedene große Völkerschaften, wie die eigentlichen sogenannten Abessinier auf dem nördlichen Hochlande, dann in Schoa und Gurâgue, aber nirgends in tieferen Niveaus als 4000 Fuß hinabsteigend, die Agow nebst den Falassa, gleichfalls auf dem nördlichen Hochlande, dann die Galla in den südlichen trockenen Hochflächen und jetzt auch theilweise in Kâfa, Yedschou und Godscham nebst den mit ihnen stammverwandten Danákil und Adál in den trockenen Flachländern längs dem rothen Meere und dem indischen und landeinwärts bis zum Fuß des abessinischen Hochlandes, die Gongas in den südlichsten Bergländern und nördlich in einzelnen Stämmen bis zum Abái Godschams, endlich die Schánkala in den waldigen und sumpfigen Flachländern. Sie lassen sich sämmtlich auf das Bestimmteste nurch Sprache und körperliche Entwickelung als Glieder ganz verschiedener Volksstämme von einander unterscheieen. Die speciell so genannten Abessinier zeigen bereits so große Verschiedenheiten unter sich, daß es schwer ist, für sie eine allgemeine Charakteristik aufzustellen, doch weist der physische Charakter derselben auf einen gemeinsamen Charakter und auf eine Verwandtschaft mit den Arabern hin. Vorherrschend ist bei ihnen die reine braune Hautfarbe, die bei den Bewohnern des nördlichsten Theils des Landes, der Landschaft Tigré, zuweilen so hell wird, daß man sie weiß nennen könnte, während andererseits selbst in den höchsten und kältesten Theilen Abessiniens, wie in Samen, die Hauptfarbe sehr dunkel und fast schwarz ist. Auch bei der Bevölkerung der tiefen Thäler und der Mittelstufe ist sie durchweg dunkler. Nach Sprache und körperlichen Eigenschaften zerfallen die eigentlichen Abessinier noch in drei große

Zweige, welche die Bevölkerungen von Tigré, Lasta und Ambára umfassen. Die Bewohner von Tigré, besonders die der Landschaften Enderta, Amasen und Gueralta, stehen selbst unter der Bevölkerung des ganzen abessinischen Hochlandes oben an und besitzen lange und für eine farbige Race sogar bemerkenswerth schmale Schädel, eine lang gebogene Nase, dickere Lippen, lebendige und etwas geschlitzte Augen, wie etwa die Araber, vorstehende Backenknochen, wolliges Haar nebst einem wohl proportionirten Körper. Sie sind tapfer, gewandt und geschickt. Ihre Sprache steht der alten, in Nordost-Abessinien einst ausschließlich üblich gewesenen, jetzt aber völlig ausgestorbenen und nur in den geistlichen und älteren historischen Büchern enthaltenen Landessprache, dem Gheez, am meisten nahe. Die Bewohner Lasta's sind dagegen bemerkbar durch die Kleinheit ihrer Schädel, griechische Stirn, offene Gesichtszüge, Kleinheit der Füße und Hände und zierlichen Körperbau. Zugleich haben sie eine verhältnißmäßig sehr helle Hautfarbe und einen intelligenten, lebhaften, selbst heftigen, aber keineswegs zuverlässigen Charakter. Obgleich in einem sehr hohen Gebirgslande wohnend, gehören die Lastaer zu den ausgezeichnetsten Reitern Abessiniens und zählen zu dessen besten Kriegern. Die dritte Klasse, die Ambára, welche zugleich die Bevölkerungen von Schoa und von Gurâgue umfaßt, trägt am meisten den Charakter einer Mischlingsrace; sie hat breite Schädel, ein wunderschönes, großes, lebhaftes Auge, angenehmen Blick, vorstechende Backenknochen, gekräuseltes Haar und einen wohl proportionirten Körperbau. Ihre Haut ist im Allgemeinen dunkelolivenbraun, ihr Charakter gastfrei, heiter, gefällig und ansprechend, zugleich aber auch eitel, schlaff, aufschneiderisch und bei den Männern träge, während die Weiber sehr thätig sind. Zugleich überragt in Ambára und eigentlich in

ganz Abessinien das weibliche Geschlecht das männliche in der Schönheit der körperlichen Formen und der Gesichtszüge. Die Sprache der Amhára weicht von der in Tigré üblichen ganz ab. — Die zweite Hauptabtheilung der Bevölkerung Hoch-Abessiniens, die Agow, bildete muthmaßlich einst die Urbevölkerung, ist aber jetzt sehr zurückgedrängt und unterscheidet sich von der herrschenden Bevölkerung durch ihre eigenthümliche harte und mit Gutturalen erfüllte Sprache, das Agawi. Der jetzige Name Agow soll diesem Volksstamm jedoch nur durch die Amhára gegeben sein. Er selbst nennt sich Aghagha und theilt sich in zwei ganz von einander getrennte Glieder, die eine clanähnliche, von der der übrigen nördlichen Hoch-Abessinier ganz abweichende und nur bei den Galla noch vorkommende Verfassung besitzen. Eins dieser Glieder wohnt in Lasta, das andere in Agaomeder. Jetzt unterscheiden sich die Agow im äußeren Ansehen, der Kleidung, Religion und in den Sitten gar nicht von den übrigen Abessiniern; gleich ihren Nachbaren sind sie strenge christliche Orthodoxen. Auch die Falassa in Amhára, ein eigenthümliches Glied der nordabessinischen Bevölkerung, das sich durch eine eigene Sprache von den eigentlichen Amhára sondert und jetzt durchaus christlich, nur mit einigen eigenthümlichen Gebräuchen, ist, aber von eingewanderten Juden abstammen soll, und in mehreren Gegenden, namentlich in Samen und Agaomeder, den Agow benachbart lebt, dürften den letzten angehören. — Viel bedeutender ist der dritte Zweig der abesssnischen Bevölkerung, welcher das große Volk der Galla umfaßt, und über dessen Ursprung und ursprüngliche Heimath völliges Dunkel herrscht. Die Galla scheinen jedoch am wahrscheinlichsten als die ausschließlichen Bewohner der großen Savanen im Innern des Continents vom Südfuße des Hochlan-

des bis wenigstens zum Aequator gelten zu können. Sie sind erst in den verflossenen Jahrhunderten bei der immer zunehmenden Schwäche des altabessinischen Reiches immer weiter nach Norden gedrungen, haben große Provinzen desselben, wie Damot und Enarea, davon abgerissen und Schoa sogar völlig von Amhára und Tigré getrennt und sich mit den Stämmen der Edschau- (Edjow) und Wollo-Galla endlich mitten in das nördliche Hochland selbst eingedrängt. Der Name Galla, der schon in griechischen Inschriften der Ptolemäerzeit vorzukommen scheint, ist seinem Ursprunge und der Bedeutung nach völlig unbekannt, obgleich behauptet wird, daß er in der Sprache des Volkes selbst Angreifer bedeutet. Die Galla nennen sich nicht so, sondern mit nationalem Stolz Orma, d. h. Männer, ihre Sprache Jllm'orma, ihr Land Ormania. Sie bilden eine der schönsten Racen des Continents mit einer fast rein braunen, dem Kaffeebraun ähnlichen Hautfarbe, die nur bei den in den heißen tiefen Thälern wohnenden zu einer fast schwarzen wird. Da die Hautfarbe der Galla im Allgemeinen viel dunkler, als bei den eigentlichen Abessiniern ist, so nennen die letzten die Galla nach einem alten Gheezworte auch wohl Tokruri, d. h. Schwarze. Einige Gallastämme haben glattes, andere gekräuseltes Haar; sie lassen es sämmtlich in langen, stark mit Fett eingeriebenen Flechten herabhängen. Der Wuchs der Galla ist durchweg gut, ihre Haut außerordentlich fein, die Stirn hoch, die Nase meist adlerartig, nur zuweilen etwas flach; ihre Gesichtszüge sind zugleich ungemein ausdrucksvoll. Besonders das weibliche Geschlecht der Galla in Abessinien ist durch seine reizenden Gesichts- und zierlichen Körperformen ausgezeichnet. Auch der Charakter der Galla wird im Allgemeinen gerühmt, indem sie als sehr energisch, intelligent und ehrlich gelten; als Sklaven zieht man sie

wegen ihrer eminenten geistigen und körperlichen Eigenschaften, und noch wegen ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an ihren Herrn allen anderen vor. Die Galla sind durchweg unerschrockene Krieger, ausgezeichnete Reiter und großer Anstrengung fähig, doch standen sie früher im Ruf, höchst grausam und blutdürstig zu sein, und selbst jetzt noch sind viele ihrer Stämme als kühne Räuber verrufen. In den Savanen des Südens treiben sie fast ausschließlich Viehzucht, im nördlichen Hochlande, in Lasta, Yedschou und Godscham haben sie meist die Sitten, Religion und Sprache der Nachbaren angenommen, so daß die jetzige Generation kaum mehr die Sprache ihrer Voreltern kennt und neben der Viehzucht auch fleißig Ackerbau treibt. Nur im Süden und Südwesten, wo die Gallabevölkerung die fast ausschließliche ist, spricht sie ihre eigenthümliche, selbstständige Sprache, die sich in einem verwandten Dialekt bei den Danákil und Adál wiederfindet. Trotz der Größe dieses Volkes und seiner Kriegslust bildet es doch kein größeres Reich, sondern zerfällt in unzählige größere und kleinere Stämme, die sich mit der Absicht, Menschen und Vieh zu rauben, von denen die ersten auf die Sklavenmärkte geführt werden, fortwährend befehden; nur die gemeinsame Sprache bildet ein Band zwischen ihnen. Die Danákil der Samhara sind mit den sogenannten Adál in der Nähe der Tadschurrabai, von denen sie durch die Asábogalla getrennt werden, ganz identisch. Sie selbst nennen sich Afár oder Afer, was in ihrer Sprache so viel als Freie bedeutet, da die Namen Danákil (Sing. Dankali) und Adál (richtiger Adaïel, Sing. Adali) ihnen nur von den Arabern gegeben werden. Nach einigen Berichten soll jedoch das Wort Danákil ein ursprünglich abessinisches und von Donak, welches im Tigré Schiff bedeutet, abgeleitet sein, da ein großer Theil der längs

der Küste und auf den Inseln des rothen Meeres wohnenden Afár fast ausschließlich von Schifffahrt und Fischerei lebt, wogegen die tiefer im Lande lebenden vorzugsweise Viehzucht und den Transport von Waaren in das Innere und umgekehrt nach der Küste betreiben. Nur ein Theil der Afár, die Taltal, sind, begünstigt durch ihren Wohnsitz, seßhaft auf einer fruchtbaren Mittelstufe des Hochlandes. So bilden die Afár auch keinen großen Staat, sondern zerfallen in zahlreiche kleine völlig von einander unabhängige und sich stets unter einander befehdende Stämme (Gabâyl oder Kabylen), die zusammen etwa 6000 waffenfähige Männer stellen können und mit Ausnahme der Taltal nur bis zum Fuße des Hochlandes oder bis so weit Kameele existiren können, reichen. Die Afár stehen den Galla bei weitem im Charakter nach, indem sie bigott, räuberisch, grausam, träg, verrätherisch, unzuverlässig und im höchsten Grade lügenhaft sind. Ihre Hautfarbe ist dunkel, aber nicht schwarz, ihr Haar lang und nicht gekräuselt; die Gesichtszüge sind wohl gebildet und, wie bei allen Nomaden, scharf ausgeprägt. — Das vierte Hauptvolk Abessiniens, die Schánkala (gewöhnlich Schangalla genannt), bewohnen die dichten, sumpfigen Wälder der Kolla am nördlichen und westlichen Fuße des Hochlandes und wohl auch am südlichen in Kafa; zugleich ziehen sie sich in den tief eingeschnittenen heißen Thälern des Takazzé und Marab bis tief in das Hochland hinein. Ihr Name bedeutet im Abessinischen schwarzer Wilder, und sie gelten den Abessiniern wegen ihrer tief schwarzen Haut, ihrer flachen Nasen und dicken Lippen meist für Neger, doch sollen sie durch ihre Sprache sich nicht von den ächten Abessiniern unterscheiden. Von diesen sind sie gehaßt und gefürchtet, und sie werden von ihnen auf alle mögliche Weise verfolgt, so wie sie sich selbst durch häufige

Raubzüge in die benachbarten abessinischen Thäler entschädigen. Ihr Charakter gilt deshalb als rachsüchtig und grausam, doch geben sie gefangen treue und zuverlässige Sklaven und unerschrockene Krieger ab. Von ihnen wird viel Gold und Elfenbein nebst Rhinoceroshörnern in den Handel gebracht, da die undurchdringlichen Wälder ihres Gebiets von Elephanten, Rhinoceronten und Raubthieren wimmeln und sie deshalb fast allein von der Jagd auf dieselben leben. — Das fünfte Hauptvolk, die Gongas, scheinen einst die aboriginale Bevölkerung des südlichen Hoch-Abessiniens in Enarea, Kafa, Woratta, Dschindschiro ausschließlich gebildet zu haben, wo sie noch jetzt, aber zum Theil unter Gallaherrschaft, leben. Nördlicher verbreiten sie sich in einzelnen Stämmen bis zu der großen Biegung des Abái um Godscham und überschreiten dieselbe, indem sie noch in Damot wohnen. Ihre Sprache ist eine ganz eigenthümliche und von den übrigen völlig verschieden. Die Hauptfarbe der Gongas ist olivenfarbig, und in Enarea fast so hell, wie die Hautfarbe der Spanier und Portugiesen.

Die Bewohner der Somalilandes auf der Ostspitze des Continents sind im Nordwesten die Adálstämme, in der Nähe des Meeres die Somâli und tiefer im Innern die Gallastämme, längs der Küste das reiche Volk der Hawia, das sich wieder in zwei Hauptstämme abzweigt: die Edoursomâli und Darroudsomâli; diese zerfallen in die Haber (d. h. Sohn), Awalsomali, die Isa, die Dulbahunta und die Murreysomâli.

Die Bewohner des Kaffernlandes gehören zu einem einzigen großen, Südafrika in seiner ganzen Breite und Länge, mit Ausnahme des südlichsten Randes, einnehmenden Volke, das in seiner eigenen Sprache keinen gemeinsamen Namen für sich hat, da

ihnen der Name Kaffern erst von den Portugiesen und den alten dort angesiedelten Handelsleuten gegeben wurde, weil sie anderer religiöser Ueberzeugung waren, als die muhamedanischen Rechtgläubigen. Das Wort Kaffern ist von dem Arabischen Kafara, läugnen, abgeleitet. Wie stark die Bevölkerung ist, ist unbekannt. Sie sind von ausgezeichneter körperlicher Bildung, groß, muskulös und regelmäßig gebaut, muthig, gelenkig und von guter Haltung. Ihre Stirn ist hoch, die Nase vorstehend und die Gesichtsbildung zeigt mehr den asiatischen Typus, trotz des wolligen Haares und den hervorstehenden Backenknochen. Negerähnlicher sind die Bewohner von Mozambique, die Makua. Die Zoulah scheeren meist ihr Haupt und lassen nur einen kleinen Schopf stehen, den sie mit Federn zieren. Das weibliche Geschlecht steht in der Regel dem männlichen an Körperbildung weit nach, mit Ausnahme der schön geformten Weiber der de Lagoaner und der noch schöneren Amatembaweiber, deren jedes mit 40 bis 80 Kühen von ihrem Gatten gekauft wird. Im Süden ist die Hautfarbe der Einwohner rein braun, die nördlicheren Stämme fallen immer mehr ins Schwarze. Erstere tätowiren sich nicht, wohl aber die Makua, die ihr Gesicht auch durch große Quernarben über Stirn, Nase und Kinn von Ohr zu Ohr entstellen. Der Charakter der Kaffern gilt im Allgemeinen für viel weniger vortheilhaft, als der der stammverwandten Betschuanen, indem die Männer besonders träge, rachsüchtig und im Kriege verrätherisch und grausam sind. Sie sind aber zugleich scharfsinnig, heiter, kriegerisch, ungemein tapfer und gegen Schmerzen abgehärtet. Die de Lagoaner gelten für ehrlich zuverlässig, wenn sie nicht durch die Portugiesen verdorben sind, und erweisen sich auf englischen und amerikanischen Schiffen als ungemein arbeitssam, brauch-

bar und ordentlich. Auch die Zoulahs sind den neuen Ansiedlern in Natalien brauchbare, ehrliche und unermüdliche Gehülfen im Ackerbau. Die Amatemba sind friedlich, mild, ja furchtsam, ebenso die Amaponda, die jedoch einige grausame Gebräuche beibehalten haben. Alle Kaffern haben eine überaus wohlklingende, volltönende Sprache, die bei den in der Nähe der Hottentotten wohnenden Stämmen die eigenthümlichen Schnalzlaute der letzteren besitzt. Die Zoulah und Amakosa haben kein r und zeichnen sich durch die keiner anderen stammverwandten Sprache eigene grammatische Structur aus, indem sie Declinationen sowohl, als Conjugationen und namentlich die Casus, Numeri und Genera ganz durch Präfixe bilden, welche den Artikeln analog sind, so daß die Nomina, mit Ausnahme eines bloß euphonischen Wechsels der Anfangsbuchstaben, unverändert bleiben. Die Sprache aller Stämme ist so reich, so bestimmt und biegsam, daß es selbst unter den ausgebildetsten Sprachen keine geben soll, die auf so festen, consequenten Gesetzen beruht und so wenige Ausnahmen erleidet.

Das Capland ist dünn bevölkert, meist von Eingewanderten holländischen Ursprungs (Afrikandern), englischen Stammes, Asiaten, Malayen und Afrikanern, Negern aus Mozambique und Madagaskar oder Betschuanen, theils auch aus der ursprünglichen Bevölkerung, den Anaqua (Hottentotten), Amakosa, Fingu- und Anatemba-Kaffern und Bassutobetschuanen. Die Hottentotten zerfallen in vier Stämme: 1) die sogenannten Colonialhottentotten, 2) Nama, 3) Korana, 4) Saab. Die Hottentotten bilden insgesammt eine isolirte und ihrer Sprache und ihren physischen Verhältnissen nach von allen übrigen Bewohnern des Continents bestimmt geschiedene und äußerst häßliche Race, welche durch ihre schmutzig olivengelbe Gesichtsfarbe, niedri-

gen Schädel, ihre durch meist breite, sehr hervorstehende Backenknochen (mit Ausnahme des Koranastammes) eckige Gesichtsform, dicke Lippen und eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase auffallende Aehnlichkeit mit den Mongolen besitzen, von diesen aber durch ihr Wollenhaar und ihre Sprache, welche ein häufiges Schnalzen mit der Zunge und ein eigenthümlicher Bau auszeichnet, sich bestimmt unterscheiden. Die Gesichtszüge der meisten Hottentotten, besonders älterer Individuen, sind überaus häßlich und durch den stark vorstehenden Mund sogar affenartig; der Wuchs derselben klein. Die Hottentotten kennen sich selbst nur unter dem Namen Anaqua oder Quaqua, da ihnen der schon von den ersten holländischen Einwanderern aus unbekannten Gründen gegebene und bei den Europäern gebräuchlich gewordene Name Hottentott ursprünglich völlig unbekannt war. Rein sieht man Hottentotten nur in den nördlichsten, in jüngster Zeit erst dem Caplande einverleibten Strichen zunächst dem Garip, und selbst hier nur in den Stämmen der Nama, Korana und Saab, da die innerhalb der Grenzen der ehemals holländischen Capcolonie wohnenden sogenannten Colonialhottentotten in mannigfache Verbindungen mit Europäern und deren Nachkommen, Kaffern und wohl auch mit Malayen und Negern eingegangen sind und selbst ihre Sprache verlassen haben, statt welcher sie sich jetzt eines aus hottentottischen, holländischen und kafferschen Worten gemengten Patois bedienen. Durch eine Acte des früheren Gouverneurs, des Generals Bourke, waren sie schon 1828 mit den weißen Bewohnern des Caplands in gesetzlicher Hinsicht auf ganz gleichen Fuß gesetzt worden. Die Colonialhottentotten leben im ganzen Caplande zerstreut, meist im Distrikte der Bauern, denen sie als Hirten und als ganz vorzügliche Wagenlenker ungemein nützlich

werden, aber sie sind unreinlich, unkriegerisch, dem Trunke auf das Aeußerste ergeben und höchst leichtsinnig, doch auch willig, gefällig, gutmüthig und meist ehrlich. Bei reinerer Abkunft sind sie klein von Wuchs. Die aus der Vermischung von Hottentottenfrauenzimmern mit Europäern und deren Nachkommen hervorgegangene Race, die sogenannten Bastards, überragt sie an körperlicher Entwickelung bedeutend. Im Jahre 1829 wurde ein aus etwa 6000 Individuen bestehender compacter, meist christlicher Haufe derselben durch das englische Gouvernement zum Schutze der östlichen Grenzen in einer durch ihre natürlich feste Lage gesicherten Localität am Katrivier angesiedelt, der sehr wohl gedeiht. Hier und in den großen, durch die Herrnhuter gebildeten Niederlassungen Gnadenthal, Groenekloof, Enon, so wie in den allein aus Hottentotten gebildeten, ausschließlich zum Schutze der östlichen Grenzen bestimmten Corps reitenden Jäger (Cape Mountain reflis) erweisen sich die Hottentotten industriös, moralisch und ganz wohl bildungsfähig; indem ihre guten Eigenschaften hervortreten und Trunkenheit nicht geduldet wird. So war in den sechs Jahren nach 1829 in der Niederlassung am Katrivier nicht ein einziger Criminalfall vorgekommen. Aus den Bastards hat sich im Laufe der Zeit eine ganz eigenthümliche und jetzt schon 15- bis 20,000 Köpfe starke Volksmasse gebildet, wovon die ersten Glieder noch im Laufe des vorigen Jahrhunderts aus dem Capland ausgewandert waren und die nunmehr entweder noch mit zahlreichen Heerden in den weiten Savanen zwischen dem Nu und Key Gariep nomadisirend herumziehen, oder dort kleine Staaten mit einzelnen Orten, z. B. in Philippopolis und Plaatberg, im laufenden Jahrhundert gegründet haben, Ackerbau treiben und sich immer mehr vergrößern. Die Bastards sind im Allgemeinen von mitt-

lerem Wuchse, doch kräftigeren Körperbaues, als die reineren Hottentotten, mit denen sie die wesentlichsten physischen Züge des Hottentottenstammes, Milde, Friedfertigkeit und Trägheit, verbunden mit holländischem Phlegma, gemein haben. Doch besitzen die Bastards bei weitem nicht so den normalen Hottentottentypus, als die unabhängigen Hottentotten im Norden des Garip. — Der zweite Hottentottenstamm, die Kora (gewöhnlich Korana, früher auch häufig Koraqua genannt, da die in hottentottischen Namen häufige Endsylbe qua so viel als Stamm oder eine Vielheit von Individuen bedeutet), lebt vorzüglich nomadisirend in den ungeheuren Ebenen in einem 10 Grade breiten Strich zwischen den Grenzen des ehemaligen holländischen Caplandes und dem oberen Laufe des vereinigten Garip, von wo er sich in neuerer Zeit höher hinauf in das Quellstromland desselben an den Ufern des Key Garip, Modder und Riet Rivier verbreitet hat, und er ist mit den nördlich vom Key Garip wohnenden 20000 Köpfe stark. Die Korana unterscheiden sich vortheilhaft von den Colonial- und übrigen Hottentotten durch hohen, wohl proportionirten Wuchs, körperliche Stärke, belebte Augen, ein schön ovales Gesicht und Intelligenz; aber sie sind träge, höchst räuberisch und grausam und beunruhigten bis zur Ausdehnung der englischen Oberherrlichkeit nach dem Garip fortwährend ihre Nachbaren, da sie frühzeitig mit dem Gebrauche des Schießgewehrs bekannt wurden. — Die Nama oder Naman, gewöhnlicher Namaqua, d. h. Namamänner, genannt, leben in den Ebenen am unteren Garip bis zur ehemaligen südwestlichen Grenze des Caplandes am Kausie. Zum Unterschied von den im Norden des unteren Garip wohnenden Nama, den sogenannten Groß-Nama, heißen sie auch wohl die Klein-Nama. Durch die erschreckliche Dürre ihres Bodens

sind sie zum beständigen Wanderleben gezwungen, und nur in einigen mit schwachen Quellen versehenen Oasen, wie Komaggas, Kokfonteyn und auf den Abhängen des hohen Khamies, gelang es wesleyanischen und deutschen Missionaren, eine kleine Anzahl Nama an seßhafte Lebensweise zu gewöhnen. — Die Buschmänner oder Saw (Saab), wie sie sich selbst nennen, leben in den Ebenen der dritten Terrasse südlich von den Korana und in der Nähe des Nu Garip, theils auch in den unzugänglichsten Klüften der Gebirge der Distrikte Colesberg und Somerset. Ohne allen Ackerbau und Viehzucht existiren sie theils von der Jagd, Heuschrecken, Honig und den kleinen Zwiebeln der zahlreichen Ixiasarten ihres Gebiets, theils auch vom Diebstahl, da alle wiederholten Bemühungen von Gouverneuren, Privatpersonen und Missionaren, sie zu civilisiren, an ihrem unüberwindlichen Hange zum vagabondirenden Leben gescheitert sind. Ihre Zahl vermindert sich immer mehr; sie sind klein (unter 5 Fuß hoch), hager, aber äußerst gewandt und der unglaublichsten körperlichen Anstrengung fähig, zugleich energisch, mit scharfem Verstande begabt, rachsüchtig und höchst grausam. Ihre affenartigen Gesichtszüge sind äußerst häßlich; physische Noth, die Folge der Lebensweise, trägt in späteren Jahren noch mehr zur Ausbildung der Häßlichkeit bei. Jung gefangen, werden die Buschmänner sehr nützliche und treue Hirten der Bauern, und sie sind für gute Behandlung sehr dankbar. Ihre Sprache, der lautärmste Dialekt der Hottentottensprache, ist jedoch zugleich der reichste an Schnalzlauten und tiefen Kehltönen. Die Buschmänner bedienen sich bei ihren Raubanfällen unter den südafrikanischen Stämmen fast ausschließlich der Bogen und vergifteter, schnell tödtender Pfeile, die sie mit großer Sicherheit auf 100 bis 150 Schritt zu gebrauchen wissen. Früher waren sie be-

sonders der Schrecken der Grenzdistrikte, und noch in neuerer Zeit fürchteten Bauern, Hottentotten und Koras trotz ihrer Feuergewehre gleichmäßig die Raubanfälle der Buschmänner, und nur die mit großen mannshohen Schilden bedeckten und dadurch vor den Pfeilen der Buschmänner gesicherten Kaffern wurden von ihnen wieder gefürchtet. Von den Kaffern des Caplandes bewohnen Amakosa vorzugsweise die im Jahre 1847 neu erworbenen zwischen dem Großen Fischflusse und der jetzigen Ostgrenze gelegenen Landschaften Victoria und British Kafferland. Außerdem wohnt noch eine 1500 Köpfe starke isolirte Amakosa-Colonie auf der inneren Stufe an den Karreebergen. Vom Stamm der Amatembakaffern gehören die in der Umgebung des Missionsplatzes Siloh und am Klip Platsrivier an der äußersten Ostgrenze wohnenden hierher. Die Fingú, d. h. in der Kaffersprache Ausgestoßene, nach einem ihnen von den Amakosa gegebenen Schimpfnamen genannt, waren ursprünglich ein großer, in acht Stämmen in Natalien wohnhafter Zweig des großen Kaffervolkes, dessen Individuen schon viel vom Negercharakter und zugleich einen athletischen wohlgebauten Körper, doch eine weniger flache Nase und weniger dicke Lippen, als die eigentlichen Neger, besitzen. Sie wurden in ihrer ursprünglichen Heimath meist von den Zoulah im Laufe dieses Jahrhunderts vernichtet; den schwachen entflohenen, bei den Amakosa Schutz suchenden Rest hielten diese längere Zeit in der drückendsten Sklaverei, bis es ihm auf dringendes Gesuch gelang, während des Krieges 1837 beim Einfall britischer Truppen in die Amakosina aus der Sklaverei befreit zu werden. 15000 Fingú, deren Zahl sich fortwährend rasch vermehrt, leben nun auf ostbritischem Gebiet als ruhige Bewohner desselben und werden der übrigen Bevölkerung sehr nützlich, indem sie in den

Küstenstädten Albanys als thätige starke Lastträger, im Innern als vorzügliche Hirten, endlich in Zitzikamma, wo sie in großer Zahl angesiedelt gut gedeihen, als Holzschläger verwandt werden. In dem Kriege 1851 gegen die Amakosa haben sie sich als die treuesten und tapfersten Freunde der englischen Regierung erwiesen. Im Körperbau und Wollenhaar mit den übrigen Kaffern übereinstimmend, besitzen doch die Fingú eine viel dunklere, umbrabraune, fast ebenholzschwarze glänzende Hautfarbe, und gleichen dadurch schon den Zoulah. Sie sind zugleich ein nüchternes Volk von gutem Charakter und viel arbeitsamer als die anderen Kaffern. Von den jetzt zum Capland gehörenden Betschuanen sind die Bassouto die zahlreichsten und unzweifelhaft der interessanteste Stamm ihres Volkes. Sie bewohnen einen Theil der Garip-Terrasse zwischen dem Caledon und dem Quathlamba, und finden sich besonders mit ihren Niederlassungen in den durch die hohen Felsmassen geschützten Thälern, zum Theil auch auf den oberen ebenen Flächen der Felsen ihres Gebiets, da sie früher den Räubereien und mörderischen Angriffen der Nachbaren im hohen Grade ausgesetzt waren. Auch sie sind erst seit 1824 aus dem Norden in ihr jetziges Land gezogen, und betreiben als ein fleißiges achtungswerthes Volk mehr Ackerbau, als die übrigen Betschuanenstämme. Ihre Regierungsform unter englischer Oberherrlichkeit ist halb monarchisch, halb republikanisch. Ein zweites, dem Capland angehörendes Betschuanenvolk sind die Mantaeti, einst ein mächtiges und zahlreich im Norden der de Lagôabai lebendes, aber durch die Zoulah großentheils vernichtetes Volk, von dem nur schwache Reste entflohen, die sich seit dem Jahre 1820 am Westrande der Quathlamba niederließen, wo sie, gleich den Bassouto, die fast unersteiglichen, oben tafelförmigen Sandsteinfel-

sen bewohnen, dabei aber einen ausgedehnten Ackerbau treiben. Noch andere kleine Betschuanenstämme, die zersprengten Reste größerer, haben in denselben abgelegenen Gegenden im Laufe dieses Jahrhunderts Ruhe vor ihren Verfolgern gefunden, so wie auch einzelne Betschuanen neuerdings zahlreich in die östlichen Distrikte der Colonie eingewandert sind, wo sie als Dienstleute und vorzügliche und zuverlässige Hirten sehr geschätzt werden.

Völkerschaften des westlichen Südafrikas. 1) In Großnamaland wohnen spärlich Hottentottenstämme, die Nama und Saab. Sie sind groß und wohlgebildet, auch die Weiber schlank; ihr Charakter friedlich und freundlich. Im Norden wohnen die Buschmänner. 2) Im Lande der Bundavölker gehören die Bewohner ihren sprachlichen und physischen Verhältnissen nach dem großen südafrikanischen Volksstamm an, kräftig, gut gebaut, wie die Kaffern. Sie sind harmlos und gut geartet. Ihre Sprache führt den Namen Bunda, sie ist reich und gut gegliedert, auch wohlklingend.

Völkerschaften Guineas. Sie zerfalleu in eine große Zahl kleiner Stämme, die sich in 4 Gruppen ihrer Sprache und Abstammung nach theilen: 1) Der Stamm der Mandingo, im Norden bis zum Mesuradocap. 2) Das Aschanti- oder Intávolk, vom Palmas- bis zum Voltafluß. 3) Die Stämme zwischen dem Volta und Niger. 4) Die Stämme vom Südrande des Cameran bis zum Gabun, den Bundavölkern sich anschließend. Sie sind schwarz und tragen den eigentlichen Negertypus mit einigen Schattirungen nach der kaukasischen Race. Merkwürdige Ausnahmen der Schädelbildung, die sich der europäischen nähert, finden sich auch hier, namentlich bei den Frauen an der Goldküste und den Aschantimännern.

Der seit Jahrhunderten ununterbrochene Sklavenhandel hat übrigens einen besonders ungünstigen Einfluß auf die Bevölkerung Guineas ausgeübt, die überall am ärmsten und verdorbensten da ist, wo der Sklavenhandel am stärksten betrieben wurde, während umgekehrt höhere geistige Regsamkeit, höhere Moralität, größerer Wohlstand und bessere politische Verhältnisse in allen Gegenden der Küste, wie bei den Mena, oder im Innern gefunden werden, wo der Sklavenhandel weniger seinen Einfluß ausübte oder wenigstens die Bevölkerung weniger mit der demoralisirten Mannschaft der europäischen Sklavenschiffe in Verbindung kam. So werden die Dahomeer und Aschanti gleichmäßig wegen ihres festen, würdigen, ernsten Benehmens und ihrer Tapferkeit, erstere auch noch wegen ihres Edelmuths, letztere wegen ihrer mannigfachen technischen Geschicklichkeit gerühmt. Ueberhaupt besitzen beide Völker viele gute, freilich auch mit barbarischen gemengte Gebräuche und ein so seltsames Gemisch von Wildheit und Civilisation, wie es in der Weise sich kaum zum zweiten Male im Continente vorfinden dürfte. Bei allen Gliedern der hiesigen Bevölkerung ist übrigens Polygamie üblich, und je mehr ein Mann Frauen besitzt, für desto wohlhabender gilt er, ganz wie es bei den Kaffern Südafrikas der Fall ist. Aus der Mandingogruppe gehören zu den Bewohnern Guineas die vom Cap Verga bis Sierra Leona wohnenden Sousou, die Bulloms und Timmani in der nächsten Umgebung der Sierra Leona, endlich die Sulima und Kuranko im bergigen Binnenlande zwischen Sierra Leona und den Nigerquellen, wozu die nicht genauer gekannten Bewohner des westlichen Kong, die sich aber selbst Mandingá nennen, und noch die wahren Mandingo gehören, welche ebenso, wie früher die ihnen stammverwandten Timmani und Sousou, aus dem Innern Senegambiens

gekommen sind und allmählich die Urbewohner des Küstenstrichs bei Sierra Leona auf einen kleinen Distrikt hart am Meere beschränkt haben. Alle diese Völkerschaften sprechen eine nur dialektisch vom Mandingo Senegambiens verschiedene Sprache und besitzen mit Ausnahme der Sousou eine kräftige, regelmäßige und sehr schöne Körperbildung, mit angenehmen Gesichtszügen, eine schöne schwarze Hautfarbe und besonders die Timmani ein offenes, freies Benehmen und zugleich ausgezeichnete körperliche Eigenschaften.

Zu dem zweiten großen Theil der Bevölkerung Guineas, dem Intá- oder auch Aschantistamm, gehören außer zahlreichen kleineren Gliedern: 1) Auf der Körnerküste und am Cap Palmas die Vey, Bassá und das Mena- oder Kruvolk; 2) im westöstlichen Theil Guineas die Fanti, die Bewohner von Accra. Aus der Bevölkerung der Bergländer im Innern sind zum Intávolk die Aschanti und die Daghwumba zu rechnen. Alle Inta sind gerade, wohlgestaltet und kräftig, aber am athletischsten die eigentlichen Aschantimänner gebaut; die schwärzeste Hautfarbe besitzen darunter die Bewohner der Goldküste, und davon wiederum am meisten die Fanti, doch ist dieselbe hier niemals so schwarz, als bei der Bevölkerung Senegambiens, und namentlich nicht, wie bei den Jolofs. Am meisten weichen unter den Intás in den physischen Eigenthümlichkeiten die Aschanti vom wahren Negercharakter ab. Die Sprache der Intá zerfällt in eine Unzahl Dialekte, die oft so von einander abweichen, daß selbst benachbarte Stämme sich nur mit Mühe verstehen. Da die Sprache der Fanti, einer der größten Intástämme, den Gebrauch der Präfixe hat, so ist anzunehmen, daß bei allen übrigen Intá dieselbe Spracheigenthümlichkeiten stattfindet. Von den bekannteren Gliedern dieser Gruppe sind die Mena, oder

wie sie an der Küste gewöhnlich genannt werden, das Kruvolk, besonders aber die Aschanti bei Weitem die interessantesten. Erste zerfallen in zwei, nach Sprache und physischem Charakter zusammengehörende, durch große Animosität aber von einander getrennte Abtheilungen, die Grebo oder die eigentlichen Kruleute (Krumen) und die sogenannter Fischleute (Fishmen), von denen jene, die zahlreicheren, auf der Körnerküste von Gr. Sestros bis Cap Palmas und dann auch auf der Elfenbeinküste im Osten dieses Caps bis zum Cavallyfluß und Cap Lahu sich verbreiten, während die Fishmen nur auf der Körnerküste bei Nanna Kru, Setta Kru und King Williams Town ansässig sind.

Völker Senegambiens. Sie bestehen aus einer sehr großen Zahl kleiner Völkerschaften, in drei Gruppen zusammenzufassen: Die Jolof, Dhiolof oder Wolof, die Mandingo und die Fuhlah. (S. darüber Ausführlicheres im Gumprecht'schen Werke über Afrika. S. 228 ff.)

Die Bewohner der Sahara gehören theils dem arabischen, theils dem Berber-, theils dem davon ganz verschiedenen Tibbostamme an. Der erste Stamm ist eingewandert und erstreckt sich in zwei großen Zweigen westlich längs dem atlantischen Ocean bis zum untern Senegal und bis zur großen Hauptstraße von Tunt nach Timbuctu, und östlich von dem Oasenzuge von Siwah und Udschilsa südlich bis Cardofan und Darfur. Der Berberstamm wohnt zwischen der genannten großen westlichen Handelsstraße und der östlichen von Murzuk nach Kaschna. Die Tibbo im Osten von den letzteren. Sie sind sämmtlich Nomadenvölker, mäßig, hart, stolz und unbändig, aber leicht von Sitten. Die Nomaden arabischen Ursprungs nennen sich Bedawi, Beduinen, d. h. Wüstenmänner (von Bid, die Wüste), und

waren in Europa unter dem Namen der Mauren zuerst bekannt. Alle Araber der Sahara zeigen in Gestalt, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuchen große Uebereinstimmung, sowohl unter sich, als mit den Bewohnern ihres ursprünglichen Heimathslandes; eine Eigenthümlichkeit, welche überhaupt für die arabische Race überall, wohin sie gedrungen, bezeichnend ist, und die trotz des Verlaufs vieler Jahrhunderte und ungeachtet aller Kriege und Verbindungen mit den Urbewohnern unverändert fortwährt. Diese merkwürdige Uebereinstimmung wird dadurch noch größer, daß die Araber sämmtlich die Sprachen ihres Ursprungslandes reden, welche im Osten in den Umgebungen Kordofans fast noch das reinste Koreisch ist, wogegen die im Westen allerdings so viele Eigenthümlichkeiten angenommen hat, daß sie kaum von den Bewohnern Aegyptens und Syriens verstanden wird. Sie bildet deshalb einen eigenthümlichen, unter dem Namen des moghrebinischen, d. h. westlichen, bekannten Dialekt, der in Marocco in früheren Jahrhunderten am meisten zur Schriftsprache veredelt worden war. Die Araber der Sahara sind also vorherrschend kein Mischlingsvolk, gleich den sogenannten Mauren der Atlasländer, mit denen man sie früher identificirt hatte. Am schärfsten tritt ihre Verschiedenheit von andern Völkern des Continents am untern Senegal hervor, indem hier die Araber durch Lebensweise, Sprache und physische Eigenthümlichkeiten auf das Schärfste von den Negervölkern im Süden des Stroms sich trennen. Weniger physisch reiner Abkunft ist die arabische Bevölkerung der Oasen und der Stamm der Uled Amer, indem beide durch häufige Verbindungen mit Negersklavinnen sich schon dem Negertypus nähern und alle Fehler und Laster der Araber vereinigen. Umgekehrt haben ähnliche Verbindungen von dunkelbraunen Arabern mit Ne-

gerinnen in den Ebenen des weißen Nils bei den daraus hervorgegangenen sogenannten Moalets eine Racenveredlung hervorgebracht, die sich besonders in den reizendsten Formen des weiblichen Geschlechts kund giebt. Nach ihren körperlichen Verhältnissen sind die männlichen Araber der Sahara von hagerem, aber starkem, wohlproportionirtem und zugleich ausgezeichnet hohem Wuchs, ihre Nase ist gebogen, meist eine wahre Adlernase, das Auge schwarz, klar und durchdringend, die Hautfarbe vorzüglich von der Farbe der Bronce, nur bei einigen Stämmen am weißen Nil dunkel und selbst schwarz, die Gesichtszüge sind ruhig und, wenn sie nicht durch Leidenschaften aufgeregt werden, fast unbeweglich. In der Jugend zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch außerordentlich feine Gesichtszüge und sehr feine Körperformen aus. Die Reize der Jugend werden noch ungemein durch das feine Auge erhöht, aber die harte Arbeit, die sklavische Behandlung und der herrschende Geschmack der Männer an übermäßig dicken Körperformen der Frauen zerstört bald diese Vorzüge, indem besonders bei den westlichen Arabern, wie bei den Bewohnern der Südseeinsel Hawaï, der Vorzug eines Weibes nur nach dem Gewicht geschätzt wird, und dasselbe nur dann für schön gilt, wenn es sich in einen unförmlichen Fettklumpen verwandelt hat und seiner Schwere und Dicke wegen von zwei Männern geschleppt werden muß.

Die bekanntesten und bedeutendsten Stämme der westlichen Araber sind die 26 Meilen oberhalb der Mündung des Senegal zwischen ihr und Portendik wohnenden Trarzas, dann die im Innern daran anstoßenden Braknas, ferner noch tiefer im Innern, Futa Toro und Galam gegenüber, die Dowisches, jetzt der mächtigste Stamm am untern Senegal, die Uled-Amer abermals in einem großen Gebiet verbreitet, die Uled-Bou-Sba zwischen der Arguin-

bai und der Oase Uadan, die Udaia in Uadan selbst, der mächtige und zahlreiche Stamm der Uled-Deleim zwischen Udan und Oued Noun, die Berabisches bei Arauan, nebst den Zauat und Salab, ebenfalls auf der großen Straße von Timbuctu nach Marocco, endlich die Aris an der Südgrenze Maroccos. Im Nordosten wohnen die Zouwayyah zwischen Udschila und den Kebababoasen, ebendort die Djabu (Dschabu), endlich im äußersten Osten die die Salamat, und es durchziehen Abtheilungen der Hassânyeh, Kubbabisch und Bakara nebst anderen Stämmen von geringerer Bedeutung die Ebenen bis in die wüsten Theile Nubiens.

Die zweite große Abtheilung der Saharabevölkerung bilden die dem Berbervolk angehörigen Tuarik oder richtiger Tuareg, Sing. Tergah oder Tergi, d. h. Stamm, welche im Norden bis zum Nordrande von Fezzan bis Ghadames und auch bis zur Südostgrenze von Marocco reichen, indem noch Tuarik bei Sockna wohnen, in Gemeinschaft mit den Tibbo die fast ausschließlich von arabischen Abkömmlingen besetzte Oase Fezzan umschließen, und in Tuat herrschen. Doch gehen sie über den nördlichen Oasenzug nirgends hinaus. Südlich reichen die Tuarik bis zum Niger und nehmen sogar den nördlichen Theil des Nigerthals zwischen dem Dorf Diré und Haussa ein, ja sie erscheinen im Nigerthal selbst weiter. Einzelne Colonien der Tuarik oder vielleicht noch anderer Berberstämme kommen endlich weit außerhalb ihres jetzigen Gebiets im Osten in den Oasen von Maradèh, Udschila und Siwah vor, doch schon stark mit arabischen Elementen gemengt.

Die Bewohner des Nigerlandes zerfallen in zwei große Abtheilungen, in Einheimische und Eingewanderte. Zu jenen gehören die Mondingo, die Bewohner Timbuctus und Dschinies mit Sungai-

sprache, die Bewohner Haussa, Baghormo, der Mandaraberge, die Borauer, Nuba, die Gondjaren von Dar Fur, die Schilluk, Dinka, Schongollo u. s. w., sämmtlich der äthiopischen Race angehörend. Zu den Eingewanderten zählt man die Fulah, hier Fellatah genannt. (S. das Speciellere bei Gumprecht a. a. O., S. 276 ff.)

Die Bevölkerung des Binnenlandes von Süd-Afrika gehört nach ihren physischen Charakteren und ihrer Sprache dem großen Volksstamme Süd-Afrika's an, zu dem wir am Westrande des Continents bereits die Bewohner Loangos, Congos und Angolas nebst dem Ovahererovolk, dann am Ostrande die Suáheli, M'iao und die südlicheren Kafferstämme gerechnet hatten, indem, so weit bekannt, vom Aequator bis zu den jetzigen Grenzen des Caplandes mit wenigen Ausnahmen, zu denen die Gallastämme im äußersten Nordosten, die Hottentottenstämme im äußersten Süden, endlich die neuerlichst noch erforschten Bayeyiye nördlich vom Njami und Zuga gehören, nur solche Völkerschaften vorkommen, deren körperliche Bildung auf das Auffallendste übereinstimmt, und deren Sprachen, ungeachtet der mannigfachen Verschiedenheiten, die sich bei ihnen selbst darbieten, sämmtlich als aus derselben Wurzel entsprungen anzusehen sind, indem die Sprachen bis in die weitesten Entfernungen von einander überall dieselben charakteristischen Eigenthümlichkeiten, wozu vorzüglich der Gebrauch der Präfixe gehört, und überhaupt denselben grammatischen Bau besitzen. Eine der größten und bekanntesten Abtheilungen dieses großen süd-afrikanischen Volksstammes bilden die im Süden und Südosten wohnenden Betschuanen (Beschuanen, Sing. Moschuana). Früher war die Verbreitung der Betschuanen noch größer, als jetzt, indem aus dem Sitschuana, der Sprache dieses Volkes, entlehnte Be-

nennungen von Gewässern und Lokalitäten sich bis zum Garip, ja sogar bis zu den alten Grenzen des Caplandes an den Schneebergen vorfinden, so daß dieselben deutlich auf eine frühere ausgedehntere Verbreitung des Betschuanenvolkes nach Süden zu hinweisen, von wo es durch die jetzt dort ausschließlich verbreiteten Hottentottenstämme verdrängt wurde. Die Betschuanen zerfallen in zahlreiche Stämme, von denen die bekanntesten und größten durch die Batlapi, Bauaketzi, Bakalihari, Barolong, Bahurutzi, Bamanguato, Bakatla und Baquaina gebildet werden, die sämmtlich noch unabhängig sind, während einer der Hauptstämme der Betschuanen im tieferen Süden, der Stamm der Bassuto, bereits unter britischer Oberherrlichkeit steht. Alle Betschuanen sind unter sich in Hautfarbe, Körperbau, Sitten und Gebräuchen fast völlig übereinstimmend und ihren nächsten Nachbaren im Osten, den Kaffern, so sehr verwandt, daß der gemeinsame Ursprung beider Völker aus derselben Wurzel gleich bei Auffindung der Betschuanen im Beginn dieses Jahrhunderts außer Zweifel gesetzt werden konnte.

Die Bevölkerung Amerika's. Die neuesten ethnographischen Forschungen haben gezeigt, daß gleich der amerikanischen Thierwelt auch die eingeborne Menschenwelt, die Indianer, ein für die westliche Erdhälfte urthümliches, ihr selbstständig angehörendes Geschlecht ist, und daß es auch in diesem Falle unmöglich ist, die biblische Sage von der Schöpfung eines ersten Menschenpaares im Paradiese zu vertheidigen. Die Amerikaner, sagt Andrée in seinem Werke „Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen" (Braunschweig bei Westermann), sind weder aus dem Lande der Mongolen, noch von den Inseln der Malayen gekommen. Man hat nicht nöthig, die Einerleiheit des Menschengeschlechts, die Abstam-

mung aller von einem einzigen Paare anzunehmen und die Schöpferkraft des höchsten Wesens willkührlich einzuengen und zu beschränken, und kann doch mit dem größten Naturkundigen und Naturforscher Deutschlands annehmen, daß das Menschengeschlecht seine Einheit habe. So meint auch Humboldt (Kosmos I. 379), die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, die Analogie der Abartung in anderen wilden und zahmen Thierklassen, und die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugungen gesammelt werden können, fallen wissenschaftlich ohne Zweifel schwer in's Gewicht, aber weit mehr als solche physischen äußeren Merkmale, nicht etwa für die Einerleiheit, sondern für die Einheit, der den Menschen inwohnende Geist, die von Gott ihm eingepflanzte Vernunft, die ihn, gleichviel welche Hautfarbe er trage und welchem Erdtheile er entsprossen sei, zum Menschen macht. Die Theologie und die Rechtgläubigkeit macht sich bei ihren Hypothesen über die präadamitische Erde und den Urmenschen viel unnöthige Mühe; die Wissenschaft hat längst erkannt, daß alle diese Phantasien in's Reich der Mythe gehören.

Aus den gründlichen Untersuchungen des amerikanischen Arztes Samuel Morton über die Schädelbildung von 700 Menschen aus allen Erdtheilen, wovon 400 den Amerikanern angehörten, geht hervor, daß alle Eingebornen, mit Ausnahme der Polarmenschen (Eskimos) Angehörige einer und derselben Gruppe sind. Sie tragen vom Cap Horn bis zum 65° N. B. dasselbe physische Gepräge, so wie auch ihre geistige und sittliche Begabung merkwürdig übereinstimmt. Es ist nicht abzuleugnen, daß vor Columbus Europäer und Asiaten den amerikanischen Boden schon betreten hatten, z. B. die Normannen vor 8 Jahrhunderten, und daß sie auch möglicher

Weise einigen Einfluß auf die Sprache und Sitte der Eingebornen ausübten, aber sie waren längst in den Wellen einer zahlreichen einheimischen Bevölkerung verschwommen und hatten kaum eine Spur ihres Daseins zurückgelassen, als Columbus die neue Welt entdeckte. In allen Oertlichkeiten des großen Continents ist der Indianer in seiner äußern Erscheinung ganz und gar ein und derselbe Mensch und dem Wesen aller anderen Racen unähnlich. Die unzähligen Stämme sind nicht bloß durch eine gemeinschaftliche Gesichtsbildung und Complexion, durch dieselben moralischen und geistigen Eigenschaften mit einander verknüpft, sondern auch durch den Bau der Sprachen.

Was wir hier bemerken, können wir von den asiatisch-europäischen Völkern ebenfalls nachweisen, und können dies gleich hier als eine Parenthese einschalten; es wird uns noch mehr bestätigen, daß Amerika's Urbevölkerung ihr Dasein nicht einer Einwanderung von der östlichen Erdhälfte verdankt; denn keine der östlichen Sprachen findet jenseits des atlantischen Meeres irgend eine Aehnlichkeit.

Die persische Sprache ist der germanischen so nahe verwandt, daß daraus wohl noch manche Aufklärung der ältesten germanischen Geschichte hervorgehen würde, wenn man das Slavische zu Hülfe nähme und tiefer in die Berichte über der Perser, Meder und Skythen Kriege eindringen könnte. Die alten Denkmale der germanischen Sprachen zeigen, daß sie ehedem ähnliche grammatische Structur hatten, wie das Römische und Griechische; mit dieser letztern Grammatik stimmt im Wesentlichen die indische überein, nur ist diese noch regelmäßiger, in demselben Gesetz der Structur noch einfacher und kunstreicher. Kunstreiche Einfachheit ist Charakter der indischen und griechischen Grammatik.

Die indische, persische, griechische, römische, germanische Sprachen gehören zu denen, die sich durch in-

X 2

nere Modification der Wurzeln oder durch Flexion auszeichnen, welche um so mehr innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln zeigen, die fruchtbaren Keimen zu vergleichen sind, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinaufsteigt.

Die indische Sprache, Sanscrit, ist älter, als das Griechische und Römische, mehr noch, als das Deutsche und Persische — oder, ließe sich vielleicht hinzusetzen, das älteste uns bekannte Persische (Alt-Zend) und Indische (Alt-Sanscrit, Alt-Pali, Kawi) sind gleich alt. Auch im Altindischen giebt es ein Altväterisches, das durch späteres Sansscrit erklärt werden muß.

Der eigentliche Sitz indischer Bildung und Sage ist in dem nördlichen Theile des indischen Landes — oder, ließe sich hinzusetzen, wahrscheinlich das Baktrische Hochland zwischen Indien, Persien und den Gihon-Quellen, wo sich Alles vereint zu einem gemeinsamen Ursprung unsers Glaubens, Wissens und unserer Historie.

Das Deutsche steht dem Persischen so nahe, daß es dadurch deutlich ist, wie es sich als ein Zweig vom persischen Stamme absonderte. Die große Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit dem Türkischen gemein hat, kann helfen, den Weg der Einwanderung mit zu bezeichnen, so daß es mit anderen Gründen fast zur historischen Gewißheit wird, daß er längs dem Gihon und an der Nordseite des kaspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordosten zog. Aus dieser Bühne der Wanderungen erklären sich Verwandtschaften germanischer Sprachen mit so vielen anderen — die Modifikationen, welchen dieser Weg der Einwanderung unterworfen war, setzen wir noch hinzu, ergeben sich aus dem Vorigen.

Einzelne Spuren des Deutschen fand man in der

Krim, am Kaukasus, am kaspischen Meere; andere sind wohl schon ganz verloren gegangen; andere haben sich in gemischten Sprachen, die als Mittelglieder auf dem Wege der Einwanderung stehen blieben, erhalten, darunter das Armenische die erste Stelle einnimmt.

Auch in der Mythologie, wie in der Sprache, giebt es eine innere Structur, ein Grundgewebe, dessen Aehnlichkeit bei aller äußern Verschiedenheit auf einen verwandten Ursprung hindeutet. Sie ist das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes, unendlich reich, aber auch höchst veränderlich in seiner Bedeutung, die doch allein das Wesentliche ist.

Die allgemeine, religiöse Denkart geht jedem mythologischen, theologischen, philosophischen Systeme voraus; die Darstellung der orientalischen Denkart läßt sich in vier verschiedenen Stufen klar machen, deren erste, älteste sich aus dem Systeme der Emanation und der Seelenwanderung ergiebt. — Wir fügen hinzu: diese Denkart ist diejenige, welche wir die der alten Buddhisten genannt haben, welche die des gesammten altgermanischen Völkerstammes ist, indeß die vierte Stufe des Pantheismus, das System der reinen Vernunft, die Lehre der neuen Buddhisten (des Fo), nie eine Volksdenkart sein konnte, sondern nur das weit spätere, schon ausgeartete Werk menschlichen Wissens und Witzes ist, ein wissenschaftlicher Unglaube, der auf demselben Abwege des Materialisten steht, der im Naturdienste befangen ist, welcher die Werke statt des Schöpfers verehrt, indeß dieser, der Pantheist, noch tiefer, nicht des Schöpfers, sondern sein eigenes, des Menschen, Machwerk, wenn schon auch nicht ohne religiösen Hintergrund, weil er doch nicht ganz aus dem Wesen des Menschen herauszutreten vermag, zum Götzen macht, den er anbetet.

Sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker haben die Ideen gehabt, die aus der innersten Tiefe aller Denkart hervorgingen, nämlich Religion und Poesie; mitwirkend waren Drang des Bedürfnisses und der äußeren Lockungen. — Wir fügen hinzu: Religion in jener altväterischen Denkart begriff als einzige Wurzel Alles in sich, was in jenen ältesten Zeiten ein durch blutige Rachekriege noch nicht gereiztes, verderbtes, barbarisches Völkergeschlecht zur Auswanderung führen konnte, als jene furchtbare Begebenheit der Religionskriege über die Völker des Menschengeschlechts erst loszubrechen begann, Schuldige und Unschuldige traf, wie sie in der Bibel aus der Geschichte von Kain und Abel dem Menschengeschlechte zur Belehrung und Erweckung aufbewahrt ward. Zur neuen Ansiedelung bestimmte allerdings bequemere Befriedigung der Bedürfnisse, aber auch religiöse Ideen, die bei einer altväterischen Naturreligion um so entscheidender galten, da sie zugleich die Art der Ernährung selbst mit bestimmten, davon die fischreichen Mantis, die wildreichen Haine, die alpenreichen Höhen u. a. m. Zeugniß sind.

Durch Wanderungen entstanden neue Völker aus früher gleichartigen, weil Veränderung des Klimas und des ganzen äußern Lebens auch in Sprachen und Sitten eine große Revolution hervorbringen, und wenn einige Mischung mit Stämmen andern Geschlechts hinzukommt, wirklich neue Nationen werden, von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, die aber, wenn die Zeit der Gährung und des Entstehens einmal vorüber ist, sich nun Jahrtausende fast unverändert erhalten können.

Die große mittelasiatische Bühne der Wanderungen war zugleich die Werkstätte, in welcher Nationen entstanden und sich zu stehenden Gestalten ausbildeten.

Nicht mechanisches Drängen und Stoßen der Völker auf Völker, zu einer Zeit, wo sie sich erst zu solchen feststehenden Gestalten ausbilden, — wie es späterhin immer von den Autoren, und selbst schon bei Herodot in Beziehung auf Kimmerier und Skythen vorkommt, — kann, nach bloß mechanischen Gesetzen betrachtet, Aufschluß über die genetische Entwickelung und das Werden der Völker der Vorzeit geben. Es giebt noch ganz andere Bedingungen, durch welche ein großer Stamm sich in mehrere kleine theilen und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist.

Nur durch eine solche genetische Ansicht kommt Licht in das Chaos von Thatsachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geschichte nennen. Wir fügen hinzu: wenn uns irgendwo die alte Geschichte einen Blick in diese Werkstätte der Völker gegönnt hat, so ist es auf diesem poetischen Boden geschehen, dessen hohes Alterthum zu lüften dieser Versuch gilt, dessen Wesen mit dem Maaß der Compendiengeschichte zu messen noch immer gescheitert ist, weil die Nachrichten von den dortigen Begebenheiten nicht in jener klassischen Form auftraten, die immer eine beschränkende Form, wenn auch die schönste, bleibt, sondern weil die Völker dort ungemodelter von außen, minder zersplittert in religiösem Schein, vielfacher berührt, erregt und treuer der eigenthümlichen Anlage, selbstständiger in der Tiefe, obwohl langsamer, sich entwickelten, und so zu dem freieren und kühneren Aufschwunge der geistigen Natur gelangten, der in der neueren Welt im germanischen Wesen sich hervorgethan hat.

Man darf nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien

kennen, bei den Alten wiederfinden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufsuchen. Manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von anderen verschlungen worden und gänzlich untergegangen; andere Nationen können weit jüngeren Ursprungs und erst in ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie sind, zusammengewachsen sein. — Wir fügen hinzu: so ist es auch mit dem, was wir im Vorigen oft die Budior, buddhistische Völker, Budinen genannt haben, was wir bei der Bezeichnung Germanen in Persien, germanische Völker am Kaukasus, am Tanais, bei Skythen unter Asburgianen, Gelono-Budinen, Hyperboräern und vielen anderen, so auch von den scandinavischen Gefolgen Odins in Beziehung auf diese und auf die Budinen, Germanen, Perser und Indier überhaupt verstehen. Nur die Idee, der Glaube und sein Erzeugniß, die Kultur, der Kultus, die Sprache, die ausgebildete Völkergemeinschaft, die Verfassung, die Idee des Vaterlandes, der Stolz auf die Altvordern, und nur damit das reine Blut und Geschlecht, dies Alles insgesammt, oder man nenne es die S e e l e d e r V ö l k e r g e s c h l e c h t e r, diese allein lebt fort, wo sie bewahrt wurde, sie wird übermacht, wird Tradition, wächst fort, wird wieder erweckt und reift zur Wiedergeburt; aber der Körper stirbt ab und vergeht von Nationen, wie von Individuen, und ist der Vergessenheit geweiht.

Auf Verwandtschaft der ältesten unter den gebildeten Völkerschaften des Alterthums deuten Religion und Mythologie; erwiesen wird sie durch Sprachverwandtschaft. Nächstdem bietet Architektur noch einiges Gemeinsame dar, und ist eine Bestätigung mehr für Einheit des Ursprungs aller asiatischen Bildung, welche überhaupt der eigentliche Gegenstand und Zweck aller Geschichte ist. Im hohen Alterthume fin-

den sich die Spuren von Auswanderung der Kolonien aus Asien, die nicht bloß als Wanderungen aus Drang des Bedürfnisses angesehen werden können. Bei ihren kolossalen Denkmalen ist es nicht so kolossal, zu glauben, daß hier und da wirklich unmittelbar indische Kolonien vorhanden seien. Die Kolonien der Griechen im Ganzen, wie unbedeutend an Umfang und Größe, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch diese im Ganzen hervorgebracht. Die Verbindung braucht freilich nicht immer unmittelbar gewesen zu sein. Durch wie viele jetzt verlorene Zwischenglieder mag nicht die Lehre von der Seelenwanderung gegangen sein, ehe sie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte, ehe der Sonnendienst mit dem Königsstamme, den Kindern der Sonne, nach Peru gelangte, und bevor etwa indische Priesterlehre zur Volksreligion im oberen Nil ward. — Wir fügen hinzu: Die ältesten Auswanderungen, von denen uns gar keine historischen Data, sondern nur jene in Sprachen und Religionen verwebten, als Zeichen ältester Gemeinschaft der mittel-europäischen Bewohner mit Inner-Asien übrig geblieben sind, halten wir für rein religiöse Verbreitungen eines früherhin friedsameren Geschlechtes, dem seit dem inner-asiatischen Religionskriegen erst eine zweite Reihe kriegerfahrener Kolonien nachfolgte, die im Westen bei durch altväterischen Religionskultus befreundeten Völkern (z. B. die ältesten Kolchier und ältesten Inder am kimmerischen Bosporus und Tanais bei Kimmeriern und Hyperboreern, vor den Skythen) sich niederließen. Ihnen erst folgten später die in den heimathlichen Religionskriegen geübten, bluterfahrenen Völker, wie alle jene medischen und sarmatischen zum Pontus drängenden Turanier, deren Ausbund die große Völkerwanderung herbeiführte.

Indien, als das volkreichste Land, mochte in den alten Zeiten des Wohlstandes durch die Uebervölkerung selbst zur Auswanderung aufgefordert sein. — Wir fügen hinzu, daß die Inder am Indus und Ganges eigentlich nie ihre Heimath als Völker verlassen haben, da diese zu individuell auf sie einwirkte, wie ihre Geschichte gezeigt hat, als daß die dort einheimischen je wo anders eine zweite Heimath hätten suchen und finden können. Bei allen indischen Auswanderungen kann immer nur von Hochindien oder den buddhistischen, mehr indifferenten Grenzplateau, zwischen Indien, Iran und Turan die Rede sein, als einem Landstrich, der seine Gehänge nach allen Weltgegenden und zumal auch nach dem Nordwesten hat.

Die Kolonien waren nicht immer zugleich auch Auswanderungen; eine geringe Anzahl von Menschen konnte öfter hinreichen, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht Eroberer, sondern die Einsichtsvollsten ihrer Zeit Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und der Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Egypten ganz das Ansehen einer solchen Priester-Kolonie. Vielleicht daß diese unmittelbar nach Egypten kamen, oder daß südlich von Egypten ein älteres, gebildetes Aethiopien gewesen, und die egyptische Bildung von daher abgeleitet wird. — Wir fügen hinzu, daß die Spur des Egyptischen bei den indischen Kolchiern wohl aus einer gemeinschaftlichen Quelle, von einem Mitgliede, zwischen Indien und Egypten ausgegangen scheint, ein Mittelglied, das wir freilich nicht kennen, zu dessen wiederaufzufindender Spur aber Mancherlei, so auch jene Perlfischerei im persischen Golf, mit zu gehören scheint. Wie eine Priester-Kolonie oder deren meh-

rere nach dem Norden, nach Korokandame, zum Phasis, Tanais, und zu den hyperboreern, deren letztere historische Spuren mit Darius Feldzügen verschwunden, deren früheres Dasein aber in den ältesten Fragmenten der Hellenen aufbewahrt ist, und in denen des skandinavischen Nordens verjüngt wieder auftritt. Daß wir die Maspier für den ausgewanderten persischen Kriegerstand hielten, ist oben gezeigt, wie auch, daß nicht bloß Ein Stand, sondern zugleich alle Stände von dem unterdrückten Kultus gegen den Nordwesten ausgewichen sein mögen.

Die indische Verfassung, die härteste für die niederen Stände, konnte nicht anders, als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfes eingeführt werden. Dessen Schwankungen und Gährungen mußten wohl zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen. Durch die Mischung solcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme und wilden Völkerschaften ließe sich die entferntere Annäherung und Verwandtschaft der slavischen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß Unterdrückte zu sein, die da flohen; andere konnten das Verderben verabscheuen, das einer solchen Verfassung vorhergehen mußte, und weil sie rein geblieben waren, fliehen, um sich in weiter Ferne noch unbefleckte Wohnsitze zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben. — Wir fügen hinzu, daß wir die Zeit vor der Einführung dieses harten Kastenwesens durch Brahminenherrschaft für diejenige der altbuddhistischen Zeit halten, in welcher jedoch auch schon ähnliche kastenartige Geschlechter oder Stände Bestand haben konnten, wie etwa bei Medern und Persern nach Herodot, bei Albanern am Kor-Araxes und noch heut bei Buddhisten auf Ceylon und Java; wenn daher schon das Ankämpfen des neueren Buddhaismus gegen das brahminische Kastenwesen bei ihm cha-

rakteristisch ist, so kann dieser sehr wohl gegen das Prinzip des Kastenunfugs, nämlich, daß der Brahmine nicht bloß auf Erden, sondern auch vor Gott mehr sei, als sein Mitmensch, gerichtet gewesen sein, ohne den Unterschied der Stände selbst anzugreifen, der ja überall seinen Beistand hatte, und im höheren Alterthum der Buddhisten sicher mehr, als in späterer Zeit, wie auch am Nil, mehr mit der Blutsabstammung verwachsen war. Für solche friedlich ausgewichene Kolonien, die nicht immer unmittelbar aus Indien auszugehen brauchten, sondern nur aus dem altbuddhistischen Mittelasien, halten wir auch die Hyperboräer; und in der Geschichte der Gelono-Budinen sehen wir ein Beispiel ihres Ausweichens nach dem Norden und ihres Verschwindens aus dem Süden und überhaupt aus der Geschichte, die nun dort an derselben Stelle immer nur barbarischere Zeiten zu nennen weiß. Auch die Verbreitung der späteren Lehre des Buddhaismus ist, wie auch höchst wahrscheinlich die frühere, nicht sowohl durch förmliche Auswanderung von Völkern geschehen, als vielmehr durch einzelne Missionen, denen aber dergleichen Auswanderungen wohl nachfolgen konnten, wie sie auch schon in früher Zeit aus der Kriegerkaste bei Aegyptern, Indern und Persern historisch bekannt sind.

Doch zurück zu unserm neuen Welttheil, dessen Urbewohner in jenen Ursprachen der alten Welt keinen heimathlichen Laut wiederfinden konnten. Wie die Sprachen durchaus eine Scheidewand beider Hemisphären bilden, so haben auch die monumentalen Ueberreste diesseits und jenseits keine Aehnlichkeit mit einander, wohl aber die Bauwerke Amerika's unter sich selbst. Wo wir auch deren finden, in Yucatan und in Palenque, auf den Inseln im Titicaca-See, wie in den über das Missisippithal zerstreuten Erdhügeln, zeugen sie für eine heimische Verwandtschaft

und Entwickelung. Aller Orten trifft das Auge auf dieselben Erfindungen und Künste, wenn sie hier auch noch roh und in ihren Anfängen sind, dort dagegen für eine hohe Stufe von Ausbildung und Kunstfertigkeit Zeugniß ablegen. Alles spricht für eine eigenthümlich homogene Race. Und diese Amerikaner insgesammt stammen nicht etwa von einem asiatischen oder amerikanischen Urpaar, sondern, wie Morton meint, von mehreren, vielleicht von vielen Paaren, welche von Anbeginn für die verschiedenen Oertlichkeiten passend organisirt waren und sich für das Land eigneten, in welchem zu leben ihre Bestimmung war. Er verweist namentlich auf die Feuerländer, welche zum Wandern ungeschickt sind. Mit anderen Worten: die amerikanischen Menschen sind wahre, volle, echte Autochthonen, Ureinwohner des großen westlichen Continents, und in körperlicher wie in geistiger Beziehung unter sich auf das engste und innigste verwandt.

Man hat die seltsamsten Hypothesen über den Ursprung der amerikanischen Urbevölkerung aufgestellt. Die Einen fanden Aehnlichkeit mit den ostasiatischen Völkern, Andere mit den Malayen, Tungusen oder Chinesen, noch Andere sogar mit den Juden, und stellen Abraham als den Stammvater der Indianer auf. (Dies that ein Major, Noah mit Namen, in der Sunday-Times vom 21. Januar 1849.) Wir lassen die komische Beweisführung hier wörtlich folgen:

Major Noah behauptet nämlich, die verlorenen zehn Stämme Israel — welche man neuerdings im Orient wieder aufgefunden zu haben glaubt — hätten die Prachtstädte in Mexico und Yucatan gebaut. „Denn: — Die Amerikaner tragen ein scharfes asiatisches Gepräge, und 1) sie glauben an einen Gott. 2) Bei ihren religiösen Feierlichkeiten richten sie sich nach dem Neumond. 3) Sie theilen das Jahr in

vier Jahreszeiten. 4) In ihren Tempeln haben sie eine Bundeslade. 5) Die Völker sind in Stämme getheilt und haben einen Ober-Sachem an ihrer Spitze. 6) Sie haben Opfergesetze, Abwaschungen, Heirathen, verbieten den Genuß gewisser Speisen; ihre Sagen, ihre Geschichte, ihr Charakter, ihr Aussehen, die Verwandtschaft ihrer Sprache mit der hebräischen zeugen für jüdische Abkunft — and finally that werlasting covenant of heirship exhibited in a perpetual transmission of its seal in their flesh, a custom only of late relinquished. Die Kanaaniter, Phönicier, entdeckten Amerika fünfhundert Jahre vor dem Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten, und bauten die Pyramiden von Palenque, Golula, Otumba, Tlascala und anderen Städten; sie führten die Hieroglyphen, den Thierkreis, Heerstraßen und Brücken ein aus Tyrus, Aegypten, Babylon und Karthago. Das ergiebt sich aus einer Stelle im Buche Esra. Diese verlorenen zehn Stämme marschirten standhaft von den Ländern am Mittelmeer durch ganz Asien bis zu der Nordküste. Einige blieben in der Tartarei, andere gingen nach China, wo sie seit sechzehn Jahrhunderten leben und jetzt sehr zahlreich sind. Aber die Hauptmasse nahm ihre Richtung nach der Behringsstraße. Die Muthigsten hielten sich im Norden, an der Hudsonsbai und Grönland; die höher Civilisirten zogen an der Küste des stillen Oceans herab, durch Californien nach Mexico, Mittel-Amerika und Peru, und trafen dort auf ihre alten Feinde, die Phönicier, welche von ihnen aus dem Lande verjagt wurden. Israeliten waren schon in Californien ansässig, als die vielbesprochenen Schiffe Salomons ihre dreijährige Reise machten, um Gold aus Ophir zum Tempelbau zu holen. Sie sind nun seit Jahrhunderten auf amerikanischem Boden seßhaft,

und erwarten ruhig und in Geduld die Zeit der Erlösung."

Allen diesen Phantasien widerspricht ein Blick auf naturgetreue Abbildungen amerikanischer Eingebornen. Es fehlt auch außerdem an jedem historischen Beweise, daß Ostasiaten früher in Amerika eingewandert wären; auch ist es unwahrscheinlich, daß eine solche Einwanderung gerade in der unwirthsamsten Gegend, etwa über die Kurilen, die Aleuten und Unalaschka, über den nördlichen schmalen Meeresarm, der Asien von Amerika trennt, geschehen sein sollte. Aehnlichkeiten kann man überall finden; denn man vergleicht eben Menschen mit Menschen; die wesentlicheren Momente, Schädel, Haar, Gesichtsprofil, zeigen gerade hervorstechende Verschiedenheiten. Es ist unzweifelhaft, daß malayische Völker nach mehreren Inseln des stillen Meeres Kolonien sandten; aber dies fällt in eine weit spätere Zeit; auch ist die malayische Abstammung der Bewohner von Otahaiti und Hawayi sogleich aus der Sprachverwandtschaft zu erkennen, während in den indianischen Sprachen auch nicht die leiseste Spur des Malayischen zu finden ist.

Malte-Brun will ebenfalls den Zusammenhang Amerika's mit Asien gefunden haben, und behauptet, daß einst asiatische Stämme finnischer Abstammung dem Eismeere entlang über die Behringsstraße eingewandert seien und sich bis Grönland auf der einen Seite, bis Chili auf der andern ausgedehnt hätten; auch hätten sich Stammverwandte der Japaner, Chinesen und Kurilen dem Gestade des großen Oceans entlang nach Süden hin wenigstens bis Mexico verbreitet, und Sprachverwandte der Tungusen, Mandschu, Mongolen und Tartaren seien, über die Höhen des neuen Continents wandernd, bis nach Mexico und in's Apalachengebirge gekommen, doch sei keine dieser drei Einwanderungen zahlreich genug gewesen, die

ursprüngliche Wesenheit der einzelnen Völker Amerika's auszutilgen.

Die philologischen Forschungen haben noch keine Sprachähnlichkeit zwischen den asiatischen und amerikanischen Völkern aufzufinden vermocht, und doch kennt man bereits 438 indianische Sprachen mit 2000 Mundarten, die in ihrem grammatischen Bau zwar sehr übereinstimmend sind, aber in den Wörtern gänzlich von einander abweichen.

Als im 15ten und 16ten Jahrhundert die Europäer zuerst mii der neuen Welt bekannt wurden, fanden sie Völkerschaften, die noch im rohesten Naturzustande auf der untersten Stufe menschlicher Bildung sich befanden, aber auch schon bedeutend fortgeschrittene Culturvölker, Staaten mit ackerbauenden Bevölkerungen, mit scharf ausgeprägten Regierungsformen und ausgebildeten religiösen Systemen und Culten, fein ausgesponnenen, von einem vielfach verschlungenen bürgerlichen Verkehr zeugenden Rechtsbestimmungen, mit Theilung der Arbeit und einem Gewerbfleiße, welcher die Eroberer in Erstaunen setzte. Die Bewohner dieser Staaten (z. B. Mexico's) kannten manchen Luxus, trugen fein gewebte und dauerhaft gefärbte baumwollene Kleider, hatten allgemein anerkannte Tauschmittel, verstanden sich auf Bearbeitung der Metalle, mit Ausnahme des Eisens, hatten große, mit prachtvollen Palästen und Tempeln gezierte Städte, kannten eine sinnreiche Bilderschrift und waren theilweise sogar in der Beobachtung der Erscheinungen des gestirnten Himmels weiter vorgerückt, als die alten Griechen und Römer.

Eine solche Culturstufe erreicht kein Volk in wenigen Jahren; dazu gehören Jahrhunderte.

Als besondere Gruppe des Genus: Mensch, als Menschenschlag betrachtet, haben die Amerikaner folgende allgemeine Kennzeichen: langes, straff herab-

hängendes schwarzes Haar, vorstehende Backenknochen, dünnen Bart, kleine tiefliegende, oft schräg einwärts stehende Augen, eine breite gebogene Nase, großen Mund, aufgeschwollene Lippen und eine braune Farbe in verschiedenen Abstufungen.

Die Eintheilung in einzelne Unterarten ist schwierig und bis jetzt noch nicht geglückt. Morton begnügt sich deshalb, indem er die Polarmenschen besonders betrachtet, mit der Eintheilung in zwei große Gruppen. Er nennt die eine die toltekische, welche die Völker auf einer höheren Bildungsstufe begreift, die andere die amerikanische Familie, welche in 4 Zweige auseinandergeht: der apalachische Zweig, die Völker Nordamerika's (außer Mexico), der brasilische Zweig in einem großen Theil Südamerika's im Osten der Andes, zwischen diesen und dem atlantischen Meere, dem Amazonenstrom und La Plata, der patagonische im Süden vom La Plata bis zur Maghellan-Straße, und der feuerländische Zweig von wenig tausend Köpfen, in trauriger Wildniß umherschweifend.

Ein großer Theil der Eingeborenen führt ein Jägerleben; eigentliche Fischervölker finden wir nur im Feuerlande und in Nordwestamerika; es gab auch Agriculturvölker, welche vorzugsweise oder ausschließlich vom Ertrage eines regelmäßig bewirthschafteten Bodens leben. Bei manchen Nationen ist die Jagd Hauptbeschäftigung der Männer, während die Weiber Getreide bauen. In den tropischen Tiefländern, wo die Natur ihre schaffende Kraft auf die üppigste Weise in einem wunderbar mannigfaltigen Pflanzenwuchse zeigt, gewinnen die Indianer den Lebensunterhalt ohne alle Mühe, während auf den meist an Wald und Wild armen Hochebenen kein Jägerstamm dauern könnte, und die Menschen vielmehr auf den Ackerbau ganz und gar angewiesen sind. Im Nor-

den des Wendekreises fand man ackerbautreibende Völker nur in Neu-Mexico, theilweise am westlichen Colorado und an den Strömen, welche in den californischen Meerbusen fallen, etwa von der Nordgrenze der halbcivilisirten Nationen Mexicos bis Culiacan, und von da ab bis zu der Bergkette, welche die Flüsse vom Rio Gila scheidet. Diese Ausnahme abgerechnet, war in Nord-Amerika im Westen der Cordilleren kein Ackerbau vorhanden.

Gallatin hat genau die Grenzen angegeben, bis wohin in Nord-Amerika die Agricultur der Eingeborenen sich verbreitete. Nach Osten hin zieht er sie bis zum Kennebec und Penobscot in Neu-England, nach Norden bis zum Sankt Lorenz und zu den canadischen Seen, obwohl in einzelnen Fällen die Irokesen noch weiter nördlich hinauf Korn säeten. Im Osten des Mississippi, innerhalb der bezeichneten Nord- und Ostgrenze, nur das nördliche Wisconsin abgerechnet, trieben alle Indianer, vorzugsweise aber die mehr nach Süden wohnenden, den Ackerbau in größerer oder geringerer Ausdehnung, insbesondere die Irokesen. Als im Lande der Choktas das Wild beinahe gänzlich verschwand, legten sie sich mit Eifer auf den Anbau des Bodens. Der Ertrag der Jagd bleibt immer ein beschränkter, weil derselbe einen weiten Flächenraum erfordert. Jägervölker sind deshalb nie zahlreich und keiner starken Vermehrung fähig. Auf dem rechten Ufer des Mississippi war im Norden des 41sten Grades Breite und westlich vom 97sten Grad der Länge wenig oder gar kein Ackerbau; nur von den Sahks- und Fuchs-Indianern, einem Algonkinerstamme, der erst spät über den Mississippi hinübergezogen war, von den Osagen und anderen südlichen Sioux wurde der Boden bestellt. Auch lebten nördlich unter dem 46sten und 47sten Grad einige in festen Dörfern seßhafte Stämme am Missouri, nämlich

die zu den Pawni's gehörenden Riccaras, die Mandanen und Minnetaren. Auch die Indianer am südlichen Red River und jene in Texas bis zum Nueces baueten Mais, nicht aber die an den Küsten wohnenden.

Alle Ackerbau treibenden Indianer cultivirten dieselben Gewächse: Mais, Bohnen (Frijoles) und eine Kürbisart. Der Mais gehört ursprünglich den Ländern zwischen den Wendekreisen an; alle jenseit derselben wohnenden Völker haben daher ihren Ackerbau aus jenen Gegenden überkommen, und da man in Amerika nur diese einzige Getreideart anbaute, so läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß der amerikanische Ackerbau auch seinen Ursprung in Amerika hatte. Man kann den sogenannten Sumpfreis (Zizania aquatica, Linné) auch als eine Getreideart betrachten; aber diese Wasserpflanze wird nicht besonders angebaut, wächst im Norden und ist über einen nicht sehr ausgedehnten Raum verbreitet.

Die Stämme im Westen des Mississippi, mit Einschluß der Pawnis und der südlichen Sioux, jagten den Büffel (amerikanischen Bison, Bos americanus), der seine wahre Heimath in den großen Prairien zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen hat, und nicht über den 62sten Grad nach Norden hinaus geht; vorzugsweise durchstreift er bis jetzt in allerdings stark gelichteten, aber immer noch unzählbaren Heerden die Ebenen im Osten des Rio del Norte, insbesondere jene zwischen dem 31sten und 51sten Grad der Breite. So weit die Bisonten ziehen, werden sie vom Indianer verfolgt; wo sie in Menge regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten erscheinen, bildet ihr Fleisch das Hauptnahrungsmittel der Stämme, und der Ackerbau bleibt zurück. Die Hauptkette der Felsengebirge trennt vom 48sten bis 52sten Breitengrade die Zuflüsse des Columbia von

den Quellen einiger Gewässer, die sich in den Saskatschewan, also in die Hudsonsbay, ergießen. Zwischen dem 48sten und 42sten Grad sind die Ketten, welche hier die Wasserscheide bilden, niedriger als die Hauptgebirge. Diesen Umstand benutzt der Büffel; in diesen Oertlichkeiten dringt er weit nach Westen vor, und den Lewis- oder Schlangenfluß, einen Hauptarm des Columbia, ziemlich tief hinab. Hohe und steile Berge überschreitet er niemals; deshalb hat er nicht bis ins eigentliche Oregon vordringen können. Einzelne Büffelheerden streiften einst aus den westlichen Wiesensteppen über den Mississippi nach Osten in die Waldregion und verbreiteten sich von den großen canadischen Seen südlich bis nach Tennessee. Auch bis in den Osten der Alleghanies, namentlich nach Virginien, wo man sie längst ausgerottet hat, sind sie gegangen. Von ihrem scharfen Instinkt geleitet, kamen sie dorthin über den sehr sanft ansteigenden Gebirgszug, welcher den nordöstlichen Oberlauf des Roanoke vom großen Kenhawa trennt, also da, wo man jetzt, diesen Büffelpfad entlang, den Jamesfluß mit dem Ohio in Verbindung bringt.

Die Eskimos sind in Betreff ihrer Nahrungsmittel auf die Küste und das Meer angewiesen. Der Fischervölker im Nordwesten haben wir bereits erwähnt. Ganze Stämme leben dort von Lachsen, welche in Menge die Ströme besuchen, und von Wurzeln. Am San Sacramento, zwischen dem 39sten und 41sten Grad, traf Dana, ein Gelehrter, der mit Wilkes die amerikanische Entdeckungsreise machte, ein Volk, dessen Hauptnahrung aus Eicheln bestand, die ein nicht unschmackhaftes Brod liefern. Die armseligen Yamparicas oder Wurzelfresser, die Indianer am Salmon Trout River und in der californischen Wüste nähren sich monatlang von Heuschrecken und anderen Insekten, welche sie trocknen, zerstampfen und mit

Sämereien vermischt zu einer Art Kuchen verbacken. In der nordamerikanischen Hyläa, der Waldregion, hauset also der Hirschjäger, dessen Weiber auch einigen Ackerbau treiben; die Prairie wird vom Büffeljäger durchstreift, in den westlichen Wüsteneien finden wir den Wurzelgräber und Akridophagen.

In Süd-Amerika ist auf den Pampas das europäische Rindvieh, welches sich in ungeheurer Menge vermehrt, zum Theil völlig wild geworden. Dort haben Indianerstämme und spanische Rinderhirten, Gauchos, sich allmälig in Nomaden umgewandelt. Die Pehuenchen in Chili leben, gleich den arabischen Beduinen, in Zelten. In Mexico und Californien sind, wie in den argentinischen Staaten und dem südlichen Brasilien, Heerden von vielen Tausend Häuptern das Eigenthum einzelner Gutsbesitzer. Das Pferd, aus Europa nach dem westlichen Continent verpflanzt, hat sich, gleich dem Rindvieh, ganz außerordentlich vermehrt und lebt wild in Heerden beisammen. Mit wunderbarer Leichtigkeit haben die Indianer sich den Gebrauch der Rosse angeeignet, aber nicht zu Künsten des Friedens, sondern für Kriegs- und Raubzüge. Manche sind, gleich den Mongolen der asiatischen Steppen, wahre Reitervölker geworden; allein in der Provinz Obran Charo und in Paraguay, hat man zwanzig solcher Reitervölker, „Amerika's Tataren", gezählt. Aber auch in Patagonien und Brasilien und zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen streifen dergleichen „Tataren", und die Apaschas und Komantschas im Norden stehen an Keckheit und Gewandtheit zu Roß hinter den Guachcurus, Charruas, Abiponen und Pehuenschen nicht im Mindesten zurück. In Oregon haben viele Jahre lang Weiße und Indianer vorzugsweise sich vom Roßfleisch genährt.

Die ersten Europäer, welche Amerika besuchten,

waren normännische Seefahrer. Sie gründeten Ansiedelungen auf Island und Grönland, und entdeckten seit 986 Küstenstrecken des nordamerikanischen Festlandes. Ein deutscher Mann, Tyrker, fand in den Wäldern Weintrauben; er nannte darum die Gegend Vinland. Von Island und Grönland aus sind späterhin mehrfach Reisen nach dem südwestlich gelegenen Continente unternommen worden. Wenn auch damals Normannen sich dauernd an den neuenglänischen Küsten sich niedergelassen haben sollten, so ist doch außer einigen in Stein gehauenen Schriftzeichen nichts von ihnen übrig geblieben. Ihren Fahrten nach Vinland, Markland und Helleland trugen das Gepräge der Wikingerzüge, sie blieben ohne Folgen und haben weder für Europa, noch für Amerika Bedeutung gewonnen. Ein halbes Jahrtausend später fand der Genueser Columbus die „Neue Welt" nicht für Castilien und Leon allein, sondern für die Völker Europa's, von welchen die meisten sich einen Antheil im „Neuen Indien" zu sichern wußten. Dem gerade damals schwunghaften und auf's Aeußerste erregten Unternehmungsgeiste war von nun an in Ostindien und in dem Westlande zugleich ein weites Feld geöffnet. Tausende von streitbaren und kühnen Männern, welche in Spanien gegen die Mauern gekämpft, suchten und fanden neue Abenteuer und Gold in Westindien, in Mexico und später in Peru. Die ersten Eroberungen und Ansiedelungen waren das Werk von Europäern romanischer Abstammung; die germanischen Völker folgten später nach. Die Grausamkeiten der Spanier in Amerika sind sprüchwörtlich geworden. Sie führten Krieg nicht nur gegen einzelne schwache Stämme, sie trafen auch auf große und mächtige Staaten, deren Beherrscher über viele Tausende von Kriegern geboten. Dagegen fanden die Portugiesen, als sie in Brasilien sich festsetzten, nur

Indianerhorden, welche gegen berittene, mit Feuerwaffen versehene Soldaten keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten. Spanier und Portugiesen, Franzosen und Engländer sind allesammt mit härtester Grausamkeit und Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen verfahren; keine dieser Nationen ist frei von Schuld, wenn auch der ein weit größerer Antheil zur Last fallen mag, als den übrigen. Die Entdecker und Eroberer suchten in Amerika vorzugsweise Gold und überhaupt edle Metalle; die Abenteurer wollten ein Eldorado finden, an dessen Dasein sie glaubten, und dessen vermeintliche Reichthümer, welche der Sage zufolge unerschöpflich waren und ihres Gleichen auf Erden nicht hatten, die Einbildungskraft erhitzten. Die Herrschaft der Spanier in Amerika stand auf Zwang und Unterjochung der Eingeborenen; in ihren Ansiedelungen wurde der Boden von Sklaven aus Afrika oder geknechteten Amerikanern bebauet; sie bekehrten die Ungläubigen mit Gewalt zum Christenthume, und brachten Feudalismus und Hierarchie in die Länder, welche sie für Spanien ausbeuteten. Sie ließen als Herren und Gebieter Neger und Indianer für sich arbeiten. In ihren Kolonien gab es keine gewerbsame weiße Bevölkerung, die redlich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen wollte.

Südamerika ist in vielfacher Hinsicht vor der nördlichen Hälfte des Erdtheils bevorzugt. Es ist reicher und fruchtbarer, und gegen die wunderbare Entwickelung der Stromsysteme des la Plata und des Amazonenstroms verschwindet jenes des Mississippi beinahe in Nichts. Nur fehlt es der jetzigen Bevölkerung an Kraft und Trieb. Wäre das Land, statt von Creolen und Mischlingen, von Anglo-Amerikanern und Deutschen besiedelt, so würden längst Dampfschiffe bis an den Fuß der großen Cordilleren hinauf

steuern, und der weite Raum mit Meierhöfen und sorgfältig bebauten Aeckern übersäet sein. Die Volksmenge hat sich im spanischen Amerika seit den Unabhängigkeitskriegen nicht etwa vermehrt, sondern sie ist zurückgegangen. Die Indianer, in manchen Gegenden einst von Missionairen mühsam zur Arbeit herangebildet, sind zum großen Theil in die alte Barbarei zurückgefallen. Die Städte haben, einige Ausnahmen abgerechnet, an Volksmenge nicht zugenommen, sondern sind meist von der früheren Blüthe unter der spanischen Herrschaft herabgesunken. Nichts zeugt im romanischen Amerika von gesundem und sicherem Fortschritt. Die Stadt Pará, an der Mündung des Amazonenstromes, am Ausgangspunkte einer Binnenschifffahrt von mehr als 12000, vielleicht von 20000 Wegstunden, mit dem üppigsten Hinterlande und der herrlichsten Weltlage, zählt kaum 15000 Einwohner und wurde 100 Jahre eher gegründet als Neu-Orleans am Mississippi. Das ganze spanische Amerika, Westindien miteingerechnet, hatte 300 Jahr nach der Entdeckung höchstens 15 Millionen Bewohner. Davon waren und sind etwa ein Fünftel Weiße, so viele wie in Nordamerika der einzige Staat New-York zählt. Und rechnet man für das gesammte Amerika im Süden der Vereinigten Staaten auch volle 5 Millionen Weiße, so stellt sich doch als Ergebniß heraus, daß die Gesammtmenge der weißen Bevölkerung nach drei Jahrhunderten bei weitem nicht einmal jener gleichkommt, welche seit 30 Jahren sich im Westen der Alleghannies, zwischen diesem Gebirge und dem Mississippi, niedergelassen hat. Von den reichlich 22 Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten, die zu Anfang des laufenden Jahrhunderts noch nicht 4 Millionen zählten, sind gegen 19 Millionen Weiße.

Hier zeigt sich der Einfluß des germanischen Stam-

mes, der politischen und religiösen Freiheit und des Triebes zur Arbeit, gegenüber dem romanischen Volkscharakter, dem politischen und kirchlichen Zwange und der Trägheit, an einem schlagenden Beispiele. Die südamerikanischen Ströme sind mächtiger als die nordamerikanischen; die Prairien sind nicht so fruchtbar als die Ebenen am Orinoco und Panama. Aber im Norden waltet der Pflug vor, im Süden das Schwert. Der Puritaner kam aus anderen Beweggründen in die mit tiefem Schnee bedeckte neue Heimath, als der Conquistador in den sonnigen Süden; der Pionier im Norden, der das Land erforscht, der Squatter, welcher sich auf der Wiesenflur oder im Walde zuerst anbaut, gleichsam der Weisel für den nachkommenden Bienenschwarm, ist ein von Hause aus ganz anders gearteter Mensch, als der mit seinem Rosse völlig in Eins verwachsene, Rinder hütende Gaucho in den Pampas; der Pflanzer, welcher Kaffee, Zucker und Cacao von Negern bauen läßt, steht in anderen Verhältnissen, als der bescheidene Ackersmann, der selbst sein Feld mit Weizen und Mais bestellt.

Nord-Amerika ist vorzugsweise germanisch geworden. Die Spanier haben Florida abgetreten, die Franzosen Louisiana. In Unter-Canada, wo die Letzteren längst englischer Oberherrschaft gehorchen, sind sie überflügelt worden. In den Vereinigten Staaten haben alle Abtheilungen der großen germanischen Familien ihre Vertreter, und mischen ihre Säfte wieder untereinander. Die in Europa vereinzelten Glieder wachsen auf dem neuen Boden zu einem Leibe, die sich in einander verflechtenden Zweige zu einem gewaltigen Stamme zusammen: Engländer, Schotten, Deutsche, Holländer, Schweden und Norweger. Und dazu kommt noch leichtes Blut des keltischen Irländers. Der angelsächsische Stamm und das germanische Wesen nahmen einst auf dem Eilande

Britannien einen insularischen Charakter an. Auf einem Festlande, wo heute kaum noch die Wüste scheidend und trennend einwirkt, gewinnt er unter eigenthümlichen physischen Bedingungen und durch Vermischung und Nebeneinanderleben mit verwandten Volksgenossen wieder ein völlig continentales Gepräge, ohne doch den oceanischen Scharfblick einzubüßen, welcher den englischen Stamm auszeichnet. Er entfaltet eine wunderbare Ausdehnungskraft; und wie einst vor anderthalb Tausend Jahren die germanischen Völker aus Deutschland zogen, um das ganze römische Europa zu bezwingen, so haben die continental gewordenen Angelsachsen in Nord-Amerika sich den neuen Continent in der gesammten Breite, bis zu den Gestaden Californiens, zu eigen gemacht, um dem längst sprüchwörtlich gewordenen „Saxon thirst for boundless sway" volles Genüge gethan. Aber sie zerstören nicht, sondern bauen auf, und wo sie einreißen, schaffen sie zugleich. Der neugermanische Staat in Amerika unterscheidet sich wesentlich vom europäischen Staate. Er beruht auf Föderalismus, auf einem Prinzip, das den einzelnen Theilen so viele Freiheit und Selbstthätigkeit gestattet, als das Interesse des Ganzen irgend vertragen will. Er hat die repräsentative Demokratie auf breitester Grundlage eingeführt, er erkennt keine bevorzugten Stellungen an und verwirft alles Feudalistische und Monarchische. Alle und jede Union zwischen Staat und Kirche ist von ihm vollkommen beseitigt worden; das politische Regiment weiß nichts von irgend einem kirchlichen Bekenntnisse. Die Grundsätze stehen in unbestrittener Geltung, sie durchdringen das gesammte Volks- und Staatsleben, beherrschen Nord-Amerika und wirken mit Macht auf Europa zurück, während sie im ehemals spanischem Gebiete noch nicht zum Durchbruche gelangten. Vom Creolen unterscheidet sich der

Neugermane Amerikas auch darin, daß er nie mit den Negern und Indianern sich in der Ausdehnung vermischte, wie es von jenem geschah. Nirgends haben bei ihm die Mischlinge an Zahl die Oberhand gewonnen oder auch nur irgend welchen Einfluß üben können; der Angelsachse civilisirt die andern Racen oder er weihet sie dem Untergange.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind aus den 13 englischen Kolonieen erwachsen, welche seit Anfang des 17ten Jahrhunderts am atlantischen Ocean von den Grenzen Acadiens bis hinab zu jenen Floridas gegründet wurden. Man stellt gewöhnlich die Behauptung auf, daß sie ihr Entstehen dem Hang und Drang nach religiöser und staatlicher Freiheit verdanken; aber dieser Satz ist nur unter Einschränkungen gültig. Die Puritaner waren bei der Gründung von Virginien, beider Carolina, New-York und New-Hampshire nicht betheiligt; wohl aber lagen bei der Besiedelung von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien und Maryland kirchliche Beweggründe vor. Puritaner, Quäker und Katholiken allesammt wollten dem Drucke der englischen Hofkirche sich entziehen. Die ersten Einwanderer aus England gehörten verschiedenen Klassen und man kann sagen auch verschiedenen Volksstämmen an, da im 15ten und 16ten Jahrhundert noch nicht alle Gegensätze zwischen Sachsen und Normannen erloschen waren, und dann in Cavalieren und Puritanern nachwirkten. Neu-England wurde vorzugsweise puritanisch und angelsächsisch; seine Bewohner waren ernst und finster bis zum Fanatismus, sinnend und grübelnd, aber fleißig und zäh fast bis zur Hartnäckigkeit, und voll unbeugsamen Muthes. Sie paßten für ihr kaltes Land. In Virginien, Carolina und Maryland war das normannische Element überwiegend, das Wesen der Cavaliere, die in ganzen Schaaren

nach Amerika strömten, als in England die Rundköpfe zur Herrschaft gelangten. Sie brachten ihre monarchischen Gesinnungen und ihre feudalistischen Ansichten und Gewohnheiten mit hinüber, das Recht der Erstgeburt und die Hof- und Staatskirche. Sie bildeten eine Landaristokratie, ließen ihre Felder von Sklaven bestellen und arbeiteten nicht selbst. Aber der Boden Nord-Amerikas ist den Standesvorrechten und den Privilegien nie günstig gewesen. Selbst die Cavaliere konnten und mochten erbliche Bevorzugungen nicht aufrecht erhalten, nachdem sie während einiger Menschenalter die reine Luft der Freiheit eingeathmet hatten. Den englischen Einwanderern folgten, Holländer, Schotten, Deutsche und französische Calvinisten, lauter unternehmende und stark muthige Menschen; denn die Trägen, Schwachen und Kranken wagten die gefahrvolle Reise über den Ocean nicht.

Die Bewohner der 13 Kolonieen hatten ihre Freibriefe und Verfassungen. Sie konnten sich, fern von dem Hofe, frei und selbstständig entwickeln, sie hielten, oft in heißem Streite mit den Statthaltern und der Krone, an ihrem guten Rechte, und als das Mutterland ihnen Ungebühr zumuthete und nachdem jeder Versuch zu billiger Ausgleichung fehlgeschlagen war, erklärten sie sich für unabhängig, behaupteten die Unabhängigkeit mit den Waffen und bildeten eine Republik. Im angelsächsischen Amerika war der Freistaat eine Nothwendigkeit; alle Bedingungen zu ihm waren gegeben und vorhanden; im spanischen Amerika war die Republik, für welche die Unterlage und die rechten Menschen fehlten, ein Zufall. Daher ist die Entwickelung und Geschichte in beiden so grundverschieden, und wird es immer bleiben. Die Nord-Amerikaner stellten keine Theorie auf, entwarfen keine neuen Pläne zum Neubau des Staates. Sie hingen mit Vorliebe an ihren alten freien Einrichtungen;

für diese griffen sie zum Schwerte. Als der englische Monarch sie ungerecht besteuerte, schrieben sie ihm und dem britischen Parlamente den Absagebrief. Sie konnten eines Königs entbehren und schufen sich in ihrem Congresse ein eigenes Parlament.

Vor 100 Jahren, 1750, ergab eine Abschätzung der Bevölkerung in den 13 Kolonien die Summe von 1,046,000 Seelen. Die Abschätzung von 1850 ergab schon ein Resultat von weit über 23 Millionen Einwohner für die Union. Allein im Hafen von New-York landeten 1848 europäische Einwanderer 191,907, und im Jahre 1849 schon 232,000. Die Staaten zwischen dem Meere und den Alleghannies gleichen einem mächtigen Bienenkorbe, welcher seine Schwärme über die ganze Breite des Continents aussendet. Dieser atlantische Osten hat eine Küste von 1000 deutschen Wegstunden Länge; das Land am mexikanischen Golf eine solche von 800, die Küste von Oregon und Ober-Californien von mehr als 800. Der Mississippi und die westlichen Binnengewässer werden auf einer Strecke von etwa 8000 Stunden mit Dampfschiffen befahren, deren die Vereinigten Staaten auf den Strömen, Seen und Meeren weit über 1000 zählen. In der Gewerbsamkeit, welcher sie zu gesundem Emporwachsen und Gedeihen kräftigen, verständig bemessenen Schutz gewährten, beginnen sie auf den Weltmärkten selbst gegen England den Mitbewerb auszuhalten; ihre Handelsmarine, welche schon jetzt die Ziffer von 2½ Millionen Tonnen erreicht, und mit etwa 100,000 Seeleuten bemannt ist, steht lediglich jener von Großbritannien nach. Der Osten und Westen sind durch ein ausgedehntes Netz von natürlichen und künstlichen Wasserstraßen und Eisenbahnen in bequeme Verbindung mit einander gebracht worden, und vom Sanct Lorenzstrome bis in das Delta des Mississippi ziehen sich

elektromagnetische Drähte. Die materielle Wohlfahrt der Vereinigten Staaten hat in der Weltgeschichte kein Gegenstück, und für die Raschheit eines solchen Fortschrittes und eines solchen Gedeihens giebt es kein Beispiel. Im Jahre 1607 erschien in der Chesapeakbai ein Schiff mit Auswanderern, den ersten, welche aus England in der Absicht kamen, hier eine dauernde Niederlassung zu gründen. Diese 150 Ansiedler baueten Jamestown in Virginien, wählten 1619 ihre Volksvertretung, bekamen Antheil an der Regierung und erhielten 1621 für Virginien eine geschriebene Verfassung, ihren Freibrief. Das war der Anbeginn der Vereinigten Staaten.

Gegen Ablauf des verflossenen Jahrhunderts begann der Strom der Einwanderung sich nach Westen zu lenken; das Mississippithal, ein Land von der Ausdehnung Europas zwischen Norwegen Cap Matapan wurde besiedelt. Von Frankreich wurde Louisiana, von Spanien Florida erworben; Mexico wurde gezwungen Texas, Neu-Mexico und Californien aufzugeben. Der nordamerikanische Adler taucht nun seine Schwingen in die großen canadischen Seen, in den atlantischen Ocean, in den mexicanischen Golf und in die Wogen des stillen Weltmeeres. Seit 1792 bildete sich im Westgebiete ein Staat nach dem andern, und in rascher Folge traten Kentucky, Tennessee, Ohio, Indiana, Mississippi, Alabama und Michigan in den großen Bund. Aus dem alten Louisiana, das in den Händen der Franzosen gleichsam leblos war, sind seit 1812 nicht weniger als fünf Staaten erwachsen: Louisiana, Missouri, Arkanasas, Jova und Wisconsin; ein sechster, Minnesota, ist in der Bildung begriffen; vielleicht schon ein siebenter, Nebraska. Florida und Texas traten 1845 in die Union, welcher dann auch noch der Mormonenstaat Deseret (Utah) in der Wüste, Neu-Mexiko und Ca-

lifornien hinzugefügt wurde, nachdem Oregon schon seit einigen Jahren als besonderes Gebiet anerkannt worden ist. In diesem gewaltigen Lande ist Raum für Hunderte von Millionen fleißiger Menschen. Die Bewohner dieses Riesenstaatenbundes bilden eine Bevölkerung mit gemeinsamen Interessen. Ungeachtet der großen Ausdehnung ihres Gebietes ist unter ihnen weit mehr vorhanden, was sie zusammenknüpft, als was trennt. Und wenn einst bei einer Volksmenge von 60, 80 oder 100 Millionen und mehr die Union in verschiedene Bestandtheile zerlegt werden sollte, so wird die Trennung eine friedliche sein.

Wir wenden uns nun zu den einzelnen Stämmen der Amerika eigenthümlichen Völker und beginnen im höchsten Norden.

Island rechnen die neueren Geographen zu Amerika. Seine Bewohner sind jedoch europäischen, scandinavischen Ursprungs, Nachkommen der streitbaren Wikinger. Sie sind blond, haben blaues Auge, mittlere Größe und sind wegen ihrer spärlichen Nahrung meist schwächlich, obschon man ihnen geistige Anlagen nicht absprechen kann. Sie leben von Fischfang und Viehzucht; in den Mußestunden spielen sich Schach, oder lesen und erzählen sich Geschichten.

Grönlands Bewohner gehören entschieden dem Stamme der Eskimos an, also der Familie der Polarmenschen, die von Lappland bis zur Baffinsbai und zur grönländischen Ostküste am Meeresgestade mitten in Eis und Schnee leben, so weit der Seehund gefunden wird. Sie nennen sich in Grönland selbst Innuit, menschliche Wesen, Männer. Sie sind klein, untersetzt, haben ein breites, plattes Gesicht, ausdruckslose Augen, kleine Nasen, dicke Unterlippe und grobes schwarzes Haar. Im Ganzen sind sie gut geartet und friedfertig, doch haben sie einen starken Hang zur Satire. Sie haben keine

Regierung, bilden keinen Staat und bedürfen ihn auch nicht; jeder lebt, wie er mag; es sind nicht einmal Häuptlinge vorhanden. Der Grönländer ist ein tüchtiger Ruderer und geschickter Schiffbauer. Seine Sprache ist arm; für Abstracta mangelt es ihm an Worten, auch giebt es wenig Adjectiva, aber sehr viele Suffixa und Affixa, wie in allen polysynthetischen Sprachen. Für concrete Begriffe haben sie einen großen Wortreichthum. Ihre Jahre rechnen sie nach Wintern, aber nicht über 20 hinauf; was darüber ist, ist viel, sehr viel. Für Gott haben sie in der Sprache kein Wort, doch glauben sie an eine Fortdauer der Seele und an verschiedene mächtigere und geringere Geister, so wie an Hexerei. Der Name Eskimos ist ihnen von den Krih-Indianern gegeben, welche sie Eschkimai nannten, d. h. Fresser rohen Fleisches.

Die westlichen Eskimos von Labrador leben auch im Süden der Behringsstraße bis in die Nähe des Eliasberges unterm 60° N. B. und 140° W. L., also größtentheils in dem russischen Amerika, wo sie Tschugatschen und Kodjaken und Tschuktschen heißen. Sie gleichen den europäischen Lappen. Die Eskimos von Labrador sind stark und kräftig, ihre Gesichtsbildung verschieden. Die Männer haben einen starken Bart auf Lippe und Kinn. Im Winter wohnen sie in Schneehütten, Iglus, die aus Schneeblöcken zusammengesetzt und 8 Fuß hoch, 10—12 Fuß im Durchmesser sind. Inwendig werden sie mit Häuten und Moos belegt. Der Hund ist des Eskimo's beständiger Gefährte; er dient ihm als Zugthier. Die Heirathen werden sehr früh geschlossen, auch ist die Vielweiberei erlaubt.

Im Osten der Felsengebirge und südlich von den Eskimos wohnen drei große Indianer-Gruppen. die Athabaskas, die Algonkiner und Sioux oder Dakothas. Außerdem aber noch die soge-

nannten Zankindianer, die ihren Namen jedoch mit Unrecht führen, da sie ein sehr friedliebendes Volk sind. An beiden Seiten der Felsengebirge, im Osten bis an die Hudsonsbai, aber nicht bis an deu großen Ocean reichend, wohnen die Erstgenannten, auch Arctiden genannt. Ihre Südgrenze ist der Missisippi und der mittlere Arm des Saskatschewan, wo sie mit Völkern des algonkinischen Stammes zusammenstoßen (s. u.). Zu ihnen gehören die Tacellis. Die nordwestlich zwischen dem Athabaska und dem großen Sklavensee umherschweifenden werden Tschippewayans genannt. Nach ihnen auch das waldige Land. Sie selbst nennen sich Männer der aufgehenden Sonne. Weiter nördlich wohnen die Kupfergruben-Indianer, westlich von diesen die Hundsrippen- und Sklaven-Indianer; am Unjagah die gastfreien Biber-Indianer, im Norden des großen Sklavensees die Stark-Bogen-(Strong-bow) Indianer. Die Berg- und Schafindianer reichen bis an's Felsengebirge; im Westen desselben die Carriers am untern Mackenziefluß, die Hasenindianer (Rabbit-skins) und die kleine Horde der Yellow-Knives im Norden des großen Sklavensees. Die Hasen- und Sklaven-Indianer sind sanft und behandeln auch ihre Frauen nicht wie Lastthiere. Die specielle Beschreibung aller dieser Stämme in Bezug auf ihre Eigenthümlichkeiten siehe bei Andree „Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen", S. 160 ff.

Die Krihs reichen von der Hudsonsbai bis an die Quellen des Missisippi; sie sind kräftig und wohl gebaut, sind treffliche Fußgänger, Schwimmer und Ruderer, Jäger und Fischer. Ihre Sitten sind im Ganzen mild; sie sind ehrlich, großmüthig und gutherzig, aber die Keuschheit kennen sie nicht.

Im Nordwesten wohnen die Satsika, Schwarz-

fußindianer (Blackfood Indians) bis an den Missouri hinunter. Sie bilden einen Bund aus 5 Stämmen: die Satsika, die Kena, Blutindianer, die Piekan, die Atsina, Fallindianer, auch Dickbäuche der Prairien genannt, und die Sarsis oder Sussehs. Dieser Bund führt den Namen Siksekunak. Die Scheschatapusch und Scoffies von Labrador gehören zur Völkergruppe der Algonkiner. Außer diesen Stämmen giebt es noch die Assiniboins, ein Stamm der Dakotahs oder Sirur. Alle diese Indianer leben in vollständiger Abhängigkeit der Pelzhändler, welche in Geschäften der Hudsonsbai-Compagnie (privilegirt am 16ten Mai 1669 von Karl II.) das Land durchreisen.

In der Kolonie am Red-River, welche Lord Selkirk gründete, leben Stämme der Krihs und Odschibwäs, in Neufoundland Indianer vom Stamme Mikmaks, auf der großen Insel Quadra-Vancouver die Wakasch, ein Volk, das von Fischen und Beeren lebt.

Seit die Hudsonsbai-Compagnie festen Fuß gefaßt hat, bildete sich auf ihrem Gebiet eine eigene Handelssprache, der Jargon von Oregon, eine Art lingua franca des Westens, die aus 3 Sprachen gemischt ist, aus der englischen, Nutka- und Tschinuk-Sprache, wozu noch einiges Französische gekommen ist.

Die Indianer in Canada und in den Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi gehören zum algonkinischen Stamme oder zu den Irokesen. Gallatin theilt sie in folgender Weise ein:

Oestliche Algonkiner.

Scheschatapusch und Scoffies an der Küste des St. Lorenzbusens.

Mikmaks in Neuschottland und an der Westküste und den Zuflüssen des St. Lorenzbusens.

Etschemins oder Canoemen am St. John und Penobscot.

Abenakis am Kennebec und Andrscoggin.

Algonkiner am atlantischen Meere.

Massachusets, Narragansets und Mohikaner vom Sako bis zum Hudson, alle drei sprachverwandt. Zu den letzteren gehörten die vielgenannten Pequods im östlichen Theile von Connecticut und einem Theile von Long-Island.

Montaks auf Long-Island.

Minsi und Delawaren zwischen Hudson und Susquehannah in New-Jersey, den Delaware aufwärts bis zu dessen Quellen und im Thalbecken des Schuylkill.

Nanticokes an der Ostküste der Chesapeake-Bai mit den Accomak.

Susquehannoks am Susquehannah.

Powhattans in Virginien.

Pamlicoes in Nordcarolina südlich bis zum Cap Hatteras, und die Coramines im Süden der Neuse bis zum Cap Fear.

Nördliche Algonkiner.

Knistinohs oder Krihs im Süden der Athabaskas von der Hudsonsbai bis zu den Quellen des Mississippi.

Montangards am St. Lorenz von Montreal bis zur Mündung.

Ottáwas in Canada und Michigan.

Odschibwäs am östlichen Ende des Obernsees bis zum nördlichen Red-River.

Potowatomins am Michigansee, verwandt mit den vorigen.

Missinsig am Nordostende des Ontario.

Westliche Algonkiner.

Menomenies an der Green-Bai.

Miamis, Piankschas und Illinois am Ohio, Illinois, Wabasch und Miami.

Sahkies und Foxes mit den Kickapus am obern Mississippi.

Schaniehs (Shawnoes) am Cumberlandfluß im Norden bis an den Susquehannah und Scioto, im Süden bis an das Gebiet der Creeks.

Blakfeet am Saskatschewan.

Schaiennes im Westen des Mississippi.

Die Irokesen zerfielen geographisch in 2 Gruppen und wohnten am Jamesflusse südlich bis zum Neuse; die Meharrias und Nottowäs in Virginien, die Tuskaroras in Nord-Carolina. Die nördliche Gruppe der Irokesen wurde von den Mohawks, Oneidas, Onondagues, Cayugas und Senecas gebildet. Die Wyandotten oder Huronen herrschten vom Huron-See südlich bis zum Ohio. Die Attionandarons wohnten östlich von jenen, die Erigas südlich vom Erie-See und die Andastes oder Guandastogues am Alleghany und Ohio. Die letztereu drei verschwanden, besiegt von den fünf Nationen.

Wir finden die Hauptstämme der Indianer in den Vereinigten Staaten abweichend von der Andreeschen Darstellung und mit einigen orthographischen Variationen in dem Werke von Carl Schmidt über Nordamerika in folgender Weise charakterisirt:

Die Chickasaws und Choctaws, welche verwandte Stämme auf der östlichen Seite des Mississippi waren, wohnen in demselben Territorium im Westen zusammen. Ihr Land, etwa 200 Meilen lang und 150 Meilen breit, wird nördlich durch den Canadian- und Arkansas-River begrenzt, östlich vom

Staate Arkansas, südlich vom Red-River und westlich durch das westliche Gebiet der Vereinigten Staaten. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft, haben gute Häuser und wohl eingezäunte Felder; hauptsächlich bauen sie Mais in großen Quantitäten, und im südlicheren Theile Baumwolle. Sie besitzen Baumwoll-Egrenirmaschinen und Säge- und Mahlmühlen am Red-River und anderen Strömen. Sie ziehen große Heerden Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine. Sie haben eine geschriebene Constitution und eigene Rechte, nach welchen sie regiert werden. Ihre Nation ist in 4 Distrikte getheilt, und jeder Distrikt erwählt alle 4 Jahre einen Häuptling. Ihre Regierungsform ist republikanisch. Der große Rath (General Council), der aus 40 Mitgliedern besteht, welche durch die stimmberechtigten Wähler in jedem Distrikt gewählt werden, hält jährlich am ersten Montage des October eine Versammlung. Er stimmt über alle Gesetze ab; die Häuptlinge haben das Verneinungsrecht; ⅔ der Stimmen der Versammlung sind beschlußfähig. Es werden ein Sprecher und Protocollanten, die die Verhandlungen niederzuschreiben haben, gewählt und an den Sprecher Anträge gestellt, ganz in der üblichen Form gesetzgebender Versammlungen. Die Sitzung dauert gewöhnlich 14 Tage und die Mitglieder erhalten während derselben aus dem Nationalfond 2 Dollars Tagegelder. Sie besitzen ein großes und bequemes Sitzungslokal. Die Nation ist in 4 Justiz-Distrikte getheilt; es ist eine Untersuchung vor den Geschwornen und Appellation an den höchsten Justizgerichtshof gestattet. Es wird Niemand zur Bezahlung von Schulden gezwungen, sondern es ist dies der Ehre eines Jeden überlassen, was aber auch immer hinreichend ist. Das Kriegsdepartement ist einem von der Nation gewählten General mit 32 Hauptleuten in jedem Distrikte über-

tragen. Viele dieser Indianer beschäftigen sich mit Spinnen und Weberei; mit Schmieden werden sie vertragsmäßig von der Regierung der Vereinigten Staaten versehen; viele der Meister und alle Gehülfen sind jedoch von ihrem eigenen Stamme. Die Choctaws gehören zu den intelligentesten Indianerstämmen, und mit Ruhm muß ihnen nachgesagt werden, daß sie in keinem Kriege Amerikaner ermordet haben und oft von den Vereinigten Staaten sich zum Kriegsdienste anwerben ließen.

Die Chickasaws haben sich unter den Choctaws angesiedelt, und durch einen Vertrag zwischen diesen beiden Stämmen ist den Chickasaws bewilligt worden, einen Distrikt unter den Choctaws zu bilden; sie werden durch dieselben Gesetze regiert, bilden den vierten Distrikt und schicken eine verhältnißmäßige Anzahl von Vertretern in die National-Versammlung; ihre von der Regierung der Vereinigten Staaten bewilligte Zeitrente beziehen sie jedoch für sich.

Die Creeks bewohnen einen Landstrich, welcher im Norden und Osten an das Cherokesen-Gebiet, und im Süden an das von den Choctaws und Chickasaws bewohnte Gebiet, von welchem er durch den Canadian-River getrennt ist, grenzt. Ihr Land ist fruchtbar und erzeugt Mais, Bohnen, Kartoffeln, Reis, Weizen, Kürbisse, Melonen rc. Mais bildet das Hauptprodukt und sie versehen die Garnison Fort Gibson mit beträchtlichen Quantitäten. Sie sind fleißig und haben sich bequeme Wohnungen, Gemüse- und Obstgärten, so wie gut bebaute Felder eingerichtet. Sie wohnen gewöhnlich in Dörfern beisammen und bebauen das Feld gemeinschaftlich. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sie vertragsmäßig mit einem Viehstand (Rindvieh, Schweinen rc.) versehen, so wie dieselbe für Schmiede, Mühlenbauer und Wagner sorgt. Der von ihnen bewohnte Landstrich

ist nicht so bewässert und gesund, wie der ihrer Nachbarn. Sie haben einen Oberhäuptling gewählt und ein Sitzungslokal für die General-Versammlung, deren Mitglieder jährlich gewählt werden, errichtet. Sonst in beständigem Kampfe mit den Ansiedlern und bis in die neueste Zeit herab wegen Gebietsabtretungen mit den Vereinigten Staaten in blutiger Feindschaft, ist mit dem Umsichgreifen der Civilisation der Schrecken ihres Namens verschwunden.

Die Seminolen werden als ein Hauptbestandtheil der Creek-Indianer betrachtet; sie sprechen dieselbe Sprache und viele von ihnen sind von demselben Stamme. Durch Vertrag ist ihnen mit den Creeks gemeinschaftlich der zwischen dem Arkansas und dem Deep Fork (ein Arm des Canadian-River) liegende Landstrich zum Aufenthalte bestimmt worden. Obgleich sie manche Verbesserungen in ihrem Lande gemacht haben und etwas Getreidebau treiben, so sind sie doch im Ganzen faul; sie haben keine Schulen und fühlen für solche auch kein Bedürfniß. Für Schmiede so wie für Ackerbaugeräthe sorgt vertragsmäßig die Regierung der Vereinigten Staaten.

Die Cherokesen (Cherokees) bewohnen das ihnen von der Regierung der Vereinigten Staaten angewiesene Land, welches nördlich und östlich an die Besitzung der Creeks grenzt. Sie sind in der Civilisation allen übrigen Indianerstämmen voraus; sie haben gut cultivirten Boden, bequeme Wohnungen und gut angelegte Farmen, auf welchen sie ihre Lebensbedürfnisse reichlich erbauen; sie haben sich hauptsächlich auch der Viehzucht zugewendet, die durch die fruchtbaren Prairien sehr begünstigt wird. Mühlen besitzen sie wenige, da die Flüsse, die ihr Territorium berühren, zu gewissen Zeiten versiegen oder doch einen zu niedrigen Wasserstand haben. Hingegen ist das Land reich an Salzquellen und es wird viel Salz pro-

ducirt. Die Cherokesen werden durch geschriebene Gesetze regiert und ihre Regierungsform ist republikanisch. Sie erwählen jährlich Mitglieder zu einer Generalversammlung (General Assembly), deren Sitzung jährlich am ersten Montage des October beginnt, und welche in ein Ober- und Unterhaus getheilt ist. Sie besitzen seit 1828, nachdem Sequoyah (George Gueß) ein Sylbenalphabet für ihre Sprache erfunden hatte, eine eigene Zeitung: „Der cherokesische Phönix," und eine Druckerei. Die meisten von ihnen sprechen englisch. Von der Regierung der Vereinigten Staaten werden sie vertragsmäßig mit Schmiedrn, Mühlenbauern und Wagnern versehen, und erhalten eine bedeutende Rente (der Ertrag ihrer östlich vom Mississippi verkauften Ländereien), die zur weiteren Verbesserung innerer Einrichtungen verwendet wird.

Die Osagen (Osages) sind ein eingeborner Stamm; ihr Gebiet liegt nördlich von den Cherokesen. Sie sind von der Regierung der Vereinigten Staaten mit Ackerbaugeräthschaften, Vieh, Mühlen, Schmieden ꝛc. versehen worden und dieselbe hat sich bemüht, sie zu einem geregelten Leben zu veranlassen; allein es ist eine faule Nation, welche, mit geringer Ausnahme, ihr Wanderleben allen Beschäftigungen vorzieht und lieber Jagd auf das Vieh ihrer Nachbarn macht. Sie gehören zu den uncivilisirtesten der Indianerstämme und haben keinen Sinn für Erziehung.

Die Shawnees bewohnen den zwischen dem Osage- und Kansas-River gelegenen Landstrich, sind ein fleißiger, mäßiger, Ackerbau und Viehzucht treibender Stamm, dabei hochherzig und ehrlich, und haben gut eingerichtete Farmen, auf welchen sie Mais, Weizen, Hafer und verschiedene Küchengewächse im Ueberfluß erbauen. Die Regierung der Vereinigten

Staaten hat sie vertragsmäßig mit Schmieden, Mahl- und Sägemühlen zu versehen. — Die Senecas leben unter ihnen.

Die Delawares haben ihr Gebiet westlich von dem Missouri und nördlich von den Shawnees, denen sie sehr ähnlich sind.

Die Kansas-Indianer sind ein eingeborner Stamm, zwischen den Shawnees und Delawares, welchen Stämmen sie gleichen; sie sind unwissend und arm.

Die Pawnees, Omahaws und Ottoes, welche eine Landstrecke am Platte-River bewohnen, sind wenig civilisirt, haben aber Sinn für Bildung.

Die übrigen Indianerstämme sind: Die Kickapoos, Stockbridges, Sacs und Foxes, Sioux, Pottawatomies, Peorias, Piankeshaws, Weas, Wyandotten, Menomonies, Miamies, Senecas, Tuscaroras und Jowas.

Wir geben noch eine Uebersicht der indianischen Sprachen nach Andree.

Auf der ausgedehnten Landstrecke von der Hudsonsbai bis zum Mexicanischen Meerbusen herrschen, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nur fünf große Sprachenfamilien. Jene der Dakotas reicht weit über den Mississippi hinaus bis an die Felsengebirge; im Osten des großen Stromes finden wir nördlich die Sprache der Algonkiner und Irokesen; im Süden jene der Tschirokis und Tschakta-Muskoghen. Sie allesammt haben, wie die amerikanischen Sprachen im Großen und Ganzen überhaupt, große Aehnlichkeit und innere Verwandtschaft im Bau, wie weit auch sonst die einzelnen Wörter im Laut von einander abweichen mögen. Die Sprachforscher sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß im britischen Amerika und im Gebiete der vereinigten Staaten die Sprachen von einundsechzig Indianerstämmen sich auf acht v-

einander gänzlich verschiedene große Sprachenfamilien zurückführen lassen, wenn man die Eskimos, Athabaskas und Pahnis (Pawnees) mit berücksichtigt. Die Aneignung derselben ist für den Europäer außerordentlich schwierig; in vielen Fällen haben die Indianer weit eher geläufig Französisch oder Englisch gelernt, ehe die Missionäre Algonkinisch oder Irokesisch verstanden. Bei weitem die meisten amerikanischen Sprachen haben einen transpositiven und alle einen polysynthetischen Charakter. Der Ausdruck des Tones ist bei verschiedenen Stämmen verschieden. Die Oneidas verändern allemal den Buchstaben R, die übrigen Irokesen verwerfen das L, die Algonkiner haben kein F; die ganze irokesische Familie bedient sich nie des M, und hat gar keine Lippenbuchstaben; das Letztere ist auch bei den Tschirokis der Fall. Unter den Irokesen haben allein die Oneidas das L; ihre Sprache ist sanft, die der Senecas dagegen rauh. Die Algonkiner, namentlich die Abenakis, häuften Consonanten bis zur äußersten Härte, die Irokesen stellen viele Selbstlauter neben einander; im Tschirokesischen endet jede Sylbe mit einem Vokal, und die Combinationen mit den Consonanten sind in ihr so einfach und so gering an Zahl, daß diese Sprache ein Sylbenalphabet möglich machte, für welches fünfundachtzig Zeichen, wie sie der Tschiroki Sequoah erfunden hat, vollkommen ausreichen. Aber vor der Bekanntschaft mit den Europäern hatten die Indianer keine Ahnung von einem Alphabet. An einer rohen Abbildung eines Thieres auf einem Stück Birkenrinde oder auf der glatten Fläche eines Steines erkannte der rothe Mann das Sinnbild seines Stammes, und die daneben gezeichneten Figuren verstand er so gut, wie der weiße Mann den Inhalt eines Briefes. Solche S c h r i f t g e m ä l d e hatten alle diese Völker; sie ahmen sichtbare Gegenstände nach, und

auch ihre Sprache ist vorzugsweise materialistisch, unendlich reichhaltig für alle sichtbaren und handgreiflichen Gegenstände, aber arm für alles Geistige und Abstrakte. Sie hat z. B. keine Bezeichnung für die Begriffe Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Frömmigkeit. Dagegen kennen und gebrauchen die Tschirokis dreizehn verschiedene Ausdrücke für die Handlung des Waschens. Der Herrnhuter Loskiel bemerkt, daß er mehrerer Jahre bedurfte, um in der Mundart der Delawaren abstrakte Wahrheiten einigermaßen verständlich machen zu können, und es gelang ihm erst, als er aus den vorhandenen Wörtern mit Hülfe von Umschreibungen und sinnreichen Combinationen gewissermaßen eine neue Sprache gebildet hatte. Dieser Materialismus trägt dagegen wesentlich zu dem malerischen Glanze und der pomphaften Fülle in der Rede des Indianers bei. Glück bezeichnet er durch Sonnenglanz oder wolkenlosen Himmel; Frieden stiften nennt er einen Waldbaum pflanzen oder die Streitaxt begraben; Leidtragenden Geschenke darbringen, um sie zu trösten, heißt: das Grab des Verstorbenen bedecken. Und wenn er Beschwerlichkeiten und Mühsal der Indianer auf den Prairien andeuten will, so sagt er: die Stacheln der Cactuspflanze sind durch meine Mokassins gedrungen. Namentlich ist die Sprache der sechs Nationen reich an großartigen Metaphern und Allegorien.

Der Indianer analysirt in seiner Rede die Ausdrücke nicht; er läßt seine Gedanken massenhaft und in Haufen hervorbrechen; er reflektirt nicht und kennt keine logische Zergliederung der Gedanken; er drückt jeden Zusammenhang von Ideen in einer Gruppe aus; Alles ist in seiner Sprache synthetisch. Der Irokese so wenig, wie der Algonkiner kann einfach Vater sagen; für diesen Begriff bedient er sich bezeichnender Ausdrücke; eben so wenig kann er einfach

sagen: Baum, Haus; er muß das dafür bestimmte Wort mit einer Vorsatzsylbe versehen, welche die Anwendung desselben bezeichnet. Ferner kann der Indianer nicht verallgemeinern; er hat keine Ausdrücke, um zu generalisiren. In den amerikanischen Wäldern wachsen verschiedene Arten von Eichen; für jede einzelne haben die Algonkiner allerdings Benennungen, aber kein Wort für die Eiche im Allgemeinen. Ueberhaupt wird keine Thätigkeit generalisirt; daher kommt es, daß eine Menge von Wörtern vorhanden sind, welche eine und dieselbe Handlung in ihren verschiedenen Modificationen bezeichnen. Es giebt kein Nomen, welches einfach die Idee des Daseins, der Existenz ausdrückte; die Idee wird allemal mit einer Oertlichkeit in Verbindung gebracht, und das Zeitwort sein nie abstrakt gebraucht. Aus alle dem entspringt die wunderbare Fülle und Mannigfaltigkeit im Ausdruck und eine eben so große Genauigkeit; aber dennoch ist die ganze Ausdrucksweise mangelhaft, weil jede Reflexion und alle Analyse fehlt.

In der Wortbildung zeigt sich derselbe synthetische Charakter. Das Hauptwort nimmt Zusätze in sich auf, welche zugleich eine Beziehung andeuten und eine Eigenschaft ausdrücken. Hauptwort, Beiwort und Fürwort werden zu einem Ganzen verschmolzen. Der Indianer kann seine Wörter bis in's Unbegrenzte combiniren; stellt sich ihm ein neuer Gegenstand dar, so wird er erst nach dem Gebrauche desselben fragen, und ihm dann einen Namen beilegen, der vielleicht eine erschöpfende Definition einschließt. Der Indianer kniet nicht; als der Bibelübersetzer Elliot das einfache Wort knien übersetzen wollte, bedurfte er dazu eines umschreibenden Wortes von nicht weniger als elf Sylben. Bei der Wortanhäufung der Indianer wird eine einfache Wortwurzel von dem, was vor und hinter ihr steht, oft völlig begraben; die

Raschheit der Bewegung geht auch dadurch in der Sprache eben sowohl verloren, wie die Anmuth des Ausdrucks. Die einzelnen Wörter, welche in die Wortanhäufung gezogen werden, verschmelzen nicht in einander; das zusammengesetzte Wort gleicht einer Mosaik, die einzelnen Bestandtheile bleiben einander fremdartig, die Verbindung ist lediglich mechanisch. Der Indianer prägt keine Idee aus, sondern nur Wörter. Das Zeitwort ist der herrschende Redetheil, es schlürft Hauptwort, Fürwort und Beiwort in sich auf; Declination, Casus und Artikel fehlen, aber Alles wird conjugirt. Das Adjectiv nimmt eine Verbalendung an; der Begriff, welcher durch ein Nomen ausgedrückt wird, erhält verbale Form. Der Algonkiner kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich hasse; er muß zugleich den Gegenstand seiner Liebe oder seines Hasses bezeichnen. Eigentliche Declinationen sind in manchen Mundarten nicht vorhanden, dagegen aber die Verba regelmäßig, genau und vollständig ausgebildet.

Mit Recht konnte Wilhelm von Humboldt sagen, daß die Zusammenhäufung oder Zusammenleimung, Agglomeration oder Agglutination, einen Hauptcharakterzug der amerikanischen Sprachen bilde. Die Inflection, die Coalescenz und Agglomeration ist vorwaltend. Die Inflection geht durch die ganze Sprache; beim Nomen bezeichnet sie Numerus und Genus, beim Zeitworte das Tempus ꝛc. Im Odschibwä z. B. Pinai, Feldhuhn; Plural: Pinaiwug; Assir, Stein; Plural: Assin-in (davon Assiniboins, Steinindianer). Im Delaware: Okhqua, Frau; Plural: Okhquewak; Akhsin, Stein; Plural: Acksinall. Im Onondago (Irokesischen): Hudaguhoneh, Häuptling; Plural: Hudaguhoneh-suh. Auch wird in dieser Mundart der Plural durch die Endsylben nnie und agu bezeichnet,

oft aber auch das Pluralzeichen eingefügt, z. B. nah jenah, ein Mann, hah da jenah, Männer. Der irokesische Sprachstamm ist der einzige unter jenen der nördlichen Indianer, in welchem Masculinum und Femininum deutlich von einander unterschieden werden. Man schaltet einen Buchstaben ein; z. B. im Onondago: Sajadat, männlich, sgajadat, weiblich; im Wyandot: Ihaton, er sagt, Isaton, sie sagt. Im Dakota wird der Plural durch die Endung pi bezeichnet; Wata, ein Kahn; Plural: Watapi. Im Tschakta und Krihk hat das Nomen keine Pluralform; diesem Mangel hilft man dadurch ab, daß man dasselbe mit der Pluralform des Pronomen possessivum verbindet. Auch haben einige Adjectiva Pluralform. In manchen Fällen wird die Mehrzahl durch Anfügung der Sylbe okta, im Tschakta, ulgy, im Krihk, bezeichnet; beides bedeutet eine Mehrheit oder Vielheit. In den meisten amerikanischen Sprachen hat das Nomen keinen Casus obliquus.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Unterscheidungen in diesen Sprachen außerordentlich genau sind. Dies gilt namentlich von der Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade. In dieser Beziehung bedienen sich die Weiber anderer Ausdrücke und Bezeichnungen, als die Männer. Alle Benennungen von Plätzen, Flüssen, Gebirgen und dergleichen, so wie die meisten Eigennamen, sind significativ. Wir werden später eine Menge von Beispielen anführen. Monongahela, der Name für einen der beiden Hauptarme des Ohio, bedeutet, nach Gallatin, einen Fluß, dessen Ufer einstürzen. Die Algonkiner kürzen mehrere Wörter ab und machen ein einziges daraus. Manche Composita sind von Wörtern abgeleitet, die niemals allein gebraucht werden. Im Tschakta hat ischt die Bedeutung einer Ursache oder eines Werkzeuges; a oder i bedeutet einen Platz wo; usche einen Ur-

sprung; uppe einen Stamm, davon nusse, eine Eichel; nussuppe, Baum mit Eicheln. Im Odschibwä bedeutet abo eine Flüssigkeit; es kommt aber nie einfach, sondern nur in Zusammensetzungen vor, z. B. schominabo, Wein, von schomin, Beere; totoschabo, Milch, von totosch, die weibliche Brust. Die Länge der Wörter erscheint in der Schreibart nach europäischer Weise uns sehr beträchtlich. Aber die Anzahl derer, welche mehr als sechs Sylben haben, ist doch nur gering, wenn sie richtig geschrieben und getrennt werden.

Von der Art, wie die Odschibwäs Wörter zusammensetzen, geben folgende Beispiele einen Begriff. Monganebajegun, Schneeschaufel, von monga, erweitern; neba, schlafen, und jegun, ein Werkzeug. Der Sinn ist: ein Werkzeug, mit dem man die Schlafstätte größer macht, dadurch, daß man den Schnee hinwegschaufelt. — Das folgende ist ein seit der Bekanntschaft mit den Europäern neugebildetes Wort: Wassakonaidjegun, Kerze, von Wassau, ein heller Gegenstand; kona, von biskona, Brand, oder skut, Feuer, und jegun, Werkzeug. — Kischkekudjegun, Lichtputze, von kihschk, abschneiden, kud, von biskona, Brand, und jugun. Oneyuthah (Oneida) bedeutet einen stehenden Stein; Onondaya (Onondaga), auf den Hügeln; Chiondaroga (Ticonderoga), geräuschvoll, weil dort die Wellen tosend gegen unterhöhlte Felsen schlagen; Ni-a-ga-ra, quer über den Hals; Schobari, Treibholz; Genhisbiyo (Genessee), das anmuthige Thal. (Gallatin, Transactions II. 119. ff. I. 2 und 33.)

Schoolcraft hebt hervor, daß in der Syntax der amerikanischen Sprachen jedes Verbum, welches einen belebten Gegenstand bezeichnet, auch ein solches Substantiv verlange; dasselbe sei der Fall, wenn es sich von unbelebten Gegenständen handelt. Die Wörter

werden gleichsam verdichtet durch die Einverleibung ideographischer Wurzeln, denen man auf mehrfache Weise Pronomina und Tempora hinzufügt. Man sieht aus den oben angeführten Beispielen, daß die einzelnen Bestandtheile der Composita eine Bedeutung haben. Das Prinzip dabei ist, wie wir schon oben erwähnten, dasselbe wie bei der Bilderschrift. Symbole bezeichnen Ideen, oder eine Reihenfolge von Ideen. In den zusammengesetzten Wörtern oder concreten Derivativen wird die ideographische Sylbe oder Partikel, welche man einfügt, von der Wurzel des disjunctiven Nomen oder Verbum genommen; sie ist dann mit der ganzen und vollen Bedeutung des Wortes bekleidet. Die bei weitem größte Anzahl der primitiven Wörter ist, wenn man sie ihrer Zuthaten entledigt, nur ein- oder zweisylbig. Jede eingeschobene Zuthat wird, nach indianischem Ohr, dem Wohlklange angepaßt; man beseitigt davon, was diesen beeinträchtigt. Wo zwei Selbstlauter oder Mitlauter zusammenkommen, wird dann der eine weggeworfen. Bei dieser Verkürzung der Sylben und dem Einschieben neuer Wurzeln bleibt dem Compositum oft nur ein einziger Buchstabe von dem eingeschobenen Worte, aber dieser eine Buchstabe ist ein ideographisches Zeichen, und behält seine volle Bedeutung bei. Die beiden Vocale io in den irokesischen Wörtern Ohio und Ontario, welche eine Wasserlandschaft bezeichnen, stammen von derselben Wurzel. Oh ist schön, on Hügel oder Berge, tar Felsen oder Klippen. Ontario ist ein Wort aus der Sprache der Wyandots. Das Irokesische hat, wie schon gesagt, keine Labialen; es rollt von der Zunge und aus der Kehle bei ungeschlossenen Lippen. Es hat viele Gutturalen, aber auch viele lange und offene Vocale, und klingt stark, fest und männlich. Die Nasenlaute

und Diphthongen, die im Oneida und Onondaga häufig sind, lauten sanft und melodisch.

Wir erwähnten schon oben, daß die Indianer Alphabet und Schreibekunst nicht kannten; wohl aber hatten sie Bilderschrift und Schriftgemälde. Bei den Mexicanern war diese Art, Gedanken durch Bilder mitzutheilen, sehr entwickelt. In der Malerei hatten auch manche südamerikanische Völker, z. B. jene auf dem Hochlande von Quito und die Peruaner, beträchtliche Fortschritte gemacht; in der Quichua-Sprache, d. h. jener der Incas, bedeutet das Wort quellecanni zugleich Schreiben und Malen. Die Natchez malten symbolische Figuren auf ihre Leichengewänder; und daß die mehr nördlichen Stämme sich conventioneller Zeichen und Malereien, als einer Art von Ersatzmittel für das ihnen mangelnde Alphabet, bedienten und heute noch bedienen, ist außer allem Zweifel. Sie zeichnen oder malen die Figuren auf Häute, Baumstämme, manchmal, aber selten, auf Steinflächen, am meisten auf Birkenrinde, die sich auch dadurch empfiehlt, daß sie zusammengerollt werden kann. In früheren Zeiten fanden die Missionäre solche Zeichenschrift besonders häufig an Bäumen, welche zu diesem Zwecke der Rinde beraubt und angebrannt worden waren. Diese Art dee Gedankenmittheilung kam öfter an den alten Indianerpfaden und auf den Uebergängen und Tragplätzen vor, die von den Quellen der zum atlantischen Meere fließenden Ströme ins innere Land führten; eben so war sie im Stromgebiete des St. Lorenz nicht selten. Gegenwärtig findet man sie nur noch im Westen des Alleghannies und der großen Seen, am obern Mississippi, in den Prairien und am Missouri. Zur Zeit der Entdeckung war die Bilderschrift bei allen Völkergruppen von Florida bis zur Hudsonsbai allgemein; am meisten bedienten sich ihrer damals wie

noch jetzt die Algonkiner, z. B. an den Begräbnißpfosten, mit welchen die Indianer im Westen und Norden die Todtenstätten zu bezeichnen pflegen. Nördlich vom 42sten Grade benutzen sie vorzugsweise die Birkenrinde; die Zauberer aber pflegen ihre Bilderschrift, welche einen heiligen und mystischen Charakter hat, auf Holztafeln zu zeichnen oder in diese einzuschneiden. Am Susquehannah hat man auch eine indianische Landkarte gefunden; sie war in einen Stein gezeichnet und hatte auch sinnbildliche Zeichen; man hält sie für ein Werk der Lennapis. Die Rikkaris am obern Missouri stellten ihre Schlachten bildlich auf Büffelhäuten dar, und bezeichneten die Tagereisen durch Fußstapfen. Es ist bei den Indianern ein ganz allgemeiner Brauch, auf Kriegs- oder Jagdzügen an gewissen Stellen Zeichen an hervorragenden Stellen, und dort meist an Bäumen, anzubringen. Als 1696 die Franzosen mit den Fünf Nationen Krieg führten, und der Graf von Frontenac mit einem regelmäßigen Heere und schwerem Geschütz ins Feld rückte, fand er am Ufer des Onondago einen Stamm, auf welchem die französische Armee abgezeichnet war; am Boden lagen zwei Bündel mit Stecken; zusammen 1434. Das Ganze sollte eine Art von Herausforderung sein und durch die 1434 Stecken angedeutet werden, wie hoch sich die Anzahl der irokesischen Krieger belaufe. Die Mohawks pflegten mit rother Farbe Symbole auf Baumstämme zu malen, um den Zweck ihres Zuges zu bezeichnen.

Ein Hauptzug im Charakter aller indianischen Völker ist der, daß die Religion sein ganzes Leben beherrscht und bestimmt. Sie macht ihn zu dem, was er ist, sie ist in sein ganzes Dasein verflochten: Er denkt sich das höchste Wesen, freilich nur in Verbindung mit Zeit und Raum, weil er keine Vorstellung von der Unendlichkeit hat, aber er fühlt und ahnt ihn

in jeder Kraft, die sich in der Natur äußert. Doch er kennt dafür auch keine zu Göttern erhobene Priester, er hat keinen Heroen- und Heiligen-Cultus. Der höchste Geist ist ihm „Gebieter des Lebens." Das Wort Manito (eigentlich Monido) bedeutet ganz einfach einen Geist ohne gute oder böse Nebenbedeutung; diesem sucht der Indianer sich geneigt zu machen und bringt ihm deswegen Opfer. Einen eigentlichen Priesterstand kennt er nicht, wohl aber hat er Zauberer, die zugleich Wahrsager und Propheten sind und die ihm als Aerzte und Beschwörer Krankheiten vertreiben, Regen herablocken und Herzen zur Liebe gewinnen müssen. Auch Feiertage und Tempel kennt der Indianer nicht. Ein großer Sieg, ein Begräbniß, eine gute Ernte geben ihm zu Festen Veranlassung. Er glaubt an die Unsterblichkeit und daß die Seele schon vorhanden war, ehe der Mensch geboren wurde. Die Vorstellung von einem Paradiese ist der Lage, den Neigungen, den Bedürfnissen, Wünschen und Gedanken der einzelnen Völkerstämme entsprechend, aber allemal von sinnlicher Beschaffenheit. Die Heimath der Seligen liegt nach Südwesten, wohin der Geisterpfad (die Milchstraße) führt. Ehe der Verstorbene dort anlangt, hat er große Schwierigkeiten zu überwinden. Die Dörfer der Seligen sind groß und die Bewohner tanzen den Medizintanz, jagen, fischen und rauchen in ungestörtem Glück.

Wir fügen diesen allgemeinen Bemerkungen über die religiösen Verhältnisse der Indianer die nachfolgenden Einzelnheiten hinzu, welche dazu dienen können, das innere Leben näher zu erläutern. Schoolcraft, dem wir hier folgen, hat insbesondere über die Algonkiner und Irokesen viele bisher unbekannte Thatsachen mitgetheilt. Die Odschibwäs glauben, der große Geist habe alles Körperliche durch seinen

Willen erschaffen. Er machte Menschen und Thiere und einen großen Geist des Bösen, der seinerseits untergebene Geister hat, welche seinen Willen vollziehen. Zwei einander entgegenwirkende Kräfte streiten unablässig um die Oberherrschaft in der Welt; von ihnen sind die Menschen abhängig. Die Thiere wurden früher geschaffen, als die Menschen, und geboten einst über die ganze Erde. Durch Zauberkunst wurden einige von ihnen in Menschen verwandelt; sie traten sogleich als Jäger auf und verfolgten die Thiere. Diese letzteren nehmen aber in jenem Leben menschliche Gestalten an; deshalb bittet der Jäger das erlegte Wild um Verzeihung für seine mörderische That. Alle vierfüßigen Thiere, Vögel, Reptilien und selbst die Insekten haben Seelen und Vernunft. Zwischen dieser letztern und dem bloßen Instinkt macht der Indianer keinen Unterschied. Die Vorfahren der Odschibwäs verehrten die Sonne; einer ihrer Medas, d. h. Priester, betrachtete sie als Sinnbild der göttlichen Intelligenz, und in der Bilderschrift bedeutet die Figur der Sonne den großen Geist. Sie kommt auch oft in ihren Bilderzeichen des Medicintanzes vor. Auch sie nehmen den Dualismus der Seelen an, eben so eine Belohnung nach dem Tode, aber keine Bestrafung. Ein starker und allgemeiner Glaube an die Güte und Gnade des großen Geistes absorbirt alle anderen Eigenschaften desselben, nur nicht seine Allmacht und Allgegenwart. Er wird deshalb am häufigsten Gezha Monedo, d. h. der gnadenvolle Geist, genannt; der Ausdruck Wazéhaud, d. h. „der da macht", bedeutet den Schöpfer, wenn von dessen beseelten Werken geredet wird. Auch sprechen sie wohl vom Waosemigoyan, dem „allgemeinen Vater". Der Matschi-Monedo, der große Geist des Bösen, ist ein geschaffenes und nicht ein präexistirendes Wesen.

Die Odschibwäs haben eine Sage von einer großen Fluth, welche den ganzen Erdboden mit Wasser überdeckte, und nur einen Baum nicht erreichte, auf welchen ein Mann kletterte; dieser wurde erhalten. Sie nennen ihn Manabozho. Er gebot dem Wasser Stillstand und schuf die Erde wieder; verschiedene Thiere mußten auf sein Geheiß untertauchen; ein Biber (bei den nördlich wohnenden Stämmen eine Bisamratte) brachte ein wenig von der in der Fluth untergegangenen Erde herauf, und aus diesem Stückchen wurde unser Planet wieder hergestellt. Die Fluth war durch den großen bösen Geist verursacht worden, welchen man sich unter dem Symbol der großen Schlange denkt.

Dem Feuer legen sie einen geheimnißvollen und geheiligten Charakter bei, es gilt ihnen als Sinnbild der Reinheit. Bei ihren Opfern bedienen sie sich einer Flamme, welche aus dem Feuerstein hervorgelockt wird. An dieser zünden sie bei feierlichen Gelegenheiten die Pfeife an. Die Erstlinge der Jagd werden im Feuer geopfert.

In allen ihren Sagen und Legenden spielen religiöse Vorstellungen eine große Rolle; ihre „Erzähler" haben einen reichen Schatz derselben in Vorrath und finden aufmerksame Zuhörer unter Jung und Alt, welche den Wundergeschichten lauschen. Den Sagen zufolge waren viele nun seelenlose Dinge einst belebt, und Männer oder Weiber; viele Thiere hatten vormals andere Gestalten, welche sie durch Zauberei und Verwandlung verloren. So war der Abendstern ursprünglich eine Frau; ein ehrgeiziger Jüngling wurde in einen Planeten umgeschaffen; drei Brüder, welche in einem Kahne eine Reise machten, sind nun eine Sternengruppe. In der Astronomie der Indianer sind der Fuchs, der Luchs, der Hase, das Rothkehlchen, der Adler und viele andere Vögel von

Bedeutung. Die Maus kroch in den Himmel auf einem Regenbogen, und dieser ist eine Masse von glänzenden aus Wolle gesponnenen Fäden, welche die Maus abnagte, und dadurch einen Gefangenen aus dem Wolkenhimmel befreite. Der große Bär wird auch von den Indianern als Bär bezeichnet. Die Erde hat gleichfalls ihre verwandelten Geschöpfe. So war der Wolf ein Knabe, den seine Eltern im Stiche ließen; eine Muschel wurde in einen Waschbär umgeschaffen, und das Gehirn einer Ehebrecherin in einen Weißfisch. Große Zauberkräfte hatten Abo, Manabozho nnd Mischoscha. Der letztere besitzt einen Zaubernachen, der, schneller als der Wind weht, durch das Wasser fährt, und in kurzer Zeit Hunderte von Meilen zurücklegt. Sein Zauberspruch besteht in einem Buchstaben, der sich in keiner Sprache findet, und der auch keine erklärbare Bedeutung hat.

Wald und Ebene und Seen und Ströme sind mit Riesen und Feen bevölkert. Die Windigos sind Riesen, welche Weiber, Kinder und Männer fressen. Die Feen, welche auf dem Lande wohnen, halten sich gern an Vorgebirgen, Wasserfällen und in ruhigen Hainen auf. Im Wasser leben die Nibanbas, Wassernixen männlichen Geschlechts. Die Geister können im Feuer leben, es vermag ihnen nichts anzuhaben.

Wer sich über die Sitten, das Familienleben ꝛc. specieller belehren will, den verweisen wir auf das schon genannte treffliche Werk Andree's. Hier nur einige Stellen:

In Amerika erfüllt sich ein Naturgebot. Ein Volk kann nicht stets auf der Stufe des Jägerlebens verharren. Wo immer kräftige, ackerbautreibende Stämme auf demselben Grund und Boden mit Nomaden oder Jägern in Berührung kommen, müssen die letzteren allemal, wenn auch manchmal erst nach langen Käm-

pfen, unterliegen. Wer den Acker bestellt und Gewerbe treibt, lichtet auch die Wälder, bricht die Wiesenflächen zu Kornfeldern um, und verscheucht das Wild, von dessen Dasein der Jäger unbedingt abhängig bleibt. So ist es gekommen, daß zwischen dem atlantischen Ocean und dem Mississippi nur noch etwa dreißig tausend Indianer übrig blieben, und auch diese sich zum größten Theil ganz neuen Verhältnissen anbequemen mußten. In Canada sind sie noch am wenigsten von der europäischen Gesittung gestreift worden; man hat sie zum Theil ungestört auf ihren alten Jagdgründen gelassen. Aber in den vereinigten Staaten zwang man sie in ganz neue Verhältnisse hinein. Die frisch und üppig sich entwickelnde Civilisation der weißen Nordamerikaner ist kräftiger, als eie zähe Barbarei der rothen Leute; die heidnischen Götter verschwinden vor dem Christenthum; die Trägheit des Jägers unterliegt dem stetigen Fleiße des Ackerbauers, die rohe Zeichen- und Bilderschrift weicht dem Alphabete. Aber individuell befindet sich der Indianer in einer günstigeren Lage, als früher; er hat das Schießgewehr statt des Bogens und der Pfeile; er besitzt Decken und Messer, Aexte und Feuerzeug, er kennt hundert kleine Bequemlichkeiten, von welchen er früher auch nicht einmal eine Ahnung hatte. Es hängt nur von ihm ab, ein Dasein zu führen, um welches Millionen Europäer ihn beneiden würden. Er kann in materiellem Ueberflusse leben, wenn anders sein Naturell ihm gestattet, die dazu nöthigen Vorbedingungen zu erfüllen. Seit länger als einem Vierteljahrhundert bemüht sich die Regierung der vereinigten Staaten, die Indianer an das Neue zu gewöhnen, und ihnen ihre gänzlich veränderte Lage erträglich und angenehm zu machen.

Im Jahre 1836 waren bereits 40,000 Indianer in das westlich vom Mississippi liegende Gebiet über-

siedelt worden, nämlich: 18,000 Kriks, 15,000 Tschaktas, 6000 sogenannte westliche Tschirokis, 2000 Odschibwäs, Ottawas und Pottawatomis, 1300 Schahnis, 800 Delawaren, 500 Quapas, 400 Seminolen, 600 Kickapus, 400 Senecas, und einige hundert Appalachicolas, Weas, Piankschas, Peorias und Kaskaskias. Das Indianergebiet ist für die einzelnen Stämme und Völker in siebzehn verschiedene Abtheilungen getheilt worden. Auch die Miamis und Wabasch, und die früher bei Sandusky ansässigen Wyandots haben Reserven erhalten. Die Tschikasas wohnen neben den stammverwandten Tschaktas; an der Südseite des Missouri haben sich Irokesen und Mohikaner niedergelassen, so daß im Jahre 1844 schon 77,000 Indianer angesiedelt waren, deren Zahl sich seitdem noch vermehrt hatte. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Regierung der vereinigten Staaten bei dem Transporte derselben vom Osten nach dem Westen sich mehr als einmal der strafbaren Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Sie überwachte die Geschäftsmänner nicht, welche es übernommen hatten, die Ausgekauften oder Verbannten aus dem einen Lande ins andere zu führen. Am 31. October 1837 waren auf dem Mississippi im Dampfer Monmouth eine Masse von 600 indianischen Auswanderer zusammengedrängt. Dieses Schiff stieß mit einem anderen zusammen, und nicht weniger als 311 von jenen 600 fanden ihren Tod in den Wellen. Der Dampfer war längst für untauglich erklärt worden, aber für die Rothhäute mochte er noch gut genug sein!

Die gegenwärtigen Verhältnisse der Indianer in ihrem westlichen Lande schildert Andree folgendermaßen: Den Süden desselben, zwischen dem Red-River und dem untern Arkansas, auf einer Strecke von etwa 75 Stunden in der Breite von 100 Stunden in der Länge haben die Tschaktas (Choctaws)

inne. Der nördliche Theil eignet sich zum Getreide-, der Süden auch zum Baumwollenbau. Säge- und Griesmühlen und Cotton-gins, d. h. Maschinen, um die Baumwolle von den Samenkörnern zu reinigen, sind mehrfach vorhanden; eben so ein Salzwerk. Die Tschaktas haben geschriebene Verfassung und Gesetze; ihr Gebiet ist in drei Bezirke getheilt; jeder derselben wählt, allemal nach Ablauf von vier Jahren, einen regierenden Häuptling und zehn Abgeordnete. Der in solcher Weise zusammengesetzte allgemeine Rath, die höchste Landesbehörde, versammelt sich jährlich am ersten Montage im October. Die drei Häuptlinge haben zusammengenommen ein Einspruchsrecht, dasselbe ist aber ohne Gültigkeit, sobald zwei Drittel des allgemeinen Raths wiederholt ein beschlossenes Gesetz für nothwendig erklären. Das Haus, in welchem die Volksvertreter ihre Berathungen halten, ist groß und geräumig, und hat Zimmer für die Ausschüsse. Die Sitzungen dauern gewöhnlich zehn Tage lang und sind öffentlich. Der Abgeordnete erhält zwei Dollars Taggeld. Alle Angeklagten werden von Geschworenen gerichtet, können aber Berufung an das Obergericht einlegen. Alle Männer sind wehrpflichtig. Geistige Getränke dürfen nicht verkauft werden. Die Tschaktas haben etwa ein Dutzend Schulen; eine höhere Lehranstalt in Scotts County, im Staate Kentucky, welche 1840 von 125 Zöglingen besucht wurde, ist nun in ihr eigenes Gebiet verlegt worden. Im Jahre 1843 verwandten die Tschaktas, unter denen mehrere Missionäre leben, von ihren Jahrgeldern die Summe von 18,000 Dollars für den öffentlichen Unterricht.

Die Tschikasas (Chicasaws) leben unter und neben ihren Stammverwandten, den Tschaktas. Sie haben das Recht, einen vierten Bezirk zu bilden, und zehn Volksvertreter zur Landesversammlung zu wäh-

len. Sie bauen viel Korn, ziehen eine Menge Hühner und versorgen das Fort Washita in Arkansas mit Butter, Kartoffeln und anderen Lebensmitteln.

Die Krihks (Creeks) oder Muskoghen haben, nördlich von den Tschaktas, einen 75 Stunden langen und 45 Stunden breiten Landstrich inne. Nach Westen hin bildet das neue Gebiet der Seminolen die Südgrenze. Derselbe ist theilweise ungenügend bewässert, aber sehr gesund. Die Krihks fanden hier eine ähnliche Gegend, wie in der alten Heimath am Chattahoochee und in den Ebenen Georgiens. Jede einzelne Häuptlingschaft hat ihre besondere Gerichtsbarkeit; jedes Dorf seinen Häuptling. Sie besitzen noch keine geschriebene Verfassung. Eine zu bestimmtem Behufe einberufene Landesversammlung entscheidet über allgemeine Angelegenheiten. Der Ackerbau wird von jeder Dorfgemeinde gemeinschaftlich betrieben. Alle Gemeindeangehörigen müssen beim Umackern, Säen und Ernten Hand anlegen. Manche Landbesitzer lassen jedoch daneben ihre besonderen Aecker durch Sklaven bebauen. Auch ihre alte Eintheilung in Obere und Untere Krihks ist beibehalten worden. Sie dulden keine Missionäre in ihrem Lande, sorgen aber für den Unterricht ihrer Jugend, und haben 1843 ein Gesetz gegeben, demgemäß alle weißen Männer, welche Karten spielen, aus dem Lande verbannt werden sollen.

Die Seminolen grenzen im Süden an den Canadian, einen Zufluß des Arkansas, und an die Tschaktas und Tschikasas. Ihr Gebiet hat eine Länge von etwa 35 Stunden, und reicht vollkommen für ihre Bedürfnisse aus. Sie fügen sich aber nur mit Widerstreben. Ihre alte Heimath in Florida war ein Land mit beinahe tropischem Charakter; es lieferte ihnen mit leichter Mühe Pfeilwurz und Fische in Menge. Am Canadian sind sie auf Ackerbau und Viehzucht

angewiesen, lassen aber beide vorzugsweise durch ihre Sklaven betreiben.

Das neue Gebiet der Tschirokis liegt zwischen der Krihks und Osagen, ist gut bewässert, vom Arkansas durchströmt, und eignet sich vortrefflich zum Getreidebau. Das Volk lebt in gedeihlichen Verhältnissen, wohnt in bequemen Häusern, hat zahlreiche Heerden, zieht Pferde, und die Frauen spinnen und weben. Fast jeder Tschiroki kann schreiben und lesen; die meisten zeigen Anstelligkeit für die Gewerbe; ihr Land ihr reich an Salz, Kohlen und Gips. Sie sind, wie wir schon oben nachgewiesen, am weitesten vorgeschritten, und hatten auch in ihren alten Wohnsitzen weniger dem Kriege, als dem Frieden obgelegen. Ein Theil derselben, die westlichen Tschirokis, war schon 1812 über den Mississippi gegangen.

Die Osagen waren einst Besitzer des Gebietes, welches nun zum großen Theil anderen Völkern angewiesen worden ist. Alle Bemühungen, sie von ihrem unstäten Leben zu entwöhnen, wollten bisher noch wenig fruchten. Man hat ihnen Handwerker, Viehzüchter und Ackerbauer als Lehrmeister ins Land geschickt, aber sie ziehen das Herumschweifen auf den Prairien vor, obwohl die Jagd von Jahr zu Jahr spärlichere Ausbeute giebt.

Außer diesen sechs Völkern sind noch neunzehn andere, weniger zahlreiche Stämme in das Westgebiet übersiedelt worden. Nordöstlich von den Tschirokis, an der Westgrenze des Staates Missouri, wohnen Senecas mit einigen Schahnis vermischt, zusammen etwa 500 Köpfe, ein fleißiger, ordentlicher Menschenschlag, der mehrere Hundert Acker Landes mit Getreide bestellt und gutes Vieh züchtet. Ihre Nachbarn, die Quapas, wohnen am Neoscho oder Grand-River; ihnen gehörte früher das Land im Süden des

Arkansas bis zur Mündung des Canadian. Sie sind Branntweintrinker und führen ein unstätes Leben. Die Piankschas und Weas gehören zum Stamme der Miamis, und kamen vom Wabasch, aus Illinois, gleich den westlich neben ihnen hausenden Peorias und Kaskaskias. Alle 4 Stämme zählen noch nicht 1000 Köpfe; die Ottawas aus Ohio nur 200, eine Bande aus Michigan herüber gekommener Odschibwäs, sämmtlich am oberen Osageflusse, nur 60 Köpfe. Etwa 1300 Schahnis haben Land an der Mündung des Kanzas in den Missouri erhalten, sich willig feste Wohnsitze gebaut, dem Jägerleben völlig abgesagt und alle Arbeitsscheu überwunden. Sie pflügen mit Ochsen, zäunen ihre Felder ein, besitzen gut eingerichtete Wohnhäuser und Scheunen, haben stets Vorrath von überjährigem Getreide, legen sich mit Erfolg auf Pferdezucht, und bieten gastfrei dem Reisenden ein schmackhaftes Mahl und ein reinliches Bett. Die Methodisten haben unter ihnen Arbeitsschulen gegründet, welche von mehr als 100 Lehrlingen, Schuhmachern, Schmieden, Stellmachern 2c. besucht werden; die Mädchen erlernen Kochen, Spinnen, Weben, Stricken und Alles was zu einem bürgerlichen Haushalte gehört. Die neben ihnen wohnenden Delawaren aus Pennsylvanien besitzen 2,208,000 Acker, zählen etwa 1000 Köpfe und eifern ihren Nachbarn rühmlich nach. Einige Hunderte Monsihs oder Minsis, deren Vorfahren am Hudson wohnten, und eine kleine Zahl Stockbridge-Indianer, Ueberreste der Mohikaner, haben sich mit ihnen vereinigt. Nördlich von den Delawaren, hart am rechten Ufer des Missouri, haben die Kickapus 768,000 Acker fruchtbaren Bodens inne; einige hundert Mischlinge aus den Stämmen der Eioäs (Jowas), Otus und Missouris, am großen und kleinen Namaha, scheiden alle die genannten halbcivi-

lisirten Stämme von den noch völlig in alter Indianerweise lebenden Otus, Pahnis, Omahas und Sioux. Auch die zwischen den Delawaren und Schahnis eingehegten Kanzas sind noch Jäger geblieben.

Im Allgemeinen ergiebt sich als Resultat, daß die südlichen Stämme, welche schon in ihrer alten Heimath mehr Ackerbauer als Jäger waren, leichter für ein seßhaftes Leben und die davon unzertrennlichen Arbeiten gewonnen werden, als die nördlichen Völker. Doch bequemen sich, wie aus den Berichten der Agenten in den Indianerländern hervorgeht, auch diese zum Theil, und meist mit Hülfe der Missionäre, ihre Aecker zu bebauen. Die Algonkiner in Michigan verkaufen Getreide und trinken keinen Branntwein, die Odschibwäs in Wisconsin haben die Gütergemeinschaft aufgehoben und besitzen nun Privateigenthum; die an den Osagefluß verpflanzten Wyandots haben es sogar bis zum Klavierspielen gebracht. Dagegen verharren die Sioux, namentlich auch jene in Minnisota, am obern Mississippi, steifnackig bei ihren alten Gewohnheiten, und bisher haben Agenten und Missionäre alle ihre Mühe vergeblich bei ihnen angewendet, während diejenigen von Stockbridges, welche nach Wisconsin übersiedelten, und die sogenannten Brothertons, in jenem Staate volles Bürgerrecht erhielten, und sich auch desselben würdig zeigen.

Die eigentlichen Prairiestämme sind noch am weitesten zurückgeblieben. Ueber neun derselben führt ein Agent am obern Missouri die Aufsicht. Im Jahre 1847 betrug ihre Zahl 45,946, die in 5587 Zelthütten wohnten.

Von den Irokesen noch einiges Besondere. Im Ganzen leben in den Vereinigten Staaten 4836; in diesen und Canada zusammen 6942 Köpfe. Ihre

Anzahl ist im Wachsen. Schoolcraft giebt folgende Ziffern für den Staat New-York (in welchem sich „Reserven" befinden in den Counties: Cattaraugus, Erie, Alleghanny, Genesee, Onondaga, Niagara und Oneida): Senecas 2441, Onondagas 398, Tuscaroras 287, Oneidas 210, Cayugas 123, Mohawks 20; die Bewohner von St. Regis, außer Canada, 160. In Wisconsin waren 722 Oneidas angesiedelt; aus Ohio 125 Senecas in das indianische Westgebiet gezogen; eben dorthin 211 Senecas mit Schahnis vermischt. In Pennsylvanien bewohnen 51 Senecas das Dorf Cornplanter.

In New-York sind manche Irokesen Ackerbauer, andere Handwerker geworden; einige besitzen Sägemühlen, noch andere treiben Viehzucht. Sie bauen jetzt Getreide für ihren Bedarf, im Ganzen aber bequemten sie sich nur schwer zum civilisirten Leben. Merkwürdig ist ihre Neigung zur Obstbaumzucht; besonders lieben sie den Apfel, den sie gleich in großer Menge anpflanzten, nachdem er ihnen durch die Europäer bekannt geworden war.

Diese irokesischen Nationen, einst berühmt durch Redner und Krieger, wie den Mohawk-König Heinrich (Soiengarahta), den Seneca Red Jacket, den Cayuga Logan, durch Garangula und viele andere hervorragende Häuptlinge, „deren Durst nach Ruhm nicht gelöscht werden wird, so lange noch eine Brust säugt, und die vor keiner Gefahr zittern", haben nun längst ihre Streitaxt begraben, und werden sie niemals wieder aus der Erde nehmen.

Wollen wir uns aber ein Bild von dem Zustande der Bevölkerung Amerika's entwerfen, welche in nationaler, politischer und ökonomischer Beziehung jetzt in der neuen Welt lebt, namentlich im Norden, so müssen wir zunächst den Strom der Einwanderung aus dem alten Continent in's Auge fassen. Die Be-

völkerung Amerika's ist durch diese Einwanderung ein höchst wichtiges Conglomerat der verschiedensten Völker und ihrer sie von einander scheidenden Eigenthümlichkeiten. Betrachten wir einmal zunächst die Ursachen, welche die Völker des Westens nach Westen treiben, den Grund dieser neuen Völkerwanderung.

Vor gerade 170 Jahren hat Franz Daniel Pastorius aus Frankfurt a. M. die erste deutsche Niederlassung am Delaware gegründet. Germantown sollte die erste Stadt heißen, und der berühmte englische Quäker William Penn war einer von ihren Taufpathen. Dem wachsenden Strome war das Bett in dieser Richtung gebahnt, und Tausende und Hunderttausende haben seidem muthig Leben und Zukunft seinen Fluthen anvertraut. Im Jahre 1709 erfolgte der erste massenhafte Zug der 32,000 Deutschen vom Rhein nach Amerika, nachdem in Deutschland Krieg, Druck und Hungersnoth die Menschen zur Verzweiflung gebracht.

Seitdem war der Strom periodisch im Steigen oder Fallen, je nachdem Zeitereignisse und lokale Ursachen auf ihn gewirkt haben. Die größte Höhe hat er im Jahre 1852 erreicht, wo 235,000 Deutsche in den verschiedenen Häfen Nordamerikas von der Mündung des St. Lorenz bis zu den Mündungen des Mississippi landeten. Zum ersten Mal hatte die deutsche Einwanderung in Amerika die irische an Zahl übertroffen. Den Irländern hatte der australische Goldruf ein neues Locklied gesungen, das Viele unwiderstehlich anzog. Die europamüden Wanderlustigen im „Philosophenlande" schienen, wenn man von den Vorzügen beider Welttheile sprach, aus dem Namen der großen Republik noch ein anderes Zauberwort herauszuhören, das für sie klangreicher tönte, als selbst der Eldoradoruf des großen Eilandes der südlichen Hemisphäre.

Woher diese neue Völkerwanderung? so fragen Viele. Ein Reisender beantwortet dies unter Anderem durch folgende Betrachtung: Mit jeder neuen Phase der Geschichte, mit jeder Aenderung des Schwerpunktes, mit jedem Zuwachs seiner buntgemengten Millionen werden sich hier neue Verwandlungen, neue Ansichten der Gegenwart und neue Fernsichten für die Zukunft öffnen.

Der große Zeitprozeß der Zersetzung, „Gährung und Stoffverwandlung" in der alten Welt ist darin von der neuen so verschieden, daß in letzterer die Aussicht auf den Hintergrund eine ziemlich klare und sichere ist. Der Vorhang, der noch einen großen Theil dieser Weltbühne bedeckt, hebt sich, und das Morgenroth beleuchtet sie. In der alten Welt aber vermag das schärfste Seherauge nicht einmal die nächste Zukunft zu durchdringen. Bei der Unmasse von anwesenden Stoffen, welche die Vergangenheit dort aufgehäuft, ist der Zersetzungsprozeß zu großartig und allgemein. Es bilden die Dünste, die dort dem Boden entsteigen, so dicke Nebelschichten, und es starren so viele Klippen empor, daß in den verschiedenen Staaten die erfahrensten Pilotenhände selbst nicht wissen, wie lange sie das morsche Fahrzeug der Gesellschaft durch das immer schmaler werdende Fahrwasser zu lenken vermögen.

Daß viel selbstverschuldete Fäulniß vorhanden im „Staate Dänemark," das haben außer Hamlet noch viele Politiker, Staatsmänner und Zeitgeschichtsforscher, selbst von der conservativsten Färbung, eingestanden. Eben so wenig hat man zu leugnen versucht, daß die faulen Stoffe in Amerika minder dicht gelagert seien, daß dort noch eine gesundere Atmosphäre die Gesellschaft durchwehe. Selbst der berühmte Berliner Historiker Herr von Raumer hat diese Thatsache bei seinem flüchtigen Besuche in den

Vereinigten Staaten eingestanden, und die folgende Stelle ist das Beste und Richtigste, was man in seinem Buche gefunden.

„In einem Lande, wo der Arbeitslohn hoch, das Land wohlfeil, die Abgaben gering und keine lästige Kriegspflicht vorhanden ist, müssen die Massen sich wohl befinden. Und aus diesem Wohlsein geht Zufriedenheit hervor, welche mehr werth ist, als die Neigung zu tadeln und zu kritteln. Zu diesem allgemein verbreiteten Wohlsein tragen wesentlich die Grundsätze der gleichen Vertheilung aller Erbschaften bei. Hätte man ungleiche Erbrechte, Fideicommisse und dergleichen beibehalten oder eingeführt, so würde Reichthum in den Händen Weniger sich angehäuft haben und eine Klasse unthätig Genießender entstanden sein."

Es giebt aber noch ein anderes Gut, nach welchem die Masse der Deutschen, wenn auch nicht immer bewußt, ein tieferes Verlangen und Sehnen trägt, als selbst nach der Besserung ihrer ökonomischen Lage, ein Gut, das die neue Welt in vollem Maße ohne Opfer bietet und welches von Herrn von Raumer nicht genügend hervorgehoben worden: die gesellschaftliche Gleichheit. Diese versagt ihr das Vaterland, in welchem selbst der beste Wille der Herrscher, wahre Rechtsgleichheit einzuführen, an traditionellen Hindernissen und eingerosteten Sitten, die über jede souveraine Macht hinausgehen, scheitern würde.

Gegen die sociale Gleichheit des amerikanischen Lebens stehen alle Länder Europas weit, sehr weit zurück, selbst Frankreich, welches dieses Gut durch die Revolutionen eines halben Jahrhunderts errungen zu haben wähnte. Eine Gesellschaft die noch heute nach Titeln, Orden und äußerlichen Auszeichnungen schmachtet, und dem armen Manne den Zutritt zu seinen nationalen Monumenten versagt, weil er eine Blouse

statt eines Rockes trägt, hat von einer wirklichen Gleichheit keinen Begriff, mag ihre nationale Eitelkeit sich auch noch so sehr mit der vorgeblichen „Egalité“ brüsten.

Jene Achtung der Menschenwürde, welche in Amerika wenigstens bei der weißen Race gewonnen ist, jenes stolze und freie Selbstgefühl, das dort alle Bürger der Republik vom ersten Beamten derselben bis zum ärmsten Tagelöhner, der ihm seine Stimme gegeben, sittlich erhebt und für alle Mühseligkeiten des Daseins entschädigt, ist in einer gealterten Gesellschaft nicht möglich, wo die historische Gewohnheit sich dagegen stemmt. Man mag Gesetze machen und Verordnungen erlassen, welche gleiche Justiz und gleiche Behandlung gegen jeden Staatsbürger, von welchem Stande und Vermögen er immer sei, vorschreibt, man wird nicht hindern können, daß der Richter und der Beamte sich anders benehmen gegen den armen Mann, als gegen eine Person der höheren Gesellschaft. Die besten Gesetzbücher geben keine Gewähr, wo der Sinn für Recht und Gleichheit in der Gesellschaft fehlt, wo nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Rechtssinn des Richters eine andere Waage hat für den armen Mann, welchen Noth oder verwahrloste Erziehung auf die Bank des Gerichtshofes geführt, und für den adeligen Betrüger, der aus Leichtsinn oder Leidenschaft zum Verbrecher geworden.

Gealterte Gesellschaften werden durch Adoption neuer Rechtsprinzipien alte Mißbräuche nicht so leicht los. Der Reiche und der Gebildete wird allen Legislatoren zum Trotze von seinen höheren Prätensionen nicht lassen, der arme Mann seine demüthige Schüchternheit und sein gedrücktes Bewußtsein nicht verlieren. Deutschland leidet, wenn es in ihm auch keine rechtlosen *Hörigen* und Heloten und keine Barone mit dem Privilegium der Ungestraftheit und der

Menschenquälerei mehr giebt, an den Nachwehen des alten Kastengeistes gleich den meisten Staaten Europa's. In dem halbcivilisirten Asien hat das Kastenwesen den Stillstand der Cultur bewirkt, in Europa den schnelleren Fortschritt gehemmt. Es ist ein alter wohlbewährter Satz, daß Völker wie Individuen sich von ihrer Vergangenheit nie völlig loszumachen vermögen. Die Umstände, unter welchen Staaten und Nationen entstanden, wirken auf ihre ganze Laufbahn ein. Wer mit einigem Scharfblick die Geschichte der Völker studirt, wird ohne Schwierigkeit zur Kenntniß der Entstehung vorherrschender Fehler und Tugenden, wie auch der Vorurtheile und Leidenschaften, gelangen, aus denen ihr Nationalcharakter noch heute besteht.

Da, wo schon die älteste Geschichte mit der Sklaverei der Masse und mit den verschiedenen Vorrechten einer Stufenreihe von Ständen und Kasten beginnt, wie die Geschichte der meisten Staaten Europa's und Asiens, da ist die Schwierigkeit, eine wahre Rechtsgleichheit für Alle herzustellen, unendlich groß. Die Zeit und der sie begleitende Fortschritt kämpfen nur mühevoll gegen die alten socialen Gebrechen. Wahrscheinlich endigen sie mit einem Siege, aber dieser Sieg ist ein sehr allmäliger, der oft durch Schlappen, Niederlagen und Reactionen unterbrochen wird. Wenn er dereinst wirklich errungen ist, dann werden die Völker noch lange die schlimmen Folgen des Zeitverlustes in dem nationalökonomischen und politischen Wettstreit mit jenen Staaten tief nachempfinden, in welchen Freiheit und Rechtsgleichheit schon durch ihre Entstehungsgeschichte, wie durch ihre geographische Lage, begünstigt war, und die reich geworden sind, während jene verarmten.

Nord-Amerika hat vor allen Staaten der alten Welt den unschätzbaren Vortheil voraus, daß das de-

mokratische und republikanische Element schon in seinem Bildungskeim vorwaltete. Die Geschichte der englischen Colonie erzählt hier kein Ereigniß, das die Entstehung einer Aristokratie unter der weißen Bevölkerung begünstigt hätte. Dasselbe Element empfing im Laufe seiner Entwickelungsgeschichte fortwährend Nahrung aus Europa, und es bedurfte daher nicht erst gesellschaftlicher Zerrüttungen, um die Gleichheit der Rechte Aller herzustellen.

Es waren Flüchtlinge, welche Glaubenszwang und religiöse Verfolgung aus dem Vaterlande vertrieben hatten, und die, auf dem Boden Amerika's eine Freistätte suchend, hier die ersten Colonial-Niederlassungen gründeten. Es waren Emigranten, welche in Folge der Kriegsverheerungen oder des politischen und gesellschaftlichen Druckes daheim diese Ansiedlerbevölkerung vermehrten und stärkten. Noch heute bringt die ungeheure Mehrzahl der Auswanderer-Colonnen, welche die westliche Richtung nimmt, einen tiefen Haß gegen das politische System der Heimath, dem sie mit Recht oder Unrecht ihr ökonomisches Elend zuschreibt, mit über den Ocean hinüber.

Die Constitution der Vereinigten Staaten stellte nach der erkämpften Unabhängigkeit auch die religiöse Gleichheit her, gegen welche früher die puritanische Intoleranz sich in einigen Staaten hartnäckig gesträubt hatte. Ein Geburtsadel, der in der alten Welt überall nur da entstanden, wo ganz oder halb barbarische Völker civilisirtere Staaten eroberten, hat in Amerika keine Aussicht der Zukunft. Der Mensch hängt hier aus Naturdrang an der Gleichheit, und muß sie ungleich mehr lieben, als die politische Freiheit, weil er durch jene mehr persönlichen Vortheil genießt. Der Freiheit mag Nord-Amerika im Laufe kommender Jahrhunderte verlustig gehen. Die einzelnen Republiken können sich in Monarchieen verwandeln,

wenn bei wachsender Bevölkerung und inneren Kriegen auch die Centralisation der Gewalt eine politische Nothwendigkeit werden und nur in der Vermehrung des stehenden Heeres ein Zügel für die Leidenschaften des großen Haufens gefunden werden kann. Die bürgerliche Gleichheit aber wird der Amerikaner sich nimmer entreißen lassen. Sie ist ein Gut, dessen Werth jeder Einzelne tief fühlt und das ein wesentlicher Theil des Nationalcharakters geworden ist.

Mit dieser bürgerlichen Gleichheit, welche in den Vereinigten Staaten keine ephemere „Errungenschaft," sondern eine feste Institution ist, welche alle politischen Stürme überdauern, wie dem stillen Zahne der Zeit trotzen wird, ist das materielle Wohlsein innigst verbunden und kann ohne jene kaum gedacht werden. Was würden der Masse des Volks ausgedehnter Bodenraum, unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erde und die herrlichen Verkehrsmittel seiner großen Binnenseen und Ströme nützen, wenn hier nur privilegirte Stände oder Monopolgesellschaften Colonien gründen, Handel treiben, Eisenbahnen und Schiffe bauen dürften?

Wie die vollendete gesellschaftliche Gleichheit den Charakter der Einwanderer aus den niederen Ständen erhebt, so spornt die vollkommene Freiheit der Niederlassung, der Gewerbe und des Handels den Arbeitseifer und die Thatkraft des Mannes, den Muth und die Lust, alle Kräfte an Geist und Knochen, die ihm die Natur verliehen, zu gebrauchen. Daheim waren oft dem Talentvollsten, dem Unternehmendsten die Flügel gestutzt oder gebunden, wenn er nicht einer der bevorzugten Kasten angehörte. Alte Privilegien und Zunftrechte, die Erfüllung langwieriger und peinlicher Formalitäten, tausend Hemmnisse, welche interessirte Monopolisten und ein unseliges Bevormundungssystem des Schreiberregiments,

dieser alte Fluch und der empfindlichste Hemmschuh des deutschen Gewerbefleißes, seiner bürgerlichen Laufbahn entgegenstellten, hatten ihm Lust und Muth benommen, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen.

Amerika bietet mit seinem weiten Bodenraum bekanntlich jedem Ansiedler die unbeschränkteste Freiheit, nicht nur zu weilen und zu wandeln, wann und wo es ihm behagt, sondern auch jedes Feld nützlicher Thätigkeit zu betreten, das seinen Kräften und seiner Neigung zusagt. Hier bewährt sich der Mann, und wer ökonomisch zu Grunde geht, ohne durch eigene Thätigkeit sich wieder zu erheben, hat wenigstens keinen Vorwand, das Schicksal oder die politischen Verhältnisse anzuklagen. Staaten, welche ihren Bürgern die Gemeindefreiheit, die freie Niederlassung und das Recht, sich selbst seinen Erwerbszweig zu wählen, versagen, werden in der Masse der Bevölkerung nie eine anhängliche conservative Stütze finden, sondern nur ein Element des Widerstandes und des Umsturzes nähren.

Das volle Recht, das die Staatsgesetze in Amerika jeder Gemeinde zugestehet, sich zu constituiren und zu regieren, und ganz nach eigener Einsicht und Bedürfniß ihre Angelegenheiten zu ordnen, erzeugt jene bügerlichen Tugenden, über deren Mangel man in Deutschland so viel klagen hört, den Sinn und das Interesse für das öffentliche Wohl, die Opferfähigkeit für das Allgemeine, die wahrhafte Vaterlandsliebe. Diesen Mangel schreiben Viele bei uns den Wühlereien und Aufreizungen der Agitatoren zu, während Andere den Grund in den alten Einrichtungen finden wollen, gegen welche es gar keiner künstlichen Hetzerei bedürfe, weil sich gegen sie der Geist des Jahrhunderts empört.

Nur den an Municipalfreiheit gewöhnten Völkern wird es, wie die Geschichte uns überzeugend lehrt,

leicht, Colonieen zu gründen und zur Blüthe zu bringen, weil sie längst gelernt haben, für sich selbst zu denken und sich selbst zu regieren, — Eigenschaften, die zum Gedeihen von Niederlassungen unentbehrlich sind. Es liegt in dieser Institution zugleich die sicherste Garantie der Ordnung und des gesetzlichen Sinnes im Volke.

Diese bürgerliche Gleichheit, dieses Recht der freien Niederlassung, diese Selbstständigkeit der Gemeinden — sie müssen doch wohl tiefgefühlte natürliche Bedürfnisse und sehr theure Güter den Massen sein, da die Mehrzahl der Eingewanderten in ihrem Besitz sich über alles Andere tröstet, was sie durch den Wechsel des Vaterlandes verloren haben und entbehren.

Daß der Gang der Culturgeschichte, sagt derselbe Reisende, der Staatenbildung und der Völkerschicksale mit den physischen Erscheinungen und den plastischen Formen der Erdrinde in wesentlichem Zusammenhange stehe, ist eine jener Wahrheiten, welche mit jedem Fortschritt der vergleichenden Länder- und Völkerkunde bestimmter hervorgetreten und bei den Eingeweihten längst Ueberzeugung gewesen ist. Die physische Erdbeschreibung liefert vielleicht die sichersten Commentare zu den alten Historien. Aber sie erklärt uns nicht bloß mit Hindeutung auf gewisse orographische, klimatische und mitunter physiologische Eigenthümlichkeiten, wie Vieles im Laufe der Jahrtausende, wo Staaten aufblühten und untergingen, als eine Naturnothwendigkeit nicht anders kommen konnte, sondern sie erhellt auch manche dunkle Seite der Gegenwart und lüftet an mehr als einer Stelle den Schleier des Kommenden und Werdenden. Der Sehkraft der Forscher verleiht sie optische Waffen, die ihnen Blicke in Fernen vergönnen, welche über das kurze Erdenwallen einer Generation hinüberreichen. Das Trefflichste, was sie dem Auge zeigt, ist,

daß unsere Erde nicht bloß Raum und Mittel für den allgemeinen Fortschritt auf sehr lange Zeiten hinaus besitzt, sondern daß nach den herrschenden Naturgesetzen die Cultur zum Weiterschreiten gezwungen ist. Perioden des Stillstandes oder Rückganges sind nur scheinbar. Den Blüthenstaub, den eine lokale Sterilität nicht zum Keimen bringen will, führen Luftströmungen empfänglicherem Boden zu, und oft ist die scheinbare Unfruchtbarkeit mancher Nationen nur Winterschlaf, welchem Thauwetter und neues Grün folgen können. Die Civilisation aber im Allgemeinen muß, wie es scheint, um zu leben, irgendwo Eroberungen machen. Nicht bloß der innere Drang, sondern auch die äußeren Naturverhältnisse und der Erhaltungstrieb nöthigen sie dazu, sie kann nicht auf ihrer Wanderung still stehen. Das Vorhandensein eines „Migrationsgesetzes," nach welchem Cultur und Bildung sich über die ganze Erde verbreiten müssen, ist eine von scharfsinnigen Forschern ebenso anerkannte Wahrheit, als der Gang der Gestirne und die Circulation des Blutes im menschlichen Körper. Denker fast aller gebildeten Völker und Zeiten haben in verschiedenen Zungen das Axiom wiederholt, daß wie im Leben der Natur, so auch im Leben der Staaten der Fluch auf den Stillstand gelegt sei.

Eine Wissenschaft, welche zugleich als eine Leuchte dunkler Vergangenheit, wie als Wegweiser in manchem Labyrinthe der Zeitgeschichte und als Sybille der Zukunft dienen kann, verdient wohl allgemeineres Interesse, als ihr bisher zu Theil geworden. Wie viele historische Thatsachen, die uns ohne sie Mysterien sein würden, finden durch sie eine so einfache Erklärung. Nicht die Geschichte, sondern die physischen Verhältnisse China's erklären uns z. B. das seltsame Factum, warum das ungeheure „Reich der Mitte" in seiner alten Culturentwickelung einen so

langsam schleichenden Gang ging, der fast dem Stillstand gleicht. Bei seiner Umgrenzung durch hohe Gebirgsketten, Wüsteneien und gefährliche Meere, wie bei der einseitigen Richtung seiner Ströme, fehlten ihm die Verkehrsmittel und der Ideenaustausch mit anderen Völkerracen, und das Abschließungsprinzip des chinesischen Despotismus ward dadurch höchlich begünstigt. Nur von reicher gegliederten Küstenländern könnten ihm neue Culturideen, die nothwendigen Pfropfreiser zukommen, aus denen der alte Stamm vielleicht einmal wieder junges Laub und neue Blüthen treiben wird.

Die herrschenden Naturverhältnisse erklären uns eben so einfach, warum jenes Morgenroth der Cultur, welches von Westasien und Aegypten ausgegangen und im südöstlichsten Europa zum ersten Sonnenschein geworden, nicht in Zonen des kalten Nordens oder des heißen Südens, „da, wo die Natur erstarrt oder wo sie zerfließt,“ entstehen konnte, weder in Ländern, wo der Pisang seine nahrhaften Früchte von selber bietet und das Klima dem Menschen nackt zu gehen und ein Faullenzerleben zu führen gestattet, noch in Gegenden, wo die Rauhheit der Atmosphäre denselben zum ewigen Ringen und Mühen für die tägliche Existenz zwingt, und weder den freien Gedanken, noch die Erkenntniß des Schönen so leicht von selbst aufkommen lassen konnte, wie in milderen Zonen des Erdgürtels. Warum unter einem sonnigen und heiteren Himmel, wie in Hellas, zuerst das Reich des Wissens und der Kunst in so edler Form blühen konnte, das erklärt ein Blick in die physischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des Landes, ebenso wie den seltsamen Umstand, daß ein vom Orient ausgegangenes glänzendes und heiteres Licht, nach dem minder beglückten nördlichen Himmel versetzt, so lange Zeit nur den trüben Dämmerschein des

halbbarbarischen Mittelalters und seiner folgenden Jahrhunderte gezeigt hat. Aber erklärt wird uns auch durch Einsicht in denselben Naturcharakter, warum die Bildung im Norden zwar langsamer wachsend und minder schöne Blüthen treibend, doch zu einer mächtigeren und dauerhafteren Pflanze als im Süden werden konnte, da auch bekanntlich die nordische Eiche älter wird und mehr Material zum Bauen und Brennen liefert, als die schöneren südlichen Myrthen und Lorbeerbäume. Unter Völkern, welche durch Boden und Klima zur rastlosen Arbeit gezwungen waren, mußte die Cultur eine mehr praktische als anmuthige Form gewinnen. Niobidengruppen und Iliasverse vermochte die germanische Cultur selbst in Ländern, wo sie sich am freiesten entwickeln konnte, wie in England, nicht hervorzubringen, wohl aber Dampfmaschinen und Spinnräder, Banken und Associationen, deren Wunder heute die Welt regieren und zwei Staatengebäude erzeugten, welche eine Ausdehnung, Macht, Freiheit und Blüthe erlangten, wie sie von den blühendsten Staaten der anmuthigen Südvölker nie erreicht worden sind, und die in ihren geographischen Verhältnissen die Gewähr einer langen Dauer haben — einer Dauer, welche nicht bloß über Hellas kurze Blüthenzeit, sondern selbst über die Dauer eines Römerreichs weit hinausgehen dürfte.

Daß den Völkern des Erdballs die Gottheit ihre verschiedenen historischen Rollen nach der Structur und dem Klima ihrer Wohnplätze angewiesen hat, erscheint uns ebenso gewiß, als daß diese Gottheit den langsamen und stetigen Fortschritt und die allmälige Nivellirung gesellschaftlicher Stufen will, und nur das „übereilte Streben" dem Verderben Preis giebt. Länder, welche mit reich entwickelten Meeresküsten oder vielfach gegliederten Binnenseen und schiffbaren Strömen, dazu noch mit Kohlen und Eisen gesegnet

sind, richten auf Handel, Industrie und die Beherrschung der Meere ihren natürlichen Instinkt, ihre besten geistigen Kräfte, — Völker, welchen die Natur diese Mittel versagt hat, müssen in der Concurrenz zurückbleiben oder unterliegen. Jene sind die Vertreter der großen friedlichen Zeitinteressen, während in Binnenländern mit unermeßlichen Steppen der rohe, vorherrschend kriegerische und zerstörungslustige Völkercharakter ebenso natürlich ist. Aehnliche Rollen, wie heute England und Nordamerika, spielten vor Zeiten die Küstenstaaten des Mittelmeeres, Tyrus, Carthago, Venedig, Genua. Auf dem Elemente, das ihre Städte bespülte, basirten sie ihre Macht; ihre meisten Großthaten verrichteten ihre Schiffe, Handel und Industrie gingen mit ihren Eroberungen naturgemäß Hand in Hand, obwohl die Haupttriebfedern ihrer Politik commercieller Egoismus war. Einem entgegengesetzten Naturcharakter des Landes getreu verbreiteten die Steppenvölker Sibiriens, der Mongolei und Tatarei auf ihren Zügen, nach dem Vorbilde der Heuschreckenschwärme ihrer Wildnisse, von jeher nur Verheerung und Zerstörung, und ihre gefeiertsten Herrscher von Attila bis auf Hulaku-Chan und Timur hinterließen der Nachwelt nichts als Schädelpyramiden und Barbarei.

Eine ziemlich lebendige Schilderung der herrschenden Sitten 2c. Amerika's und des Yankeegeistes finden wir in Folgendem:

„Worin die Eindrücke aller europäischen Einwanderer mit merkwürdiger Unanimität zusammenstimmen, das ist die Ueberraschung über die gesehenen Culturfortschritte des Landes, deren Größe — ohne Phrase — an das Mährchenhafte streift, über den kühnen Unternehmungsgeist, die feurige und glückliche Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, die auf praktische Einrichtungen Bezug haben. Alles, was wir darüber

Rühmendes gelesen und gehört, erschien uns weit hinter der Wirklichkeit. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York hat auf dem europäischen Festlande nicht ihres Gleichen. Neben ihm möchte der Hafen von Marseille oder Havre, selbst der von Hamburg, dem Besucher still oder kleinlich erscheinen. Ja nach dem Gedächtnisse der Kenner bietet selbst London, „wo fünf Welten ihre Schätze tauschen", dem Auge kaum ein so großartig bewegtes Gemälde, weil man dort weder den kühnen Bau der amerikanischen Ferryboote, noch die kolossalen, zwei bis drei Stockwerke hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig mächtiger fortschreiten, als in London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Zug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch, als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie noch praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern wissen. Weder Kosten noch Risico erschrecken sie. Es zeigt sich dies nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in manchen anderen Zweigen des Maschinenwesens, wo sie Vollkommeneres leisten, als die Engländer. Unser Freund und Reisegefährte, der sich darauf versteht, hatte in London die Dampfpresse bewundert, welche die Auflage des Riesenblattes „Times" in die Welt fördert. Als er aber in New-York die Presse manövriren sah, welche von dem noch riesigeren Blatte, dem „Sun", 15,000 Exemplare in einer Stunde fast ohne alle menschliche Beihülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Letternsatz gelaufen, sie auch wohlgeordnet aufeinander schichtet, da ging seine Bewunderung in Staunen über. In ähnlichem Falle befand sich einer unserer Bekannten in Wis-

consin, welcher die engliche Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt, aber große Augen machte, als er in der westlichen Prairie den leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp seine Furchen ziehen und die Anwendung der verbesserten Mäh- und Dreschmaschinen sah.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt gewöhnlich seine Ueberraschung zu. Erst dort, wo er sich Alles noch so wild und unwirthbar gedacht, lernt er die Kühnheit des Yankee-Geistes würdigen, dort, wo es galt, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie schon oft mit dem Rhein verglichen worden, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl giebt es hier keine so alterthümliche Stadt, wie das „hohe, heilige Cöln", keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Wasser, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer imposanteren Gestalt auf, als am Rhein. Mächtige Schiffe blähen ihre Segel, drei Stockwerke hohe Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der innern Ausstattung mit einander wetteifernd, Schleppschiffe, Propellers, Dampffahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten und Waaren, Reisende und Spaziergänger befördernd. Der Yankee ist ein mobiler, wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hinbewegt, wo business und money zu machen. Aber die Dollars, die er gern gewinnt, giebt er auch leicht — ja großartig wieder aus, und nächst der unbeschränkten industriellen Freiheit und dem Associationsgeiste ist es das unaufhörliche Rollen der Capitalien, welche hier am meisten

dazu beigetragen, die industriellen Wunder in's Leben zu rufen.

Mit neuen Städten, Dörfern, Luxushäusern und schmucken Farmen sind die Hudsonufer zwischen New-York und Albany bunter decorirt, als die Rheingestade. Auch die waldigen Uferterrassen und die Formen des Alleghanyrückens kamen uns malerischer vor, als die rheinischen Weinberge und die Gipfel des Siebengebirges. Freilich das mittelalterliche Interesse mangelt dem Hudson; es fehlen hier, wo Alles voll Jugend und frisch aufsprossenden Lebens ist, die romantischen Trümmer, die halbverfallenen, halbrestaurirten Burgen mit ihren Geschichten und Sagen. Es pfeifen und schnauben die nüchternen Dampfröhren statt der holdseligen Töne der Loreley, die freilich auch am Rhein nur noch der Poet und der deutsche Mondschein vom letzten Viertel hört.

Es ist eben Alles auf den Kopf gestellt in dieser wunderlichen neuen Welt. Hier sind unsere wahren Antipoden. Weiß nicht jeder Schulknabe auswendig, daß man in Amerika im hellen Sonnenschein wandelt zur Stunde, wo die alte Welt dunkel ist und schläft. Kein Spatz pfeift hier vom Dache wie daheim, kein Rabe krächzt im Westen so wie bei uns. Dieses nüchterne, steifleinene, unausstehliche Geschlecht der Yankees lebt nur der Gegenwart, schafft und baut nur für sie und die Zukunft. Das süße Dämmerdunkel der vergangenen Jahrhunderte, das wohlige Träumen von einer alten goldenen Zeit, die freilich nur für Wenige „golden“ war, der romantische Moder und der deutsche Mondschein wollen diesem Geschlecht kein Behagen abgewinnen. Vergeblich war unser Mühen, in diesem Lande Proselyten zu machen. Auf unserer Hudsonfahrt nach Albany waren wir in Gesellschaft einiger gebildeter Amerikaner aus Boston, die auch in Europa und sogar am Rhein

sich flüchtig umgesehen. Man sprach vergleichweise von den Strömen Deutschlands und Amerika's und den Contrasten ihrer Erscheinungen. Wir erzählten ihnen die deutsche Sage von der Loreley, suchten ihnen auch die zarte Schönheit der Fouqué'schen Undine begreiflich zu machen, und sprachen vom Ritter Hildebrand und vom deutschen Spukgeiste Kühleborn, der noch immer bei uns spuken soll.

Unsere Hoffnung, diese wassertrinkenden Temperance-Männer für deutsche Romantik zu bekehren, war eitel. Statt den Werth dieser deutschen Schätze gehörig zu würdigen und uns für unsere commentirende Mühe wenigstens zu danken, lachten sie uns noch aus. Das Rauschen der Steamers und Propellers meinten sie, sei, wenn auch keine so „wundersame", doch eine nützlichere Melodey, als der Singsang der Loreley. Nixenmusik habe einen Hudsonpiloten noch nie in der Ruhe des Steuerns gestört, und wenn ihre Schiffe platzten oder zerschellten, so sei gewöhnlich nur der Ueberfluß an Concurrenz und Steam daran Schuld, oder die Sehnsucht des Kapitäns, nicht nach schönen Nixen, sondern nach schönen blanken Dollars. So ein kräftiger Dampf, der einen tüchtigen Dreidecker treibe, sei aber — sagten die Yankees — augenscheinlich irdisch gesegneter, als der romantische Dampf, mit dem man in unserm praktischen Zeitalter verhungern könne, und von Leuten, deren Phantasie zu viel an Nixen dächte, sei es nicht verwunderlich, wrnn sie in der Realität nix in der Tasche hätten. Mehr Weinberge seien allerdings am Rhein, als am Ohio, auch mehr Mittelalter, aber bei den glücklichen Temperance-Fortschritten entwöhne man sich hier überhaupt des Weins. Der arme rheinische Weinbauer aber müsse schwere Steuern zahlen und bei viel Schweiß viel darben. Ob denn ein Farmer am Ohio oder Hudson bei täglichem Roastbeef und

zunehmendem Wohlstande nicht beneidenswerther sei, als so ein schwitzender und steuergesegneter Weinbauer am Rhein oder ein heruntergekommener Edelmann, der die Ruinen seines Ahnensitzes mit Dohlen und Fledermäusen bewohne und bei Rüben und Kartoffeln auch seine veralteten Standesprätensionen bewahre? — Starrköpfige Temperance-Männer der neuen Welt von dem Irrthum ihres Raisonnements über die alte zu überzeugen, sie wenigstens für unsere Stammbäume und Stolzenfels' restaurirte Rittersäle zu erwärmen, war verlorene Mühe. Es sind unverbesserliche „Gleichheitsflegel", wie sie Heinrich Heine so richtig genannt hat.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Cultur wächst bei dem europäischen Ankömmling noch bedeutend, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben beobachtet, die Städte und Bauten an seinen Ufern, die Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem tiefen senkrechten Felsbett dieses mächtigen Stromes erblickt, und dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers, wie der May-Flower, über den See gleitet, in Detroit mittelst der Eisenbahn durch Michigan rutscht und, am großen Michigansee in einen andern dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach dem fernen Westen spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon im Osten überrascht: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnden wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen, Riesenbauten für commercielle und industrielle Zwecke, schmucke Farmerhäuser, elegante Gasthöfe u. s. w.

Am obern Mississippi ist zwar in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die alljährlichen gro-

ßen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen beinahe unmöglich machen. Doch haben auch hier so manche kühne Yankees und selbst einige kühngewordene deutsche Settler es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Beinahe 900 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit seinen Nebenflüssen; sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind einige Steamers auf dem Fluß placirt, und in gewissen Monaten hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis nahe dem Fuß der Rocky-Mountains zu befahren.

Am Ohio, Illinois, Arkansas, Red-River überall das gleiche Schauspiel von entstandenen oder entstehenden Städten oder Städtchen. Wie Pilze unter einer tropischen Sonne schießen sie aus dem fetten Alluvialboden heraus. Den Gipfelpunkt der Augenüberraschung fanden wir in St. Louis, dem großen Emporium des Westens, wo wir am Mississippi-Kai nicht weniger als 43 Dampfer in stolzer Reihe zählten, darunter prächtige Dreidecker, deren säulenumreihte Stockwerke und Eisenschlöte wie Castelle über dem kaffeebraunen Wasser des Flusses hervorragten. Gegenüber diesen Schiffen erhebt sich eine Häuserreihe, deren keine europäische Hauptstadt sich zu schämen hätte. Die Bevölkerung von St. Louis hat die Zahl 100,000 überschritten. Als vor etwa 20 Jahren unser gelehrter Landsmann Dr. Engelmann sich in St. Louis niederließ, zählte die Stadt kaum 8000 Einwohner, worunter viele abenteuerliche und bettelhafte Franzosen. Der obere Mississippi aber hatte noch kein Dampfschiff gesehen, und ganz in der Nähe gras'te noch friedlich der Büffel, der jetzt mit seinen rothhäutigen Freunden, den Delawaren,

Chirokesen und Sioux, nahe bei 1000 Meilen weiter nach Westen gedrängt worden.

Ein Etwas, das in der neuen Welt den reisenden Europäer mehr befremdet und überrascht, als jene augenfälligen Wunder, die der rastlose Unternehmungsgeist einer thatkräftigen Nation geschaffen, ist neben dem Entstehen und Aufblühen von ausgedehnten Staaten der Mangel jener Potenzen, welche nach europäischen Begriffen zum Gedeihen der Civilisation unentbehrlich sind — wir meinen eine wohldisciplinirte bewaffnete Macht, eine wohlorganisirte löbliche Polizei, eine scharfe Ueberwachung der Vereine und der Presse, eine nothwendige Gewerbsbeschränkung und eine weise Bevormundung der Gemeinden durch die Staatsbehörden. Von all dem sieht man in den Vereinigten Staaten das Gegentheil, und dennoch existiren, wachsen und gedeihen sie. Auf der langen Strecke vom Ocean bis zum Missouri haben wir nur bei einigen Festgeprängen militärische Uniformen gesehen, z. B. bei der Todtenfeier für die drei großen Bürger Calhoun, Henry Clay und Webster, aber nie uniformirte Polizeidiener, und doch ist die Sicherheit des Eigenthums im Ganzen nicht geringer, als in Enropa. Den Zeitungen ist die unbegrenzteste Freiheit gelassen, so viel Gescheites oder so viel Unsinn zu sagen, so viel zu lärmen und zu agitiren, als sie Lust haben. Hunderte und Hunderte von politischen, socialen und religiösen Vereinen entstehen, bleiben oder vergehen, und der Staat kümmert sich nicht darum. Man läßt Herrn Cabet und Herrn Weitling mit ihren communistischen Experimenten eben so völlig frei gewähren, wie die Pantheisten und Atheisten der sogenannten freien Gemeinden, oder, im Gegensatze, wie die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, welche in Amerika als Prediger und Lehrer auf das Umfangreichste wirken und von den Häfen des Oceans

bis jenseits der Rocky-Mountains ihre zerstreuten Posten behaupten. Selbst die Mormonen und ihre Apostel, gegen welche früher Lynch und Volkswuth sich richteten, läßt man jetzt in Ruhe. In St. Louis feiert diese merkwürdige Secte bekanntlich wieder öffentlichen Gottesdienst.

Der Staat und die Gesellschaft, weit entfernt, durch diese entgegengesetzten Bestrebungen aus den Fugen zu gehen, erstarkt, blüht und schreitet riesig fort mitten im Kampfe der Ideen und der widerstrebenden Volkselemente, deren gegenseitiger Wetteifer die mächtige Staatenentwickelung nur zu fördern scheint, der Eiche gleich, die am tiefsten wurzelt und am höchsten ihre blätterreichen Kronen treibt, wo ihr am meisten Luft und Licht gegönnt ist und die Stürme sie unbehindert rütteln. Es herrscht unter den Yankees die seltsame Meinung, daß, wenn ein Staat auch mit den entgegengesetzten Grundprinzipien mächtig und dauerhaft sein könne, doch kein Volk ohne jene Institutionen reich und glücklich zu werden vermöge. Ueberall, wo freie und absolut regierte Staaten in der Industrie und im Welthandel concurriren, müsse sich die Wage zu Gunsten jener neigen, da in letzteren der wahre Associationsgeist nicht aufkommen könne, durch den allein in Nordamerika so gewaltige Dinge geschehen.

Es sind sonderbare Käuze diese Yankees mit ihrer sächsich-gälischen Blutmischung! Wir begreifen vollkommen, daß ehrliche und enthusiastische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftstuben, in den Salons der Steamers und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — nichts als Businessgedanken und Dollartrachten in den Köpfen,

keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an dem Edelsten, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann! An den Wissenschaften kann sich der Amerikaner noch allenfalls betheiligen, besonders an solchen Zweigen, die in das praktische Leben einschlagen. Aber für Poesie, schöne Künste und selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Bei einer Beethoven'schen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukee herrlich vorgetragen, sahen wir ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Selbst Byron's gewaltige Lyra gefällt den Yankees nicht, obwohl sie in Tönen klingt, die der Amerikaner nicht wie der Deutsche erst zu lernen braucht. Die lustigsten Beobachtungen aber machten wir am Niagarafalle, wohin täglich Hunderte von Yankeetouristen dampfen. Der großartigsten Naturscene, welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

„Es muß auch solche Käuze geben!" hat der alte Göthe selbst vom modernen Teufel gesagt. Die räthselhafte Allmacht, die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Erdballes mit verschiedenartigen Gaben bedacht, wohl um sie in den Fall zu setzen, jene verschiedenartigen Rollen zu spielen, die sie ihnen für die Entwickelung der großen Culturgeschichte bestimmt hat. Chevalereske, anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen, ja wahrhaft Fiasco gemacht. Mexico und Unter-Canada sind Beweise dafür.

Auch die Deutschen, wo sie nicht gemischt mit Yankees wohnen, schreiten nicht so rasch vorwärts. Man

sieht dies in rein deutschen Orten, z. B. im Städtchen Hermann am Missouri. Nur dieses lederzähe und stahlharte Yankeegeschlecht, das aus verschiedenen Racen und zum Theil aus dem Auswurf Europa's zusammengebacken, war und ist heute noch seiner Aufgabe gewachsen: „die Cultur in diesem Welttheil mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu reißen." Den Urwald fällen, die Steppe mittelst des leichten Stahlpfluges im Galopp befruchten, Wölfe, Bären und rothe Menschen ohne Erbarmen vor sich hertreiben, die Distancen — „ces fléaux de la Russie", welche selbst die autokratische Allmacht noch nicht zu besiegen verstand, mittelst des Dampfes bewältigen, auf kaum zugängliche Gebirge, in die entlegensten Einöden Industrie und Maschinen versetzen, Gold und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde reißen, die Küsten zweier Weltmeere mit ihren Dreimastern, alle Flüsse, alle Binnenseen mit ihren Steamerkolossen bedecken, überall Leben und Cultur wecken, wo sie nicht vorhanden — das kann und konnte nur eine Nation von dieser Einseitigkeit, eine Nation, die allerdings fast ausschließlich nur Gewinnsucht und Moneydrang durchseelt, die aber eben nur in dieser Ausschließlichkeit der Vollführung ihrer Bestimmung fähig ist. Minder passend dazu wären alle Völker, die vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben und über das eigene Elend noch zu philosophiren pflegen. Meinte doch selbst der gelehrte Herr von Raumer: „man solle lieber sich freuen, als beklagen, daß die Amerikaner noch keine besondere Vorliebe für schöne Künste und Wissenschaften gewonnen. Denn dann hätte auch diese Nation den Höhepunkt ihrer Blüthe bereits erreicht, und würde, wie andere Nationen, wieder langsam bergab steigen, ohne ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen zu können."

„Freilich finden Viele in der Völkergeschichte im-

mer nur die schmutzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird. Allein der wahre Historiker hat neben den Thaten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlages." Bedeutsame Worte, welche ein geistvoller Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" einst in Bezug auf ein anderes Volk und Land gesagt, die aber auch auf Nordamerika und seine Völker passen. Fragen wir diese Gegenfüßler Sibiriens, ob sie auch einige Erkenntniß ihrer Rolle haben und wissen, zu welch' geheimnißvollem Bau der alte, unsichtbare Meister die Räder und die Fäden wohl einmal brauchen dürfte, die hier am westlichen Webstuhle der Zeitgeschichte so wacker schnurren in den Händen rüstiger Handlanger und Gesellen. Liegt in dieser Fiebereile, womit man hier nicht bloß einen Welttheil durch Büchse, Pflug und Dampf zu erobern versucht, sondern ländergierige Briareusarme auch anderwärts, selbst über das westliche Weltmeer hinausstreckt, ohne nach Völker- und Staatenrecht zu fragen — liegt darin gar nichts als Beutelust, allenfalls noch ein dunkler Drang, ein geheimnißvoller Instinkt, welcher Nationen wie Individuen zu räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen der Massen nach Besitz, wo man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden: Muth und Thatkraft, stählt, bei dieser Gierde, nicht nur herrenlose Wildnisse urbar zu machen, sondern auch ferne apathische Völker zu zwingen, an den eigenen Culturzuständen Theil zu nehmen, doch ein Etwas, was einen Gesichtskreis verräth, der ein klein wenig über den Dollar hinausgeht? Ob die Stimmen jener vorlauten Chorführer, welche sagen, man müsse gegen die Macht und die Grundsätze der An-

tipoden an der Lena — in deren Eise bekanntlich deutsche Naturforscher seltsame vorweltliche Ungeheuer mit Haut und Haaren entdeckten — ein ebenbürtiges Gegengewicht, auf Bildung, Freiheit und Reichthum gestützt, entgegenhalten, — Handelsflotten, Steamers und Eisenbahnen müsse man bauen, während dort unter den Tungusen Kasernen gemauert und bei den Kirgisen Rekruten geschult werden — man müsse Nerven und Muskeln des großen westlichen Staates gut nähren und stärken, damit sie dem Kampfe gewachsen seien, falls einmal die Ungethüme aus dem Lenaeise sich erheben und gen Westen wälzen sollten — ob dergleichen unberufene und überkecke Chorführerstimmen wohl von der Masse begriffen werden und nächst dem Dollarklang auch etwas beitragen, den „Lebensfluthen", dem „gewaltigen Thatensturm" im Westen einen so großartigen Impuls zu geben? — "

Ueber die Einwanderung in die Vereinigten Staaten wurden bis zum Jahre 1820 keine zuverlässigen Register geführt; seit 1790 aber haben amerikanische Statistiker ziemlich annähernde Angaben gemacht. Das Resultat der Schätzungen und der geführten Listen ist folgendes:

		Personen
von	1790—1810	120,000
„	1810—1820	144,000
„	1820—1830	203,979
„	1830—1840	778,500
		1,246,479 Personen.

J. C. G. Kennedy, Director des statistischen Büreaus, giebt in seinem Census-Berichte für 1850 die Zahl der Einwanderungen von 1840 bis 1850 wie folgt an:

	Personen
1840—41	83,504
1842	101,107
1843	75,159
1844	74,607
1845	102,415
1846	202,175
1847	234,756
1848	226,524
1849	269,610
1850	173,011
	1,542,850 Personen.

Der Bericht des Staats-Departements für 1850 giebt 315,333 als die Gesammtzahl der in den Vereinigten Staaten angekommenen Passagiere an; allein von diesen waren, nach Kennedy, 30,023 Bürger der atlantischen Staaten, die zur See nach Californien reisten, und 5,320 Eingeborene des Landes, die Reisen zurückkehrten. Es ist daher von dieser Summe für den Zeitraum vom 1. Juni bis 30. September ein Abzug von 106,870 gemacht worden.

Das in Kiel erschienene Werkchen: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1852", das wahrscheinlich aus der Feder Theodor Oelshausens herrührt, giebt die Zahl der seit 1790 eingewanderten Deutschen wie folgt an:

	Deutsche
Von 1790 bis 1810 wanderten ein	40,000
Natürliche Zunahme derselben nach zehnjährigen Perioden	14,430
Von 1810 bis 1820 wanderten ein	38,000
Natürlicher Zuwachs derselben	6,496
Natürlicher Zuwachs der vor 1810 Eingewanderten von 1810 bis 1820	18,610
Von 1820 bis 1830 wanderten ein	67,993

	Deutsche
Natürlicher Zuwachs derselben	13,367
Natürlicher Zuwachs der von 1820 Eingewanderten von 1820 bis 1830	39,903
Von 1830 bis 1840 wanderten ein	259,500
Natürlicher Zuwachs derselben	45,023
Natürlicher Zuwachs der vor 1830 Eingewanderten von 1830 bis 1840	82,863
Von 1840 bis 1850 wanderten ein	549,909
Natürlicher Zuwachs derselben	105,252
Natürlicher Zuwachs der vor 1840 Eingewanderten von 1840 bis 1850	239,704
Im Jahre 1851 wanderten ein	93,333
Natürlicher Zuwachs derselben	933
Natürlicher Zuwachs der vor 1850 Eingewanderten im Jahre 1851	53,238
Die Gesammtzahl der seit 1790 eingewanderten Deutschen ist also	1,668,554

Die weiße Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ist hinsichtlich ihres Charakters sehr verschieden; sie zerfällt ohne Rücksicht auf die Nationalität in drei Gruppen: den Norden, Süden und Westen, welcher letztere die beiden ersten Gegensätze vermittelt. Eigenthümlich sind die Bei- und Spitznamen der Bewohner der verschiedenen Gegenden. Wie das ganze Volk durch Brother Jonathan und die Bundesregierung durch Uncle Sam (von U. S., Abkürzung von United Stated) bezeichnet wird, so heißen die Neu-Engländer Yankees (früher mehr verächtlich, jetzt ein Ehrenname), die Bewohner der Staaten auf der Westseite der Alleghannys Cohaes, die der Staaten auf der Ostseite Tuckahaes. Die Bewohner von Kentucky werden Crackers (Cornkrackers), auch Red Horses (rothe Pferde, Füchse) genannt; die von Tennessee, Mudhaeds (Schlammköpfe); die

von Missouri Pukês oder Pews, auch Badgers (Dachse); die von Wisconsin, Floaters (Schwimmer); die von Michigan, Wolverines (nach einer Art Vielfraß); die von Illinois Suckers (Sauger); die von Indiana Hooshiers, die von Ohio Buckeyes (Bocksaugen). Die Bewohner des Westens im Allgemeinen nennt man Backwoodsmen (Hinterwäldler). Die Franzosen und ihre Abkömmlinge heißen Mounshour Tonson oder Johanny Crapaud, in Missouri Gumbos (nach einer wohlschmeckenden Suppe, ihrer Lieblingsspeise).

Im Osten führen selbst die Staaten dergleichen Beinamen; so nennt man z. B. den Staat Massachusetts, Bay State (Buchtenstaat); New-Hampshire Granite State (Granitstaat); New-York Empire State (Herrscherstaat); Pennsylvanien, früher Keystone State (Schlußsteinstaat), jetzt Bridge State (Brückenstaat); Georgien Lottery State (Lotteriestaat) rc. Selbst einzelne Städte führen solche Beinamen, wie Cincinnati, „die Königin des Westens", oder spottweise wegen der großen Ausfuhr von Pökelschweinfleisch, Porkopolis; Baltimore, Mob Town (Pöbelstadt von 1812); New-York, Empire City (Herrscherstadt) rc.

Wir schließen nun die Schilderung der Amerikaner mit einer, theilweise, aber nur in einzelnen Zügen von der oben gegebenen Charakteristik des Amerikaners abweichenden Schilderung, welche wir dem vortrefflichen Werke des Dr. Karl Andree entnehmen:

„Das große Volk ist aus einer Menge verschiedenartiger Bestandtheile zusammengesetzt. Leute von englischer und irischer Abstammung, Deutsche und Schotten, Norweger und Holländer, Franzosen und Spanier leben mit und nebeneinander, in denselben Staaten und unter einerlei Einrichtungen. Wenn auch die alten Stammesabneigungen, welche in Europa

vielfach so schroff hervortreten, in der neuen Welt nicht ganz verschwunden sind, so üben sie doch in ihr bei weitem nicht den nachtheiligen Einfluß aus, wie auf unserer Seite des großen Weltmeers. Nur gegen die zahlreichen Irländer, welche den am wenigsten fleißigen und deshalb nicht sehr geachteten Theil der Bevölkerung, besonders in den großen Seestädten, bilden, und zumeist auf einer niedrigen Stufe geistiger und moralischer Ausbildung sich befinden, herrscht eine sehr bemerkliche Anthipathie. Von einer Gleichartigkeit des Volkscharakters kann keine Rede sein in einem Lande, welches binnen einem Jahrzehent nahe an drei Millionen Einwanderern aus allen Ländern Europa's eine gastliche Aufnahme gewährte. Zieht man in Betracht, daß ein großer Theil dieser Ankömmlinge den weniger gebildeten Schichten der Gesellschaft angehört, so daß viele mehr als zweideutige Personen, deren Bleiben nicht ferner in der alten Welt war, in Amerika eine neue Heimath suchen, und bedenkt man, daß dort viele Schranken gar nicht vorhanden sind, welche in unserem Erdtheile die freie Thätigkeit des Einzelnen hemmen, — dann muß man bewundern, daß das Volk Amerika's im Allgemeinen eine so achtbare Stufe erreicht hat. Der Geist der Freiheit, welcher jenes Land durchzieht, wirkt ohne Frage bessernd und anregend, veredelnd und erläuternd auf die neuen Bürger ein, und viele von ihnen haben schon während der Ueberfahrt die alten Sünden in das Meer geworfen. Die Einwanderer, so hart sie auch ringen und arbeiten müssen, um sich in eine erträgliche Lage zu versetzen, sind ohne Ausnahme mit den amerikanischen Staatseinrichtungen zufrieden, welche ihnen eine freie Entfaltung aller ihrer Kräfte möglich machen. Keiner fühlt sich durch den Andern beengt, Niemand ist an die Scholle gebunden, er mag sich ungehindert nach eigenem Belieben sein Schicksal

bestimmen. Nur diese ungehemmte Freiheit und den jeweiligen Bedürfnissen der Gesellschaft angemessene Gesetze haben das beispiellose Gedeihen der Vereinigten Staaten möglich gemacht und sichern ihnen eine große und glückliche Zukunft. Noch leben manche Menschen, welche vor der Unabhängigkeitserklärung geboren wurden, und heute ist die große transatlantische Republik schon einer der reichsten und mächtigsten Staaten der Welt. Freilich hat sie kein Zeitalter der Barbarei durchlebt, wie die europäischen Staaten, indem die ersten Ansiedler und die späteren Einwanderer die Gesittung der alten Welt in die neue mit hinüberbrachten und auf den in und mit derselben gegebenen Bedingungen sich selbstständig und eigenthümlich weiter entwickelten. Es ist bekannt, daß die Republik in Nord-Amerika nicht das Werk des Zufalls, sondern der Nothwendigkeit und einer verständigen Praxis war. Der Amerikaner, besonders jener von ländischer Abkunft, ist nicht mit der Scholle, welche er bewohnt, in der Weise verwachsen, wie der Europäer. Er hängt mehr an seinen freien Einrichtungen, als an seiner Jugendheimath; wenn er nur das sternenbesäete Banner flattern sieht und unter republikanischen Institutionen lebt, so fühlt er sich in einer Heimath. Er will unter allen Umständen ein demokratischer Republikaner sein, und hat weder Sinn noch Neigung für eine Monarchie, die völlig gegen seinen ganzen Strich läuft, die er nicht für rationell erachtet, und auf welche er vornehm oder mitleidig herabblickt.

Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union durchdringt, bilden die Bewohner der nordöstlichen Staaten, die Nachkommen der Pilgerväter. Es giebt auf Erden unter den civilisirten Völkern zuverlässig keinen eigenthümlichern Menschenschlag, als den sogenannten Yan-

kee, den ächten Neu-Engländer. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht; aber seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkenswerther, da alle diese Eigenschaften nicht als Kinder der Noth und des äußeren Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in den nordöstlichen Staaten gar nicht vorhanden, und Arbeit wird immer in Hülle und Fülle angeboten. Der Yankee, welches auch seine Berufsart sein möge, „streckt sich nach der Decke"; er geht nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem sparsamen Schweizer, ist aber bei weitem nicht so knickerig, als dieser oft zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar seine amerikanischen Landsleute sagen ihm nach, daß er es dabei nicht immer genau mit der Redlichkeit nehme, und daß man sich bei ihm vorsehen müsse, um nicht für ächte Schinken oder Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Wallnußholz zu erhalten. Doch das sind Auswüchse, wie sie überall vorkommen. Richtig bleibt, daß alle Klassen unter den Yankees durch und durch als prosaische Nützlichkeitsmenschen, als durchaus nüchterne Utilitarier erscheinen, welche manchmal einen kleinlichen Anstrich und eine beschränkte Auffassung zeigen, daneben aber einen hartnäckigen Eigensinn bethätigen, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge, namentlich auf Arbeit gerichtet ist. Bedächtiges und bemessenes Wesen wird an einem Manne hochgeschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt der Yankee dafür, daß sie etwas lernen; das Yankeeland liefert auch die betriebsamsten Schulmeister für alle anderen Staaten.

Vielleicht fehlt dem Yankee liebenswürdiges, an-

ziehendes Wesen; er ist zu sehr ein Mann des „Soll" und „Haben", sein Wesen zu nüchtern; haben doch selbst die Engländer, welche man auf dem europäischen Festlande auch im Allgemeinen als keineswegs liebenswürdige Utilitarier zu betrachten pflegt, das scharfe Urtheil gefällt, im Yankeelande bestehe das männliche Geschlecht lediglich aus Thalerjägern, und das weibliche habe keine andere Bestimmung, als Thalerjäger zu gebären und aufzuziehen. Die Yankees selbst wenden dagegen ganz richtig ein, daß sich in ihrem Bienenkorbe keine aristokratischen Drohnen finden, die verzehren, ohne zu arbeiten. Es ist vollkommen wahr, daß in ihrem „Paradiese der Dollar-Jäger" die Wissenschaft gedeiht und die Künste geachtet werden, und in gemeinnützigen Erfindungen können die Yankees vollkommen neben den Engländern ihren Platz behaupten. Ihre Erfindungsgabe ist ausgezeichnet, ihre Thätigkeit außerordentlich sinnreich. Sie haben an Philanthropen und Reformers keinen Mangel, und was man auch über die Art und Weise denken mag, in welcher dieselben manchmal ihren Grundsätzen Geltung zu verschaffen suchen, so viel bleibt gewiß, daß sie es dabei nicht auf Gelderwerb abgesehen haben. Um zu zeigen, wie sie die Fürsorge für die arbeitenden Klassen, im Gegensatze zu den Engländern, verstehen, können sie sich dreist auf Lowell berufen, das einen weit befriedigenderen Anblick darbietet, als Manchester; und für den Volksunterricht haber gerade die Yankees mehr gethan, als irgend ein anderes Land, Deutschland und die Schweiz etwa ausgenommen. In England können von hundert Menschen vierzig ihren eigenen Namen nicht schreiben, während in Massachusetts von zweihundert nur Einer nicht schreiben konnte, und der war allemal ein aus England oder Irland Eingewanderter. Die Summen, welche dort von Privatleuten für Un-

terstützung der Volks- und Gelehrtenschulen, für Kirchen, Missionen, Krankenhäuser und wissenschaftliche Anstalten gespendet werden, übertreffen Alles, was in Europa von Staatswegen in dieser Hinsicht geschieht. Ein Knopfmacher in Neu-England zum Beispiel, der als armer Mann sein Gewerbe anfing, hat eine Academie reichlich bedacht und drei Professorenstellen begabt. Die wohlthätigen Stiftungen, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts allein in Boston ins Leben traten, haben ein Vermögen von sechs Millionen Dollars, und das Harward-College bekam während der letztverflossenen Jahre Geldgeschenke im Belaufe von 850,000 Dollars.

Das Yankeeland ist nicht bloß an Arbeitsamkeit einem Immenkorbe vergleichbar, auch seine Bewohner gleichen darin den Bienen, daß in jedem Frühjahre Tausende von ihnen in die Ferne schweifen. Dem Neu-Engländer wohnt, mehr noch als anderen Amerikanern, ein Wandertrieb inne, der nicht eher Befriedigung fand, als bis er die Gestade des großen Weltmeers im Westen erreichte. Er hat seine Heimath lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner. Nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber eine Art Nomade. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, er breitet sich aus wie Queckengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehnmal den Ort zu wechseln; denn sentimentale Heimathsliebe wohnt nicht in ihm; er hat in dieser Beziehung keine Spur vom Deutschen, er ist mehr Beduine. Aber diese Wanderlust übt auf Nordamerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß. Der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe, seine Betriebsamkeit und sein ruhiges Wesen in alle Gegenden; er giebt den ungebildeten

Einwanderern aus Irland und England ein gutes Beispiel, übt durch seine geistige Ueberlegenheit großes Gewicht auf sie aus, und trägt sicherlich nicht wenig dazu bei, daß namentlich die Irländer der zweiten Generation, wenn auch nicht in den großen Küstenstädten, doch im Binnenlande, aus rohen und trägen Menschen fleißige und ordnungsliebende Leute werden.

In den mittleren Staaten tritt der Yankeecharakter nicht mehr in seiner Reinheit hervor, da die Bevölkerung schon gemischter wird. In New-York ist noch holländisches Wesen nicht ganz verschwunden; in den westlichen Theilen dieses Staates und in Pennsylvanien besteht ein großer Theil der Volksmenge aus Deutschen. Diese haben das Land blühend machen helfen und gelten mit Recht für ausgezeichnete Ackerbauer. In diesen mittleren Staaten, wie im Westen, wohin alljährliche mächtige Einwandererwellen einströmen, ist noch Alles in frischem Flusse, und es wird noch lange Zeit vergehen, bevor in diesen neuen Gegenden ein fester Typus sich ausprägt. Vorzugsweise nach dem Westlande ist die deutsche Einwanderung gerichtet. So lange der bei weitem größte Theil unserer Landsleute, welcher in die weite Welt zog, aus Leuten der wenig gebildeten Klassen bestand, konnten die Deutschen in Amerika sich mit den ohnehin zahlreicheren Anglo-Amerikanern nicht messen, obwohl sie hinter diesen an Redlichkeit, Fleiß und Ausdauer nicht im mindesten zurückstanden. Seit aber, besonders nach dem Jahre 1830 und abermals in der jüngsten Zeit, viele tausend Familien aus den höher gebildeten Schichten der Gesellschaft, aus ähnlichen Beweggründen, wie einst die englischen Puritaner, Katholiken und Quäker, freiwillig oder gezwungen nach den Vereinigten Staaten hinüber ziehen, und deutsche Kultur und Wissenschaft dort so zahlreiche und tüchtige Vertreter gewinnt, steht kaum noch zu befürch-

ten, daß das deutsche Wesen, die Eigenthümlichkeit der gebildetsten Nation Europa's, auf der anderen Seite des Oceans ferner geknickt oder verkümmert werden könne. Es ist die Aufgabe der amerikanischen Deutschen, sich neben ihren englisch redenden Mitbürgern volle Geltung als Deutsche zu verschaffen und dem deutschen Wesen in allen Beziehungen gleiche Berechtigung zu erkämpfen. In Anbetracht dieser hohen und heiligen Pflicht gegen die Civilisation müssen die in Amerika doppelt sinnlosen Unterschiede zwischen hochdeutsch und plattdeutsch Redenden, zwischen Katholiken und Protestanten verschwinden. Auch das deutsche Wesen will und muß am Susquehannah und Ohio, am Wisconsin und Missouri seine eigenthümliche, neue Ausbildung haben, so gut wie das englische, das eine Tochter des deutschen ist. Die Franzosen und Spanier sind in jenem Lande zu wenig zahlreich, und erhalten nicht Zuwachs genug, als daß sie auf die Dauer in lebenskräftiger Eigenthümlichkeit verharren könnten. Aber die fünf bis sechs Millionen Deutsche, deren Zahl sich binnen einem Menschenalter verdoppeln wird, sind sittlich wie volksthümlich berechtigt und verpflichtet, ihr Wesen nicht in jenem der englisch redenden Amerikaner untergehen zu lassen. In der Kulturentwickelung der Menschheit ist unseren Landsleuten in Amerika eine wichtige Stellung angewiesen; wer von ihnen sich seiner Nationalität entäußert, begreift diese nicht.

Der Charakter des Südländers ist von jenem der Yankee in vielen Beziehungen wesentlich verschieden. Gleich in Maryland und Virginien zeigt sich ein anderer Typus, und die Einwirkung der Sklaverei tritt scharf hervor. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee mehr Angelsachse und Puritaner. Jener ist weniger arbeitsam, und seine geistigen Bestrebungen sind nicht lediglich auf das un-

mittelbar Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, tapfer, oft edelmüthig und im besten Sinne des Worts ritterlich; aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich, heftig und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft im Süden ist franker und angenehmer, als vielfach im Norden, doch versteht es sich von selbst, daß auch in diesem letztern die eigentlich gute Gesellschaft eine Ausnahme macht. Wo die wahre ächte Bildung heimisch ist, kann von dem Recht an einer großen Masse der englisch redenden Amerikaner gerügten „Religionshumbug, von der Sabbathknechtschaft, der Betrügerei im Handel, der Geldherrschaft, Geistesdürre, Unwissenheit und Unfreudigkeit des Lebens" keine Rede sein. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Thatsache, daß die wenigsten englischen Reisenden die Amerikaner in gutem Glauben beurtheilen; John Bull kann sich immer noch nicht überwinden, im Bruder Jonathan etwas Anderes zu erblicken, als einen entlaufenen Vasallen oder einen ungerathenen Sohn.

Und doch haben die Amerikaner alle Ursache, auf ihr glorreiches Land und ihre Geschichte stolz zu sein. Schon jetzt stehen sie als Herren und Gebieter der neuen Welt da, und erzwingen sich die Achtung der alten Welt. Sie dürften europäische Pasquille ruhig verachten, und thäten wohl, die kindische Empfindlichkeit und dünkelhafte Eitelkeit, welche ihnen zum Vorwurfe gemacht wird, gründlich abzulegen. Diese sind ungesunde Auswüchse einer vortrefflichen Eigenschaft, wir möchten sagen nationale Jugendfehler. Aber der Nationalstolz und das Selbstgefühl der Amerikaner, sobald die gebührlichen Schranken beobachtet werden, hat etwas Imponirendes, ja Erquickliches; beide beruhen auf der innigsten Liebe zu einem großen Vaterlande und der Anhänglichkeit an freie Staatseinrichtungen, welche so wesentlich beitra-

gen, das Wohl der Einzelnen wie der Gesammtheit zu befördern."

Die Völker Asiens. Schon bei der Schilderung der amerikanischen Völker haben wir darauf hingewiesen, daß dieselben Autochthonen seien und ein Zusammenhang mit asiatischen Völkern sich nicht beweisen läßt. Wenn wir nun zu Asiens Bewohnern übergehen, tritt uns dieselbe Frage wieder entgegen: Wo ist die Wiege der Völker, die es heut bewohnen, gewesen? Wir lassen diesmal eine gewichtige Stimme sprechen: Wilhelm von Humboldt. Er sagt:

„Die geographischen Forschungen über den alten Sitz, die sogenannte Wiege des Menschengeschlechts, haben in der That einen rein mythischen Charakter. Wir kennen geschichtlich oder auch nur durch irgend eine sichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war oder erst später entstand, läßt sich daher geschichtlich nicht entscheiden. Einzelne, an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne sichtbaren Zusammenhang, wiederkehrende Sagen verneinen die erstere Annahme, und lassen das ganze Menschengeschlecht von Einem Menschenpaare abstammen. Die weite Verbreitung dieser Sage hat sie bisweilen für eine Urerinnerung der Menschheit halten lassen. Gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, daß ihr keine Ueberlieferung und nichts Geschichtliches zum Grunde lag, sondern nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise, die zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte, wie gewiß viele Mythen ohne geschichtlichen Zusammenhang bloß aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menschlicher Erfindung, daß sie die außer aller Erfahrung liegende Erscheinung des ersten Ent-

stehens des Menschengeschlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weise, und so erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menschengeschlecht schon Jahrtausende hindurch bestanden hatte, eine wüste Insel oder ein abgesondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden sein. Vergeblich würde sich das Nachdenken in das Problem jener ersten Entstehung vertieft haben, da der Mensch so an sein Geschlecht und an die Zeit gebunden ist, daß sich ein Einzelner ohne vorhandenes Geschlecht und ohne Vergangenheit gar nicht in menschlichem Dasein fassen läßt. Ob also in dieser, weder auf dem Wege der Gedanken noch der Erfahrung zu entscheidenden Frage wirklich jener angeblich traditionelle Zustand der geschichtliche war, oder ob das Menschengeschlecht von seinem Beginn an völkerweise den Erdboden bewohnte? darf die Sprachkunde weder aus sich bestimmen, noch, die die Entscheidung anderswoher nehmend, zum Erklärungsgrunde für sich brauchen wollen."

Die Gliederung der Menschheit ist nur eine Gliederung in Abarten, die man mit dem freilich etwas unbestimmten Worte Racen bezeichnet. Wie in dem Gewächsreiche, in der Naturgeschichte der Vögel und Fische die Gruppirung in viele Familien sicherer, als die in wenige große Massen umfassende Abtheilungen ist, so scheint mir auch, bei der Bestimmung der Racen, die Aufstellung kleinerer Völkerfamilien vorzuziehen. Man mag die alte Classification meines Lehrers Blumenbach nach 5 Racen (der kaukasischen, mongolischen, amerikanischen, äthiopischen und malayischen) befolgen, oder mit Prichard 7 Racen (die iranische, turanische, amerikanische, der Hottentotten und Buschmänner, der Neger, der Papuas und der Alfourous) annehmen; immer ist keine typische Schärfe, kein durchgeführtes natürliches Prinzip der Eintheilung in solchen Gruppirungen zu erkennen.

Man sondert ab, was gleichsam die Extreme der Gestaltung und Farbe bildet: unbekümmert um die Völkerstämme, welche nicht in jene Klassen einzuschalten sind, und welche man bald scythische, bald allophylische Racen hat nennen wollen. Iranisch ist allerdings für die europäischen Völker ein minder schlechter Name als kaukasisch; aber im Allgemeinen darf man behaupten, daß geographische Benennungen als Ausgangspunkt der Race sehr unbestimmt sind, wenn das Land, welches der Race den Namen geben soll, wie z. B. Turan (Mawerannahr), zu verschiedenen Zeiten von den verschiedensten Volksstämmen — indogermanischen und finnischen, nicht aber mongolischen Ursprungs — bewohnt worden ist.

Die Sprachen, als geistige Schöpfungen der Menschheit, als tief in ihre geistige Entwickelung verschlungen, haben, indem sie eine nationelle Form offenbaren, eine hohe Wichtigkeit für die zu erkennende Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Racen. Sie haben diese Wichtigkeit, weil Gemeinschaft der Abstammung in das geheimnißvolle Labyrinth führt, in welchem die Verknüpfung der physischen (körperlichen) Anlagen mit der geistigen Kraft in tausendfäliig verschiedener Gestaltung sich darstellt. Die glänzenden Fortschritte, welche das philosophische Sprachstudium im deutschen Vaterlande seit noch nicht einem halben Jahrhundert gemacht, erleichtern die Untersuchungen über die nationellen Charakter der Sprachen, über das, was die Abstammung scheint herbeigeführt zu haben. Wie in allen Gebieten idealer Speculation, steht aber auch hier die Gefahr der Täuschung neben der Hoffnung einer reichen und sicheren Ausbeute.

Positive ethnographische Studien, durch gründliche Kenntniß der Geschichte unterstützt, lehren, daß eine große Vorsicht in dieser Vergleichung der Völker und

der Sprachen, welcher die Völker sich zu einer bestimmten Zeitepoche bedienten, anzuwenden sei. Unterjochung, langes Zusammenleben, Einfluß einer fremden Religion, Vermischung der Stämme, wenn auch oft nur bei geringer Zahl der mächtigeren und gebildeteren Einwanderer, haben ein in beiden Continenten sich gleichmäßig erneuerndes Phänomen hervorgerufen: daß ganz verschiedene Sprachfamilien sich bei einer und derselben Race, daß bei Völkern sehr verschiedener Abstammung sich Idiome desselben Sprachstammes finden. Asiatische Welteroberer haben am mächtigsten auf solche Erscheinungen eingewirkt.

Sprache ist aber ein Theil der Naturkunde des Geistes; und wenn auch die Freiheit, mit welcher der Geist in glücklicher Ungebundenheit die selbstgewählten Richtungen, unter ganz verschiedenartigen physischen Einflüssen, stetig verfolgt, ihn der Erdgewalt mächtig zu entziehen strebt, so wird die Entfesselung doch nie ganz vollbracht. Es bleibt etwas von dem, was den Naturanlagen aus Abstammung, dem Klima, der heiteren Himmelsbläue, oder einer trüben Dampfatmosphäre der Inselwelt zugehört. Da nun der Reichthum und die Anmuth des Sprachbaues sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe entfalten, so wollen wir nicht, daß bei der Innigkeit des Bandes, welches beide Sphären, die physische und die Sphäre der Intelligenz und der Gefühle, mit einander verknüpft, unser Naturbild des freundlichen Lichtes und der Färbung entbehre, welche ihm die hier freilich nur angedeuteten Betrachtungen über das Verhältniß der Abstammung zur Sprache verleihen können.

Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige

Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt. „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit er, ihm entdeckbar, von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimath umschließen; es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblicke zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit."

Theilen wir, sagt Prichard, Asien durch eine Linie von Westen nach Osten in der Richtung des längsten Durchmessers des schwarzen Meeres, die zuerst längs der Kette des Kaukasus hinläuft, das kaspische Meer durchschneidet, sich längs des Oxus fast bis an die Quelle dieses Flusses hinzieht, von da sich nach Südosten wendet, der Richtung der Himalayakette folgt und bis an den Golf von Bengalen sich herabsenkt, so werden wir durch diese Linie zwei große Weltgebiete scheiden, die von den frühesten Zeiten an die Wohnungen zweier großen Klassen von Menschenracen gewesen sind, welche sich in ihren Sitten und ihrem geselligeu Charakter eben so sehr von einander unterscheiden, als die dürren und salzigen Ebenen der Mongolei und die kalte Wüste Gobi verschieden ist von den warmen und fruchtbaren Gegenden des südlichen Asiens. Das Land nordöstlich von dieser Linie ist seit undenklichen Zeiten der Wohnplatz vieler Völkerstämme gewesen, die zwar in ihren Sprachen, ihrer Lebensart und ihrem geselligen Charakter gänzlich verschieden sind, aber doch in der Physiognomie, der Complexion und dem Körperbau größtentheils mit einander übereinstimmen. Im Süden und Westen derselben Linie finden wir andere Racen, die von der vorher beschriebenen Klasse ihrem physischen Baue nach sich weit unterscheiden, dagegen unter sich in denselben Punkten übereinstimmen, in welchen die ersteren sich gleichen, und in denselben Hinsichten von einander abweichen, in welchen jene verschieden sind. Wollte man diese verschiedenen Völkerklassen, wie einige Schriftsteller gethan haben, zwei Racen nennen, so würde man dieses Wort in einem, von seinem gewöhnlichen sehr verschiedenen Sinne gebrauchen, oder etwas für ausgemacht annehmen, was nicht bewiesen, ja nicht einmal im Mindesten wahrscheinlich gemacht werden kann. Denn was kann hypothetischer

sein, als die Behauptung, daß die Hindus und die Araber eine eigenthümliche Race oder einen Volksstamm bilden? oder daß auf der andern Seite die nomadischen Kalmücken, die seit Aeschylus Zeiten beständig ihre Steppen durchziehen, indem sie ihre auf Rädern stehenden Häuser beständig von einem Ort zum andern rücken und herumschweifen, um Weide für ihre Heerden zu suchen, — daß diese ein Volk mit den Chinesen bilden, die seit den Tagen Yao's und Sha-un's südlich vom Hoang-ho ansäßig sind, das Land bebauen oder in Städten wohnen, und die Lebensart der Wüste verabscheuen; die sich ferner von den Kalmücken und den übrigen Menschen durch ihre einsylbige Sprache unterscheiden? Oder wie kann man behaupten, daß diese beiden Abtheilungen des Menschengeschlechts ein Volk mit den fischenden Eskimo's bilden, die längs den Küsten des Polarmeers von Thran leben? Daß diese und andere Menschenracen zu derselben Species gehören, und daß sie von einer einzigen Familie abstammen, die am Anfange der Welt geschaffen wurde, kann vielleicht eine Folgerung sein, die allgemein angenommen wird; aber daß die ebengenannten drei Klassen von Menschenstämmen eine besondere Gruppe bilden, in dem Sinne, der das Bestehen einer nahen Verwandtschaft zwischen ihnen in sich schließt, dies kann beim gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse nicht vorausgesetzt werden. Sie unterscheiden sich von einander in fast allen den Verhältnissen, welche man als Beweise einer Racenverschiedenheit ansehen kann, und sind nur durch einige Aehnlichkeiten in ihren physischen Charakteren mit einander verknüpft. Wenn man aber annimmt, daß solche physische Eigenthümlichkeiten das Resultat äußerer Einflüsse sind, so können ja dieselben Einwirkungen ihren Einfluß auf viele, nicht mit einander in Verbindung stehenden Stämme ausgeübt haben. Sind

dagegen die Mongolen eine Race, welche mit allen den Eigenthümlichkeiten, die sie nun auszeichnen, geschaffen wurde, so wird es sehr wahrscheinlich, daß viele solche ursprünglich verschiedene Racen von freien Stücken oder zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sich gebildet haben. Aus diesen und anderen Gründen kann man sich nicht an das Verfahren neuerer Schriftsteller über die physische Geschichte des Menschengeschlechts halten, die alle Völker, welche zu der einen der beiden oben bezeichneten Klassen gehören, als Stämme der mongolischen Race bezeichnen, und alle jene der andern Klasse kaukasische nennen. Es würde absurd sein, die Chinesen Eskimos zu nennen; und ebenso wenig kann es richtiger sein, die Eskimos und Chinesen Mongolen zu nennen. Man verstößt gewiß ebenso sehr gegen historische Thatsachen, als gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn man die Völkerstämme Europa's und die des Atlasgebirges, so wie die der Himalayakette, in einer Race, der kaukasischen, zusammenfaßt. Die Behauptung ist nicht wahr, daß die Traditionen aller dieser Völker ihren Ursprung vom Kaukasus ableiten, der seit undenklichen Zeiten der Wohnsitz von Stämmen war, welche, wie ihre Sprachen beweisen, von den indo-europäischen Völkern sowohl als von den semitischen gänzlich verschieden sind. Die Berge von Kleinasien, von Thracien und Hellas sind alle in der griechischen Geschichte berühmt. Berge waren im Alterthum, in den einfachen Urzeiten, die lange vor der Errichtung von Tempeln vorhergingen, der Anbetung der unsichtbaren Macht geheiligt, welche alle Völker verehren. Die Gipfel des Olympus und des Berges Meru waren in der Poesie Griechenlands und Indiens die Ruheplätze, wo Vater Zeus und Indra aus den Wolken herabstiegen, um mit den Sterblichen zu verkehren. Der Kaukasus theilte die allgemeine Achtung,

die man vor Höhen hatte; aber man kann sich nicht erinnern, daß die griechischen Mythenschreiber oder Historiker eine einzige Tradition überliefert haben, welche eine Cuvier's Hypothese entsprechende Deutung zuließe, oder wonach sich die Menschenrace vom Berge Kaukasus herleiten ließe. Auch läßt sich in der Mythologie der orientalischen Völker nichts auffinden, das uns zu dieser Annahme berechtigte. Die authentische Erzählung der Hebräer weist uns mit Bestimmtheit an den Berg Ararat als den Platz, wo die Arche sich niedersenkte, aber dieser ist weit vom Kaukasus.

Prichard nimmt daher zu einer anderen Eintheilung seine Zuflucht. Er sagt: „In den alten mythischen Ueberlieferungen und der poetischen Geschichte des Ostens werden zwei Klassen von Völkern von einander unterschieden, als entgegengesetzt in ihrem Charakter und als von den frühesten Zeiten an in beständige Feindschaft verflochten. Turan und Iran, welche mit den oben beschriebenen nördlichen und südlichen Ländern übereinkommen, sind die Gegenden, wo sie immer gewohnt haben, und wo diese Völker noch immer in dieselben Kämpfe miteinander gerathen, welche ihre Voreltern zu den Zeiten von Feridun und Afrasiab bestanden. Die kurz gefaßten Erzählungen der Vorgänge im Osten, welche die Griechen gesammelt haben, reichen hin, zu beweisen, daß diese Völker mit den Scythen und Medo-Persern identisch sind, deren gegenseitige Angriffe von Herodot und Trogus Pompejus in der Kürze erwähnt werden, und die Jahrhunderte lang sich um die Herrschaft in Hoch-Asien stritten. Die Scythen waren die Völker des Nordens, jenseits der Berge Imaus, von welchen einige in früheren Zeiten sich bis in die Nachbarschaft von Colchis ausgebreitet hatten. In den von Hippokrates hinterlassenen Notizen

ihrer physischen Eigenthümlichkeiten finden sich, wie Niebuhr gezeigt hat, hinreichende Beweise, sie als identisch mit der Völkerklasse zu betrachten, die man unter der unbestimmten und daher passenderen Benennung der turanischen zusammenfaßt. Die Benennung wird dem Zwecke einer allgemeinen Bezeichnung für alle die Menschenracen entsprechen, welche die Länder nördlich vom Oxus und Imaus oder der oben beschriebenen Linie bewohnen, und die mehr oder weniger denselben physischen Charakter wie die Mongolen und Kalmücken zeigen, aber keineswegs durch eine bestimmte Nationalverwandtschaft mit ihnen identisch oder auch nur verbunden sind. Für die mehr südlichen Völker, welche im physischen Charakter den alten Personen gleichen, wie die auf den Bildhauerarbeiten von Istakhar oder Persepolis abgebildeten Gesichtszüge jenes Volkes hinreichend beweisen, können wir den Namen iranische als ein unterscheidendes Beiwort gebrauchen. Neuere Untersuchungen, welche die die Muthmaßungen von Sir William Jones bestätigen, haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Iran genannte Gegend Hochasiens der Ursitz jener Völkerfamilien war, welche denselben Typus der Gesichtszüge in einer sehr weiten Ausbreitung zeigen. An den Grenzen dieser Länder finden wir auf der einen Seite die semitischen Völker, auf der andern die Indier, dann gegen Westen hin die Armenier und die verschiedenen Zweige der indo-europäischen Familie. Der letzteren wurde von Schlözer der Name der japetischen beigelegt, während Bori de St. Vincent die ganze Klasse von Racen, welche denselben Typus der Gesichtszüge tragen, als die japetische Species des Menschengeschlechts bezeichnet hat, indem er jedoch den Namen nicht von Japhet, sondern von Japetus herleitete. Wir überschreiten wohl nicht die Grenzen einer sehr wahrscheinlichen Muthmaßung,

wenn wir annehmen, daß Iran der Mittelpunkt war, von dem aus alle die Volksstämme, welche denselben physischen Charakter haben, ursprünglich sich verbreiteten. Doch muß man zugeben, daß einige Völker in dem Verzeichniß sich finden, für deren Abstammung aus diesen Gegenden wir keine anderen Beweise auffinden können, als die physische Aehnlichkeit; und da wir entschlossen sind, Nichts der Art anzunehmen, wenn es nicht durch historische Beweise unterstützt wird, so können die Völker, die ich iranische nenne, nur in einem allgemeineren Sinne auf dieses Beiwort Anspruch machen. Ich werde es daher nur als synonym und gleichbedeutend mit einem anderen Namen von zweideutigerem Sinne gebrauchen. Da die zu beschreibenden Racen, mit Einschluß der Hindus, vom Indus bis zum Atlas und dem westlichen Ocean sich erstrecken, so wird der Name indo-atlantische sie nach ihrer geographischen Lage genau bezeichnen. Der Name der turanischen könnte mit dem der scythischen vertauscht werden, wenn nicht neuere Schriftsteller den Irrthum begangen hätten, die wahren Scythen mit den Gothen und den Slaven, ja selbst mit den Celten zu verwechseln.

Wir lassen noch einiges Allgemeine vorausgehen: Die Geschichte eines jeden Volkes hat vor Allem eine geographische Grundlage, durch welche der Charakter, die Bildungsfähigkeit und die Entwickelung desselben bedingt wird. Wir können ganz allgemein sagen: Der Geist eines Volkes steht im Zusammenhange mit der Natur, sie ist der Boden, auf dem er sich bewegt, aus dem er sich eine Freiheit erringen kann. Wie die alten Kindermährchen uns erzählen, stehen um die Wiege jedes Geborenen gute oder böse Genien oder Feen, deren Segen oder Fluch die Zukunft des Menschen bestimmen. So umstellt die Mutter Natur auch die Wiege der Völker mit ihren

segnenden oder zerstörenden Gewalten. Wo die Naturgewalt so übermächtig ist, daß der Mensch nicht Herr über sie werden kann, also z. B. im höchsten Norden, oder in der Gluthhitze der Wüsten unter dem Aequator — da wird jede Fortentwickelung unmöglich, und Völker, die unter dem Joch dieser Gewalten stehen, haben keine Geschichte, wie z. B. die Esquimos oder die Neger.

Den Schauplatz der Völkergeschichte müssen wir also in der gemäßigten Zone und zwar auf der nördlichen Erdhälfte suchen, wo die Erde, wo die Griechen sagten, eine breite Brust hat. Hier treten zuerst die historischen Völker auf.

Die alte Welt, der wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden, umschließt als ihr Gebiet drei Erdtheile: Asien, Europa und das nördliche Afrika. Sie sind um das mittelländische Meer herumgelagert. Das ferne östliche Asien, China und Indien greift wenig in den Prozeß der alten Geschichte ein, ebenso das nördliche Europa, dessen Völker erst zum Mittelpunkte der Historie wurden, als die alte Welt in Trümmer stürzte und die germanischen Völker auf die Bühne traten. Die geographischen Unterschiede des Bodens können wir folgendermaßen charakterisiren:

1) Das wasserlose Hochland,
2) die Thalebenen, als Land des Ueberganges, von großen Strömen durchschnitten und bewässert, und
3) das Uferland oder die Abdachungen nach dem Meere zu.

Das Hochland mit seinen großen Steppen ist der Sitz der Berg- und Hirtenvölker, die es noch nicht zu einer nationalen Einheit bringen können, sondern die nur in Familien gegliedert ein patriarchalisches, an feste Wohnsitze nicht gebundenes Leben führen. Ihr Besitzthum besteht in Thieren, die sie zur Befriedigung

ihrer Bedürfnisse entweder als Jäger erlegen müssen, oder als Heerden auf ihren Wanderungen mit sich führen. Von einem Rechtszustande kann natürlich bei solchen Völkern nicht die Rede sein, weshalb denn auch bei ihnen die Extreme der Gastfreiheit und Räuberei zu Tage kommen. Zuweilen ist es aber auch geschehen, daß in diese sonst zerstreut lebenden Völker plötzlich und wie durch ein Wunder der Geist der Vereinigung fuhr, daß sie sich in großen Massen zusammenschaarten und wie ein wilder Bergstrom die Thäler überflutheten, und überall hin Zerstörung und Verderben brachten. Wir erinnern uns hierbei an die Heerzüge Dschingiskhans und Tamerlans bis mitten in das Herz Europa's. Wie sie gekommen, so verläuft sich später die Fluth spurlos.

Vom Hochlande abwärts gelangen wir zunächst in die Gebirgsthäler, dem Wohn- und Weideplatz der Hirtenvölker, die bei weitem friedlicherer Natur sind. Sie treiben auch wohl nebenbei Ackerbau, wie z. B. das alte Schweizervolk es schon gethan hat.

Weiter hinab breiten sich die Thalebenen als große Stromgebiete aus. Hierher gehören Länder wie China, mit den beiden Strömen Hoango und Yantsie-Kiang, der gelbe und blaue Strom.

I n d i e n, das Stromgebiet des Ganges und Indus; das B a b y l o n i s c h e Reich, welches der Euphrat und Tigris durchströmt; das große Land zwischen dem kaspischen Meer und den hohen Gebirgen, von dem Oxus und Jaxartes, die sich in den Uralsee ergießen, bewässert, und im Westen die Stromgebiete des Kyros und Araxes. Eine solche Thalebene ist endlich auch Aegypten.

Die Bewohner dieser Länder leben in großen Staaten, der Ackerbau ist das erste Prinzip des zu einer großen Gesellschaft sich organisirenden Volkes; wir begegnen zuerst dem Begriff des Grundeigenthums,

die Menschen treten zu einander in ein bestimmtes Rechtsverhältniß, wodurch die Staatenbildung bedingt wird.

Das Uferland ist das Küstenland am Meere. Das Meer ladet die Menschen zur Eroberung und zum Handel, das Meer verbindet die entferntesten Völkerschaften. Der Küstenbewohner muß, der natürlichen Nothwendigkeit seiner Beschäftigung folgend, Muth mit Gewerbthätigkeit und Klugheit verbinden. Den Gefahren des Meeres setzt er kühn ein einfaches Stück Holz entgegen, und so vom Festen auf das Haltungslose hinaus sich wagend, führt er seinen selbst gemachten Boden, ein schwimmendes Stück seines Vaterlandes mit sich. Zu dieser Kategorie gehören z. B. die Phönizier.

Asien wird von einem ungeheuren Gebirgsgurt durchzogen, dessen einzelne Züge folgende sind: Im Norden das Altaigebirge mit seiner östlichen und westlichen Abdachung; die nördliche Abdachung bildet Sibirien, es hat keine Geschichte. Vom Altai abwärts ziehen sich mächtige Gebirgsketten südwärts, von denen nach Osten hin das Stromgebiet des Amur sich abdacht, noch weiter südlich nehmen die Gebirge eine westliche Richtung, deren südliche Abdachung das chinesische Reich bildet. Wir wenden uns zunächst zu diesem:

Bei dem chinesischen Volke ist der Patriarchalismus das Grundprinzip, der zu einem organisirten Systeme eines weltlichen Staats entwickelt ist, in welchem der Monarch als Patriarch der Chef ist. Die Staatsgesetze sind nur äußerliche, der Unterthan hat kein Bewußtsein sittlichen Wollens, er gehorcht nur unbedingt dem Gebot des Einen. Die bestimmte chinesische Geschichte steigt bis zum Jahre 2900 vor Christi Geburt hinauf. Das Grundbuch derselben heißt Schuking und beginnt mit der Regierung des Kaisers Yao. Wir finden bereits einen fertig geglie-

derten, aber in dieser Gliederung erstarrten Staat. Ein Auszug aus dem Schu-king ist der Y-King, das Buch der Schicksale. Es enthält gemalte Figuren, wahrscheinlich die Grundlagen der chinesischen Schrift. Ein dritter King ist der Schi-king, das Buch der Lieder, eine Sammlnng von Dichtungen, die alljährlich von den hohen Beamten aus den Provinzen nach der Hauptstadt eingesandt werden müssen, und von denen unter dem Vorsitz des Kaisers die besten zur Aufnahme ausgewählt werden.

Außer diesen drei Grundbüchern giebt es noch den Liking (das Buch der Gebräuche und Hofceremoniells) und den Yc-king, das Buch der Musik.

Als Kulturstifter wird Fohi genannt, der die noch rohen Menschen lehrte, sich Wohnungen zu bauen, den Wechsel der Jahreszeiten zu beobachten, den Tausch und Handel eingeführt, das Ehegesetz begründet, Unterricht in der Seidenzucht und im Brückenbau gegeben, und gezeigt habe, wie man Thiere zu Lastthieren benutzen kann. Endlich hat er auch die Menschen gelehrt, daß die Vernunft vom Himmel komme.

In diesem Fohi ist natürlich die ganze Vorgeschichte bis zur Bildung des Staates zusammengefaßt. Eine Reihe von Dynastien hat in China gewechselt, die jetzige soll die 22ste sein. Schi-hoang-ti erbaute die berühmte Mauer zum Schutz gegen die Einfälle der Tartaren, theilte das Reich in 36 Provinzen und ließ zur Befestigung seiner Dynastie sämmtliche Geschichtsbücher verbrennen, um die Erinnerung an die früheren Dynastien aus dem Gedächtniß des Volkes zu vertilgen. Doch gelang es mehreren hundert Gelehrten mit den Büchern in die Gebirge zu fliehen und sie zu retten.

Um das Jahr 64 n. Chr. wurde erst die Verbindung mit dem Abendlande bewerkstelligt. Der damalige Kaiser schickte Abgesandte aus, um die Weisen

des Westens aufzusuchen. Diese brachten die Religion des Fo mit, deren wir noch gedenken werden. Man erzählt, daß ein im Norden liegendes tartarisches Reich von den Chinesen zerstört, den Bewohnern aber gestattet worden wäre, im Lande festen Fuß zu fassen; eben so habe man die Mandschu's zugelassen, mit denen China im 16ten und 17ten Jahrhundert Kriege führte, in deren Folge sich die jetzige Dynastie auf den Thron erhob.

Der Chinese hat keinen eigenen Willen; der allgemeine Wille ist der des Kaisers, dem jeder sich reflexionslos und selbstlos unterwerfen muß. Die Chinesen wissen sich zunächst als zu ihrer Familie gehörig und dann als Söhne des Staats. In der Familie sind sie keine Personen, sie gehen in ihr auf. Die Regierung beruht auf einer Organisation der Werkzeuge, die den einen Willen des Kaisers ausführen sollen. Der Schu-king nennt fünf Grundverpflichtungen. (Die Zahl fünf spielt überhaupt in China eine bedeutende Rolle. So giebt es z. B. 5 Elemente: Luft, Wasser, Erde, Metall und Holz; 4 Himmelsgegenden und die Mitte u. s. w.)

1) Die des Kaisers und des Volkes gegen einander,
2) die des Vaters und der Kinder,
3) des älteren und jüngeren Bruders,
4) des Mannes und der Frau,
5) des Freundes gegen den Freund.

Der Herrscher übt die Gewalt eines Vaters in der Weise eines Monarchen aus, in ihm vereinigt sich Alles, was im Staate Anspruch auf Ehrfurcht macht; er ist zugleich der höchste Priester und die Religion dadurch Staatsreligion im eigentlichen Sinne des Wortes; in ihm ruht das Bewußtsein, daß die Welt, die Welt seines Daseins von ihm abhängig ist. Der chinesische Kaiser muß wirklich selbst regieren, er muß

selbst die Gesetze und Angelegenheiten seines Reiches kennen und leiten. Diese Leitung ist jedoch durch uralte Staatsmaximen bis in's kleinste Detail bestimmt, weshalb denn auch dem Thronerben die sorgfältigste Erziehung unter persönlicher Leitung des Kaisers zu Theil wird, damit er nie vergesse, daß er bestimmt ist, das Haupt des Reiches und in Allem auch der Erste und Beste zu werden.

Auf der Gerechtigkeit und Thätigkeit des Kaisers beruht der ganze Zusammenhalt des Reiches, ließe er einmal die Zügel fahren, so fiele das große Ganze chaotisch zusammen. Man ist sogar so weit gegangen, den chinesischen Staat uns zum Muster aufzustellen, weil nach dem Prinzip desselben es keinen Vorrang der Geburt giebt — also keinen Adel — sondern nur der zu Aemtern und Würden gelangt, der der Geschickteste dazu ist.

Eine eigentliche Staatsverfassung giebt es nicht. Weder Individuen noch Corporationen haben selbstständige Rechte in Bezug auf ihre eigenen Interessen und in Beziehung auf den Staat. China wird nur verwaltet. Es herrscht in China volle Gleichheit für Alle, aber keine Freiheit, und deshalb der absoluteste Absolutismus des Einen, d. h. der Despotismus. Beamte, Mandarinen setzen die Verwaltungsmaschine in Bewegung; diese müssen sich mehrfachen Prüfungen unterwerfen, bei denen zuweilen der Kaiser selbst zugegen ist. Wer wie ein Assessor bei uns drei Examina glücklich bestanden hat, kann sogleich in das höchste Reichscollegium zugelassen werden. Man verlangt von den Candidaten die Kenntniß der Reichsgeschichte, des Rechtes, der Sitten und Ceremonien und der Verwaltung. Es giebt in China 15,000 Civilmandarine, und 20,000 Kriegsmandarine (Offiziere), welche in 8 Klassen getheilt sind. Die oberste Behörde ist das Reichscollegium,

aus welchem die Präsidenten der anderen Collegia gewählt werden. Einen Vortheil hat die chinesische Verwaltung vor den meisten der übrigen voraus, die Oeffentlichkeit. In jeder Provinz, in jedem Ministerium befindet sich ein Censor, Ko-tao, der an den Kaiser über Alles Bericht erstatten muß, der unabsetzbar, eine strenge Aufsicht über die Verwaltung führt und allein das Recht hat, dem Kaiser Vorstellungen zu machen. Die Geschichte führt viele Beispiele von dem Heldenmuthe dieser Ko-taos an. Von den vielen nur eines. Ein Ko-tao hatte einem tyrannischen Kaiser Vorstellungen gemacht, war aber hart zurückgewiesen worden. Er wagte es zum zweiten Male, zu ihm zu gehen, sein Schicksal aber voraussehend, ließ er sich sogleich seinen Sarg mitbringen. Die Ko-taos bilden unter sich ein Tribunal.

Da der Kaiser der Mittelpunkt des ganzen chinesischen Lebens ist, so sind damit alle seine Unterthanen für unmündig erklärt. Es giebt in China keine freie Empfindung, keinen moralischen Standpunkt. Es giebt nur Gehorsam. Sogar das Verhältniß der Familienglieder zu einander ist durch Gesetze bestimmt, sogar das Maaß der Liebe und Achtung, die sie zu einander haben müssen. Der Zustand, in dem der Chinese sich befindet, ist fast Sklaverei; jeder kann sich und seine Kinder verkaufen, jeder kauft sich seine Frauen, von denen nur die erste eine Freie ist. Die anderen können bei vorkommenden Confiscationen, so wie die Kinder und anderen Sachen, mit Beschlag belegt werden. Die Strafen bestehen meist in körperlichen Züchtigungen, in denen der Chinese keine Entehrung findet, weil überhaupt bei ihm das Gefühl der Ehre nicht existirt.

Eben so wenig kennt die chinesische Gesetzgebung einen Unterschied zwischen Zufall und Vorsatz, so daß also über Einen, der die zufällige Ursache an dem

Tode eines Andern ist, eben so gut die Todesstrafe verhängt wird, wie über den vorsätzlichen Mörder. Wenn Jemand eine verwerfliche Schrift druckt, so wird nicht bloß er, sondern auch alle die, welche sie lesen, bestraft. Wenn Jemand sich umbringt, so wird die strengste Untersuchung nach der Veranlassung zum Selbstmord angestellt. Ergiebt sich, daß einer der Feinde des Selbstmörders ihn beleidigt hat, so wird dieser nebst seiner ganzen Familie hingerichtet. Es giebt also in China keine subjektive Freiheit und moralische Gegenwart bei einer Handlung.

Stockprügel sind die Strafe für den Sohn, der es an Ehrerbietung gegen seine Eltern fehlen läßt, Stockprügel für die Frau, für die jüngeren Brüder in dem gleichen Falle. Wenn ein Sohn es wagte, sich zu beschweren, daß ihm von seinem Vater Unrecht geschehen sei, so würde er 100 Bambusschläge erhalten, oder auf ein Jahr verbannt werden, auch wenn das Recht wirklich auf seiner Seite gewesen wäre. Hätte er aber sogar Unrecht, so wäre Erdrosselung sein Loos.

Solche Zustände der absoluten sittlichen Unfreiheit und Selbstlosigkeit konnten natürlich das chinesische Volk nur geistig und sittlich degradiren. Es ist denn auch überall als das betrügerischste und abgefeimteste der ganzen Welt bekannt.

Sogar die Religion des Fo, welche am weitesten verbreitet ist, konnte nichts dazu thun, die Chinesen zu veredeln; denn sie stellt als Gott das Nichts hin und die Verachtung des Individuums als die höchste Vollendung. Ein ungeheurer Aberglaube beherrscht das Volk, sogar die sogenannten Gebildeten und die Wahrsager und Zeichendeuter spielen eine große Rolle.

Die Chinesen sind in ihrer Religion eben so abhängig, wie in allen anderen weltlichen Verhältnissen, während nach unseren Begriffen von Religion selbst

der niedrigste Sklave innerlich frei und sein eigener Herr ist, ist der Chinese auch in der Beziehung zu Gott ein Sklave des Kaisers; denn nur der Kaiser nähert sich dem Himmel, nicht die anderen Individuen. Der Himmel hat nur die Bedeutung der Natur. Dem Kaiser sind sogar die Genien dieser Natur unterworfen, welche jeder einzelne Mensch, jede Stadt, jeder Berg und Fluß und jede Provinz haben muß. Diese Genien, die Geister des Naturreichs müssen seinen Gesetzen folgen; sie werden daher folgerichtig in dem jährlich erscheinenden Reichsadreßbuche, mit Bezeichnung des Gegenstandes, der ihrer Obhut anvertraut ist, so gut wie die Beamten aufgeführt. Geschieht nun ein Unglück, so wird der Genius für abgesetzt erklärt. Nichts desto weniger sind bei den Götzenbildern dieser Genien eine Menge Priester (Bonzen) angestellt und Klöster errichtet. Die Bonzen üben zugleich das Geschäft der Zauberei, der Wahrsagerei und Beschwörung.

Nach alle dem Gesagten könnte es wie ein Scherz aussehen, wenn man bei den Chinesen von einer Philosophie sprechen wollte, und doch hat auch China seine Philosophie. Schon das Buch der Schicksale (Y-king) handelt vom Vergehen und Entstehen, von den abstrakten Ideen der Einheit und Zweiheit, ähnlich der Lehre des Pythagoras, von der wir anderswo sprechen werden. Das Prinzip ist die Vernunft Tao, deren Erkenntniß den Chinesen als höchste Wissenschaft gilt. Aber die philosophische Wissenschaft hängt mit dem übrigen Staatsorganismus nicht zusammen. Der Gründer dieser Philosophie ist Lao-the, der im sechsten Jahrhundert v. Chr. lebte, und welchen der berühmter gewordene Confucius besuchte, um ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Nur eine besondere Sekte widmet sich dem Studium dieser Philosophie,

sie nennt sich Tao-sse, Verehrer der Vernunft, und sondert sich ganz vom bürgerlichen Leben ab.

Nach ihrem Glaubensbekenntniß, das viel Schwärmerisches und Mystisches enthält, besitzt der, der die Vernunft kennt, ein allgemeines Mittel, etwa wie im Mittelalter der Stein der Weisen, das ihm übernatürliche Macht ertheile und ihn befähige, sich zum Himmel zu erheben, ohne jemals dem Tode zu unterliegen. Confucius selbst schrieb viele eigene Werke über Moral als Grundlage des Lebens, doch drehen sich alle seine Regeln, wie das bekannte Thier in Göthe's „Faust", im Kreise herum, und bringen nichts als das Gewöhnliche. —

Alle übrigen Wissenschaften werden nur getrieben, um einen praktisch nützlichen Zweck zu erreichen, und sind deshalb ohne Zeugungsfähigkeit, ohne Leben, ohne Weiterbildungsfähigkeit; so ihre astronomischen, physikalischen und mathematischen Kenntnisse. Die Chinesen kannten früher, als die europäische Welt, den Magnet, das Pulver, die Buchdruckerkunst, aber ihre Kenntniß ist nicht erweitert, die Künste nicht vervollkommnet worden. Alle weiteren Entdeckungen, auch wenn sie Kunde davon erhielten, sind für sie ohne alle Wirkung, Bedeutung und Anwendung geblieben. Die chinesische Schrift ist die Hieroglyphenschrift, welche 80,000 verschiedene Zeichen hat. Der Ton, mit welchem ein Wort ausgesprochen wird, entscheidet über seine Bedeutung; oft hat es zehn bis zwölf verschiedene. Dschü heißt z. B., im hohen Tone gesprochen, Meister und Herr, im tiefen Tone ein Schwein, kurz abgebrochen eine Küche, stark betont eine Säule. Das Wort Po kann Glas, sieden, brechen, spalten, ein altes Weib, Sklave, kluge Person und ein wenig bedeuten.

Fassen wir nun zusammen, was sich von China sagen läßt, so besteht dies darin, daß Alles, wie He-

gel sagt, was zum Geist gehört, freie Sittlichkeit, Moralität, Gemüth, innere Religion, Wissenschaft und eigentliche Kunst mit dem chinesischen Leben nichts zu thun hat. Der Kaiser spricht immer mit Majestät und väterlicher Güte zum Volk, das jedoch nur das schlechteste Selbstgefühl über sich selber hat und nur geboren zu sein glaubt, den Wagen der Macht der kaiserlichen Majestät zu ziehen. Die Last, die es zu Boden drückt, scheint ihm sein nothwendiges Schicksal zu sein, und es ist ihm nicht schrecklich, sich als Sklaven zu verkaufen und das saure Brod der Knechtschaft zu essen. Der Selbstmord als Werk der Rache, die Aussetzung der Kinder als gewöhnliche und tägliche Begebenheit, zeigt von der geringen Achtung, die man vor sich selbst, wie vor den Menschen hat, und wenn kein Unterschied der Geburt vorhanden ist und Jeder zur höchsten Würde gelangen kann, so ist eben diese Gleichheit nicht die durchgekämpfte — zum innern Bewußtsein und zur praktischen Berechtigung gekommene Bedeutung des innern Menschen, sondern das niedrige, noch nicht der Unterscheidung fähige Selbstgefühl des Sklaven.

Die Bevölkerung Indiens. Der Ganges und Indus sind die beiden Hauptströme Indiens. Das Land diesseits des ersteren ist das eigentliche Indien, das in die große Halbinsel Dekan und in Hindostan, das Gangesthal, zerfällt. In Nordost begrenzt es das höchste Gebirge der Erde, die Himalaya; im Westen durchströmt es der Indus, in welchem sich fünf Ströme vereinigen und das Pentjab bilden. An diesem Strome wohnen die Seiks, ein Volk mit demokratischer Verfassung und einer eigenen Religion, die nur einen Gott lehrt. Unter seiner Herrschaft steht Kabul und Kashemir; das Thal, wohin Einige das alttestamentliche Paradies verlegt wissen wollen. Außer den Seiks treffen wir längs

des Indus echt indische Stämme aus der Kriegerkaste. Die Bewohner der weiten Ebenen zwischen dem Indus und Ganges sind wegen ihrer Bildung, ihrer tiefen Wissenschaft und ihrer Reichthümer noch berühmter gewesen, als die Stämme längs des Indus.

Ein gemeinsames Reich, einen Staat, finden wir hier nicht, sondern nur einzelne Stämme; diese haben sich denn auch nie einen gemeinsamen Namen gegeben; erst die Engländer thaten dies und nannten sie Hindu.

In China fanden wir eine vollständig organisirte Despotie, unter welcher Alle gleich, d. h. gleich selbstlose Sklaven waren. In Indien sehen wir den ersten Fortschritt. Aus der Einheit des despotischen Einzelnwillens sondern sich selbstständige Glieder ab; aber auch diese Glieder bringen es zu keiner freien Bewegung, sondern versteinern und erstarren im Kastenwesen, welches das indische Volk zur entwürdigendsten Knechtschaft des Geistes verdammt; denn von Freiheit und innerer Sittlichkeit ist keine Spur in dieser Gliederung zu finden, es kommt nur zum Unterschiede der Massen, je nach der Art ihrer Beschäftigung.

Die erste Kaste ist die der Brahmanen, die zweite die der Krieger und Fürsten Kschatriya, die dritte die der Gewerbe- und Handeltreibenden, der Waisyas, und die vierte die der Dienenden, Sudras. In neueren Zeiten sind die dritte und vierte Kaste noch mannigfach abgezweigt worden, so daß man über dreißig Kasten herauszählen kann. Diese Vermehrung der Kasten kam daher, daß die ursprünglichen sich zwar nur unter einander vermischen und verheirathen sollten, den Brahmanen aber erlaubt war, Frauen aus anderen Kasten zu nehmen, wenn sie nur zuerst eine aus der eigenen Kaste geheirathet hatten.

Die Sprößlinge aus solchen Mischehen gehörten

nach dem strengen Gesetz eigentlich gar keiner Kaste an. Es mußte am Ende Rath geschafft werden, wenn man die Kinder nicht sogleich nach der Geburt von der Welt schaffen wollte. Man beschloß also, dieselben zu gewissen Gewerben zuzulassen, die einen zum Weberhandwerk, die anderen zu Eisenarbeitern u. s. w. Dies Mittel half; es entstanden neue Kasten, und mit ihnen beginnt der Aufschwung der indischen Industrie.

Die niedrigste, verachtetste Kaste war die der Chandalas, die den Parias gleich gestellt werden. Das Mitleid, welches ihr Geschick erregte, hat ihren Namen bei uns früher bekannt gemacht, als den der höheren Kasten. Sie mußten die Todtengräber, die Scharfrichter spielen und Alles thun, was sonst als unrein angesehen wurde. Ausgestoßen von der Gemeinschaft der übrigen, wohnten sie abgesondert. Ihre Nähe schon entheiligte, und wenn ein Paria aus einem Teiche zu trinken wagte, aus dem auch andere Kasten schöpften, so mußte der Teich eine neue Weihe empfangen.

Die Sage läßt die Brahmanenkaste aus dem Munde des Gottes Brahma, die Kriegerkaste aus seinen Armen, die Gewerbtreibenden aus seiner Hüfte und die Dienenden aus seinen Füßen entstehen.

Auch wir kennen Stände in verschiedener Rangordnung. Diese sind mit den Kasten jedoch nicht zu vergleichen. In der christlichen Welt hat Hoch und Niedrig doch Ein Gemeinsames, Eine höhere Sphäre, in der Alle sich sonnen — die Religion und die Jedem durch sie zugesprochene Gleichheit vor Gott und seinem Gesetz. Ein solches, die Unterschiede und die Willkür der Gesetze versöhnendes Element fehlt den indischen Kasten, weshalb denn bei ihnen jede Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Religiosität ausgeschlossen ist.

Dies wird am besten daraus erhellen, daß wir die

Rechte und Pflichten der einzelnen Kasten ins Auge fassen. Sie haben mit Rechten und Pflichten der Menschen im Allgemeinen nichts gemein. Ein solcher Zustand hängt mit den religiösen Vorstellungen der Inder zusammen. Als Höchstes gilt ihnen Brahm, etwas ganz allgemein Göttliches, von dem selbst die Brahmanen keine Erklärung geben können — ein göttliches Nichts. Von diesem sind wohl zu unterscheiden die drei, auch durch Götzenbilder dargestellten Hauptgottheiten Brahma, Wischnu (auch Krischna) und Siwa, eine Dreiheit in unendlich vielen Gestalten, die jede für sich Brahm sind, denen man Opfer bringt und zu denen man betet.

Die religiöse Aufgabe der Menschen ist nun, wie die Brahmanen sagen, daß er sich zu Gott erhebe, aber nicht nach unseren Begriffen, nicht etwa, indem er selbst immer gottbewußter, gottähnlicher wird. Diese Erhebung zu Gott, das Brahm-werden, besteht vielmehr darin, daß der Mensch sich in sich zurückzieht, alle äußeren Sinne verschließt und in sich Om spricht. Das Räthselhafte in dieser von den Brahmanen selbst gegebenen Erklärung wird einigermaßen verstanden werden, wenn wir erfahren, wie es ein Inder praktisch anfängt, Brahm zu werden. Man nennt den, der sich dieser Aufgabe unterzieht, einen Yogi. Die Elementarklasse seiner Brahmstudien absolvirt ein solcher, indem er sich z. B. 12 Jahre fortwährend auf den Beinen hält, ohne jemals zu sitzen oder zu liegen. Anfänglich bindet er sich mit einem Strick an einen Baum, bis er fähig ist, stehend zu schlafen. Die zweite Stufe erreicht er, nachdem er wieder 12 Jahre die Hände über den Kopf gefaltet hält, so daß ihm endlich die Nägel in die Hände hineingewachsen sind. Auf der dritten Stufe muß der Yogi einen Tag zwischen vier Feuern und der Sonne zubringen, dann drei Viertelstunden sich über dem Feuer schwenken

lassen. Gewöhnlich führt diese Prüfung schon seinen Tod herbei. Uebersteht er auch diese, so wird er lebendig, stehend in die Erde gescharrt und dann nach $3\frac{3}{4}$ Stunden ausgegraben. Wenn er dann noch lebt, so ist er Brahm und tritt, auch wenn er nicht darin geboren war, in die Kaste der Brahmanen.

So gilt also den Indern als der Höchste und Heiligste der, welcher es zu einer vollkommensten Regungslosigkeit, zur Vernichtung alles Empfindens und Wollens in sich gebracht, gleichsam sich selber zu Nichts gemacht hat.

Der als Brahmane Geborene hat diese Hoheit e r e r b t, nicht e r w o r b e n, und jeder Inder einer anderen Kaste hat ihn als einen Gott zu verehren, vor ihm niederzufallen und zu sprechen: Du bist Gott!

Man glaube aber nicht, daß dieses Götterland beneidenswerth sei — der Niedrigste und Aermste bei uns würde mit einem Brahmanen nicht tauschen, wenn er die jenen auferlegten Pflichten erfüllen sollte.

Das Geschäft des Brahmanen ist nämlich zunächst das Lesen der h. Schriften, „Vedas" genannt, kein Mensch aus einer anderen Kaste darf sie lesen oder hören, wenn er nicht will, daß ihm glühendes Oel in die Ohren gegossen werde. Ein Brahmane ist also von vornherein zur entsetzlichsten Langenweile verurtheilt. Aber hören wir weiter, was er nach dem indischen Gesetzbuch des Manu zu thun und zu lassen hat. Haare und Nägel müssen geschnitten sein, was jeder Brahmane zu sprechen hat, wenn er von seinem Lager aufsteht, oder wenn er es beschreitet, nach welcher Seite er sich wenden soll, ist ihm genau vorgeschrieben. Kein Brahmane darf in die Sonne, weder wenn sie aufgeht, noch wenn sie niedergeht, noch wenn sie in der Mittagslinie steht, sehen; er darf über keinen Strick treten, an den ein Kalb angebunden ist; wenn es regnet, darf er nicht ausgehen, sein eigenes

Bild im Spiegel des Wassers darf er nicht betrachten. Wenn er bei einer Kuh, bei einem Götzenbilde, bei einem Topf voll Honig und geschmolzener Butter, bei einer Stelle, wo vier Wege sich kreuzen, bei einem Baum und dergleichen vorübergeht, muß er darauf bedacht sein, diese Gegenstände zur rechten Hand zu haben. Der Brahmane darf nicht mit seiner Frau essen, er darf sie auch nicht essen, niesen und gähnen sehen — gewiß war das letztere am schwierigsten in seiner langweiligen Gesellschaft zu verhüten. Ja diese Ver- und Gebote erstrecken sich sogar auf die natürlichen Leibesverrichtungen, wobei kein Brahmane nach der Sonne, nach dem Wasser oder nach Thieren sehen darf. Am Tage muß sein Gesicht nach Norden, bei Nacht nach Süden gekehrt sein. Im Schatten nur kann er sich drehen, wohin er will.

So ist also der Brahmane ein Sklave des Gesetzes, und die ganze Entschädigung für diese Sklaverei ist ein sehr zweideutiger Heiligenschein und seine leibliche Unantastbarkeit, so daß er für kein Verbrechen zu haften braucht. Er kann höchstens vom Fürsten des Landes verwiesen werden. Diese Unantastbarkeit war auch der Grund, weshalb es den Engländern nicht gelingen wollte, die Indier zur Theilnahme an der Bildung eines gemeinsamen Schwurgerichts zu bewegen. Der Brahmane steht so hoch über einem Fürsten (diese sind in der Regel aus der Kaste der Krieger), daß er sich verunreinigen würde, wenn er mit ihm spräche, und er entehrt wäre, wenn seine Tochter einen Fürsten heirathete. Der Brahmane wird als ein zweimal Geborener angesehen, den kein einmal Geborener beleidigen darf, bei Strafe, daß ihm ein glühendes Eisen von 10 Zoll Länge in den Mund gestoßen würde. Ein Sudra wird auf ein glühendes Eisen gespießt, wenn er sich auf den Stuhl eines Brahmanen setzt, und Jedem ist es erlaubt, vor

Gericht falsches Zeugniß abzulegen und zu lügen, wenn dadurch ein Brahmane als Schuldloser aus der Untersuchung hervorgeht.

Die Rechte und Pflichten der anderen Kasten stufen sich nun wiederum nach der Würde ab. Menschenliebe in einer höheren Kaste gegen die niedere zu üben, ist durchaus verboten. Uebertritt ein Brahmane oder einer aus einer anderen Kaste die für ihn geltentenden Gesetze, so ist er von selbst aus seiner Kaste ausgeschlossen, und muß, wenn er wieder aufgenommen werden will, sich einen Haken durch die Hüfte bohren und sich daran mehrmals in der Luft herumschwenken lassen.

Je geringer eine Kaste ist, desto weniger beschränkende Vorschriften hat sie zu beobachten; im Allgemeinen sind deren jedoch eine so bedeutende Anzahl, daß die Europäer mit den Indern nichts anzufangen wissen. Zu was soll zum Beispiel ein zum englischen Kriegsdienst geworbener Kschatriya verwendet werdenn, wenn ein solcher kein Fleisch essen, keine todten Körper berühren, aus keinem Teiche trinken darf, aus welchem Vieh oder ein Europäer getrunken hat, der nichts genießen darf, was von einem Europäer gekocht worden ist? In dem Grade, wie die Vorschriften für die niedrigen Kasten abnehmen, nehmen in umgekehrtem Verhältnisse die Strafen zu. Nur beim Diebstahl wird die höhere Kaste härter bestraft.

Wir können mit gutem Recht behaupten, daß, je niedriger ein Inder geboren ist, er um so weniger als Sklave der Gesetze zu leben braucht und um so freier sich bewegt.

Wir haben vorhin schon von der Idee des höchsten Wesens, von Brahm gesprochen; die übrigen Götter sind alle sinnliche Dinge, Berge, Ströme, die Sonne, der Mond, verschiedene Thiere. Unter dem Begriff des Wischnu verstehen die Inder die Fleischwerdun-

gen Gottes, d. h. wenn einmal Gott zur Erde niedersteigt und als Mensch erscheint. Als solche erkennen sie die großen geschichtlichen, Epoche machenden Heldengestalten. Wie ihre Ansicht von der Gottheit eine doppelte, eine unklare, in Nichts verschwimmende Idee und zugleich eine leibliche, zu Fleisch gewordene ist, so auch ihr Cultus. Den ersteren geistigen Cultus übt der Brahmine in der oben angegebenen Weise. Die andere Art der Gottesverehrung besteht in dem wilden Taumel sinnlicher Ausschweifungen, so daß bei allen Pagoden Buhlerinnen und Tänzerinnen, Bayaderen, angestellt sind. Daß Religion in Beziehung zur Sittlichkeit stehe, davon haben die Inder keinen Begriff, ja keine Ahnung. Ihnen ist die Tugend entweder das Brahmsein, welches H e g e l den Todtenmantel verstorbener Lebendigkeit nennt, oder nur die Befolgung äußerer Gebräuche ohne Bewußtsein ihrer Nothwendigkeit. Von Sittlichkeit kann daher bei dem Inder nicht die Rede sein, und was uns die phantastischen Berichte über die Milde, Zartheit und Feinheit der Empfindung des indischen Volkes erzählen, sind eben nur Dichtungen. Es giebt nur Pflichten der Kasten, nicht Pflichten der Menschen. Wollen wir die Elemente des indischen Charakters bezeichnen, so sind dies: List, Verschlagenheit, Betrügerei, Lügen, Stehlen und Rauben, demüthig niederträchtige Kriecherei dem Sieger gegenüber und rücksichtsloseste Grausamkeit gegen den Besiegten. Der Inder stiftet reiche Hospitäler für Thiere, namentlich für alte Kühe und Affen, aber man würde im ganzen ungeheuren Reiche ein Institut für kranke, altersschwache Menschen vergeblich suchen. Anf Ameisen, erzählen uns Reisende, tritt kein Inder, aber Wanderer lassen sie gleichgültig am Wege verschmachten.

Nach alledem wird der Werth der gerühmten indischen W e i s h e i t und P o e s i e nicht allzuhoch anzu-

schlagen sein; denn beide sind ohne allen Einfluß auf das Volksleben geblieben. Es ist daher hier genügend, die berühmtesten Werke, die von den Europäern angestaunt, übersetzt und als unerreichte Muster gepriesen sind, anzuführen.

Hierher gehören zunächst ihre Grundbücher, die Vedas, auf Palmblätter mit einer Nadel eingekratzt; sie enthalten religiöse Gebete und Verhaltungsregeln für die Menschen. Außer diesen sind am bekanntesten die beiden großen epischen Gedichte Ramayana und Mahabarata und die Paranas, die Geschichte eines Gottes. Ein anderes Grundbuch ist das Gesetzbuch oder Sittenbuch des Manu, das nach den Traditionen bis 2300 Jahr v. Chr. hinaufreicht. Von seinem Inhalt haben wir bei Schilderung des Brahmanenthums Beispiele gegeben. Zwei dramatische Dichtungen, die Sakuntala und Kalidasa, sind ebenfalls in Europa zu außerordentlicher Berühmtheit gelangt. Den Inhalt derselben anzuführen, liegt nicht in unserm Zweck, zumal diese indischen Dichtungen nur mythologische Ueberlieferungen in phantastischer Weise behandeln, mit dem indischen wirklichen Leben aber nichts zu thun haben.

Auch die Geschichtsschreibung der Inder ist ganz vernachlässigt. Sie bringen, statt Erzählung wirklicher Thatsachen, in's Ungeheuerliche sich verlierende Fabeln und leere Erfindungen. Sie berichten ganz ernsthaft über Könige, daß sie 7000 Jahre, und von Brahma, daß er 20,000,000 Jahre gelebt habe. Die alttestamentlichen Erzählungen bringen es bei Methusalem doch höchstens nur zu 900 Jahren. Was wir von der indischen Geschichte wissen, verdanken wir griechischen Historikern aus der Zeit Alexanders des Großen und den Mahomedanern, welche im 10ten Jahrhundert schon Einfälle machten und dann sich wirklich der Herrschaft bemächtigten, indem der Sohn

eines türkischen Sklaven, Mahmud, fast das ganze Land eroberte. An seinem Hofe lebte der Dichter Ferdusi, dessen Dichtungen jedoch nicht etwa indisches Leben wiederspiegeln, sondern persisches. Die Dynastie Mahmuds ward aber bald von den Afghanen verdrängt und später durch die Mongolen völlig ausgerottet.

In neuerer Zeit haben sich die Engländer zum Herrn Indiens gemacht; allein auch diese haben den Wirrwarr indischer Geschichten nicht enträthseln können. Ihr Zeitalter rechnen die Inder von Wikramaditya, einem Könige, an dessen Hofe der Dichter der Sakuntala lebte; aber man kann nicht bestimmt angeben, in welchem Jahre er regierte. Man schwankt zwischen den Jahren 1491 und 56 v. Chr. Endlich einigte man sich über das 12te Jahrhundert. Um die Ungewißheit auf den höchsten Punkt zu steigern, hat man schließlich noch entdeckt, daß es 5 bis 9 Könige dieses Namens gegeben hat.

So bietet uns das vielgepriesene Land, das Land der Sehnsucht, doch nur das Bild eines Volkes, dessen geistiges und sittliches Leben durchaus noch auf der Stufe der Unfreiheit sich befindet, und das auf die weltgeschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts nur einen sehr mittelbaren, fast gar nicht in Anschlag zu bringenden Einfluß geübt hat. Nur von seiner Sprache, dem Sanskrit, ließe sich dieses behaupten, welche von den Gelehrten als Grundlage aller weiteren Entwickelung der europäischen Sprachen, namentlich der griechischen, lateinischen und endlich auch der germanischen angesehen wird. Man erklärt dies daher, daß in dem östlichen Asien überhaupt die Bevölkerung der Erde begonnen und sich von da nach Westen hin ausgebreitet habe. Diese Ausbreitung der Bevölkerung gehört jedoch der vorgeschichtlichen Epoche an.

Die Völker Vorderasiens, die nicht, wie die Chinesen und Inder, zur mongolischen Race, sondern zur kaukasischen, d. h. europäischen Race gehören, bilden das Verbindungsglied zwischen der asiatischen und europäischen Welt.

Das erste wirklich welthistorische Volk sind die Perser. „Hier, sagt Hegel, geht zuerst das Licht auf, welches scheint und Anderes beleuchtet, denn erst Zoroaster's Licht gehört der Welt des Bewußtseins an, die Sonne, die gleich über Gerechte und Ungerechte leuchtet und im Gegensatz zur Finsterniß steht, so daß hier erst das Prinzip des Lebens und der Thätigkeit aufgeht."

Das Licht, der Gott Ormuzd, ist zugleich das Reine, das Gute, sein Gegensatz Ahriman, das Unreine; außer diesen beiden giebt es noch ein Höheres, aus welchem beide hervorgegangen sind, die unbegrenzte Zeit, Zeruano Akerene genannt.

Im persischen Reiche sind die Gebirgsvölker das Ueberwiegende, sie leben in den Gebirgen, die sich gegen Westen nach dem Tigris und Euphrat hinziehen, und östlich vom Indus im Solimanischen Gebirge, nördlich im Hindu-kusch, einer Fortsetzung des Himalaya bis an's kaspische Meer. Nördlich davon, am Oxus, liegt Baktrien, südwestlich breiten sich die Thalebenen des Euphrat und Tigris und südlich die Wüsten Arabiens aus.

Die Grundbücher, auf denen die Religion der alten Parsen, welche Feueranbeter waren, beruhen, sind die Zendbücher, geschrieben in der Zendsprache von Zerduscht oder Zoroaster. Seine Religion war in Medien, Persien und Baktrien verbreitet. Wir sehen aus der Zendavesta, daß die Perser 4 Stände: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbetreibende hatten, denen aber die Vermischung unter einander nicht verboten war.

Dem Ormuzd opfern die Perser Blumen und Wohlgerüche. Die höchste Pflicht des Menschen ist gut sein, und wenn er gefehlt hat, sich zu reinigen durch die Heiligung des Gedankens, des Wortes und der That.

Unter dem Ormuzd, als seine Diener, stehen 7 Amschaspands, die Sonne, der Mond und noch 5 andere, unter denen die Perser höchst wahrscheinlich die Planeten verstanden haben, von denen sie mehrere noch nicht kannten. Unter ihnen wird die Mitra, als Mittlerin zwischen Ormuzd und den Menschen besonders hervorgehoben.

Den Sohn Ormuzd's nennen sie Dschemschid, unter dessen Nachkommen auch der große König Cyrus aufgezählt wird.

Religiöse Pflichten der Perser sind: Alles Lebendige zu erhalten, Bäume zu pflanzen, Quellen zu graben, Wüsten fruchtbar zu machen, damit Ormudz's Reich sich immer weiter ausbreite. Die Perser kennen auch ein Paradies, ähnlich dem des Muhamedanismus, und schmücken es nach ihrer Weise mit einer zauberhaft schönen Vegetation mit christallhellen Gewässern und heiligen Thieren aus.

So viel des Allgemeinen. Zu dem Zendvolk, der allgemeinen Bezeichnung für die hierher gehörenden Stämme, sind zu rechnen: die Assyrier, Babylonier, Meder und eigentlichen Perser.

Die Sagengeschichte der Assyrier reicht bis in die ältesten Zeiten; wir finden sie auch bekanntlich in den alttestamentlichen Erzählungen häufig erwähnt, und den Charakter, die Lebensweise, ihre religiösen Gebräuche darin nicht eben mit glänzenden Farben geschildert, was wir ganz natürlich finden, denn die Juden sahen, als Unterjochte, Alles, was ihnen in Babylon begegnete, mit den Augen des Hasses an.

Ganz anders schildert Herodot die Sitten des Assyrischen Reiches, als milde und friedliche.

Die Meder waren ein Bergvolk, dessen Wohnsitze um das kaspische Meer herum lagen und sich bis Armenien und das heutige südliche Grusien erstreckten. Ihre Haupteigenschaften waren Wildheit, Rohheit und kriegerischer Muth. Sie waren den Assyrern unterworfen, bis ein über sie als Statthalter eingesetzter Satrap Arabaces die Herrschaft des wollüstigen assyrischen Königs Sardanapal stürzte (im Jahre 820 v. Ch.) und das ganze Reich in ein assyrisches und babylonisches zerfiel, zu letzterem gehörte auch das aus dem Norden stammende Volk der Chaldäer. Um eben diese Zeit kam Babylon mit dem jüdischen Reich in Berührung, unterwarf es und führte das Volk in die Gefangenschaft. Die Schicksale desselben sind aus der Bibel bekannt.

Das Perservolk endlich vereint ganz Vorderasien in sich und tritt zuerst mit den Griechen in Berührung. Es war am engsten mit den Medern verbunden, und an der Spitze beider finden wir Cyrus, den Besieger des Königs Krösus von Lydien, das sich östlich bis an den Fluß Halys erstreckte. Cyrus unterwarf mit Lydien zugleich die Küstenländer Kleinasiens, die schönen griechischen Kolonien, dann Babylon nebst Syrien und Palästina, und entließ die Juden aus der Gefangenschaft, damit sie in ihr Vaterland zurückkehren und ihren Tempel wieder aufbauen konnten. So wurde er Stifter des großen persischen Reiches; aber er ließ, im Gegensatz zu andern Eroberern, jeder unterworfenen Nation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Bewaffnung, ja einigen auch ihre Fürsten. Die persische Regierung ließ, wie das Licht die irdischen Gestalten, über denen es scheint, die ihm unterworfenen Völker frei gewähren, und

that somit der Grausamkeit, mit welcher sie sonst einander bekriegten, Einhalt.

Bezeichnend für den persischen Charakter möchte noch Folgendes sein: Der Thronerbe wurde sorgfältig, namentlich zum Sprechen der Wahrheit, erzogen und in der Lehre Zoroaster's unterrichtet, natürlich erhielt er auch Unterricht in den männlichrn und kriegerischen Tugenden. Die Großen bildeten eine Art Reichstag, unter dem die Magier standen. Die Statthalter der eroberten Provinzen hießen Satrapen, neben denen jedoch nicht selten die angestammten Fürsten geduldet wurden. Abgaben wurden erst unter Darius Histaspis eingeführt. Die persische Herrschaft war also in keiner Weise drückend, selbst in religiöser Beziehung übte sie Toleranz gegen die besiegten Völker.

Zum persischen Reiche gehörte nun auch Syrien und das Küstenland Phönizien mit den reichen Handelsstädten Tyrus, Sidon, Biblus und Berytus, welche bis weit nach Westen im Mittelmeere ihre Schiffe sandten, ja sogar zuerst den atlantischen Ocean entdeckten. Auf Cypern und Candia siedelten sie sich an und gründeten in Nordafrika die Kolonien Karthago und Utika. Sie eröffneten sogar mit Britanien und der Ostseeküste einen lebhaften Handel; von ersterem holten sie das Zinn, von letzterer den Bernstein. Auf diese Weise raffte sich das Volk von der Unthätigkeit nach außen hin auf, indem es, auf seinen eigenen Muth, auf seine eigene Kühnheit bauend, das Vaterland verließ und an fernen fremden Küsten mit einer sonst ihnen verschlossenen Welt Verbindungen anknüpfte. Der Seefahrer emancipirt sich von der ihn fesselnden Natur, er unterwirft sich dieselbe und lernt Herr über die Elemente werden. Während in Babylon Ueppigkeit und Wohlleben sogar in den religiösen Gebräuchen und Festen herrschen, wovon die

Bücher des alten Testaments ausführliche abschreckende Schilderungen liefern, verehrten die Phönizier den Herkules, der sich durch Tapferkeit und Kühnheit bis zum Olymp emporgeschwungen, und statt in Unthätigkeit in Mühseligkeit und Arbeit sein Leben vollbracht hatte. Die Phönizier kannten auch den Dienst des Adonis. Es war dies ein Trauerdienst, die Feier seines Todes, wie bei den Aegyptern die Klage über den Tod des Osiris, also ein Kultus des Schmerzes, zugleich aber eine Freudenfeier über seine Auferstehung.

Ueber Judäa und den Charakter des jüdischen Volkes können wir rascher hinweggehen, da er aus den Schilderungen des alten Testaments zur Genüge bekannt ist.

Wie das Licht bei den Persern, so erscheint bei den Israeliten Jehovah als das reine Eine, der Schöpfer aller Dinge, der allmächtig und allein wirkende, der nur das eine Volk erkennt und von ihm allein erkannt wird, weshalb gegen ihn alle anderen Götter falsch sind. Gott erscheint als Gegensatz der Welt, der Natur; sie ist nur sein Schmuck und ihm dienstbar. Das Sinnliche und Unsittliche ist nun auch das Ungöttliche. Der Mensch selbst kommt demgemäß auch noch zu keiner Selbstständigkeit, zu keiner individuellen Freiheit; er ist vielmehr Gott gegenüber ganz werthlos, und nur der Begriff der Familie, an welchen der Jehovahdienst geknüpft ist, hat eine gewisse Selbstständigkeit; aus der Familie der Erzväter war das Volk Israel erwachsen, auf die Familie zurück geht die ganze Gesetzgebung des Moses; ein eigentlicher Staat war nicht vorhanden, obschon endlich von den Priestern Könige gewählt wurden. Das Reich zerfiel bald wieder in sich selbst, da es sich von der übrigen Welt starr und feindlich absonderte.

Wir haben nun die asiatischen Völker, die eine

Rolle in der alten Geschichte spielten, betrachtet. Wir müssen aber, um das Bild vollständig zu machen, noch einmal auf ein Culturvolk des Alterthums zurückkommen, das für die Völkergeschichte ebenfalls außerordentlich wichtig geworden ist: auf die Aegypter. — Auch Aegypten ist ein Land der Wunder, seine riesenhaften Baudenkmäler erfüllen noch heute den Beschauer mit Erstaunen, noch heute fragt man sich, wie war es vor Tausenden von Jahren möglich, dergleichen Schöpfungen hervorzubringen, welcher Geist muß in dem ägyptischen Volke gelebt haben?

Es tritt uns unter diesen Bauwerken namentlich ein vorzugsweise charakteristisches entgegen, die Sphynx, eine Thiergestalt mit einem menschlichen Kopf. Man kann, sagt Hegel, die Sphynx, an und für sich ein Räthsel, als Symbol für den ägyptischen Geist ansehen. Sie stellt den Geist vor, wie er anfängt, sich aus den Banden der Natur loszuringen und zum ersten Male mit erwachendem Bewußtsein seiner selbst freier um sich zu blicken. Wir sind also hier wieder um einen Schritt weiter von der dumpfen Versunkenheit des Inders bis zu dem ersten Erwachen des Menschengeistes, bis zu der Sehnsucht in die Freiheit eines höheren göttlichen und menschlichen Lebens vorwärts geschritten.

Schon in der Schriftsprache der Aegypter, den Hieroglyphen, hat sich diese Richtung des Geistes ausgesprochen. Die Hieroglyphen geben nicht eine klare, directe Benennung eines Wortes, eines Begriffs, sie sind vielmehr nur die symbolischen Bezeichnungen derselben und deshalb ebenfalls nichts als Räthsel.

Die Aegypter sind noch nicht dazu gekommen, den Begriff „Mensch" zu verstehen. Sie ahnten es nur und drückten diese Ahnung in der Form eines Räthsels aus, dessen Lösuug, wie die Sage erzählt, erst dem griechischen Geiste möglich ward, da Oedipus,

als die Sphynx ihn fragte, was ist das, Morgens geht es auf vier Beinen, Mittags auf zweien und Abends auf dreien? antwortete: der Mensch!

Wie die indische Geschichte in ihrem ganzen Verlauf, so ist die ägyptische, wenigstens der frühesten Zeit, dunkel und verworren. Der Grieche Herodot giebt uns die ersten Nachrichten. Es hätten zuerst 341 Menschenalter, also 11,340 Jahre vor der Regierung des Königs Sethos, Götter über das Land geherrscht. Der erste menschliche Herrscher sei Menes gewesen, der die Stadt Memphis erbaut habe. Das nördliche Aegypten wäre damals noch vom Wasser bedeckt gewesen und sei erst nach und nach durch Anschwemmungen des Nils aus der Tiefe emporgestiegen. Aus der nächsten Reihe von Königen ist der bekannte Sesostris, von den Gelehrten für einen und denselben mit Rhamses dem Großen gehalten. Er war nicht bloß Eroberer, sondern auch Gründer der ägyptischen Cultur; er war es auch, der ungeheure Kanäle anlegte, durch welche das Nilwasser bei den jährlichen Ueberschwemmungen überall hingeleitet wurde, ohne daß es Zerstörungen anrichten konnte. Wurde einmal die Sorge für diese Kanäle verabsäumt, so gerieth das Reich sogleich in Verfall. Cheops und Chefren, die Erbauer der ungeheuren Pyramiden, haben ihre Namen ebenfalls verewigt. Wir nennen nur noch Sethos, unter welchem der assyrische König Sanherib in's Land fiel, von dessen Heere die Bibel erzählt, daß Engel es auf's Haupt geschlagen hätten. Nach Sethos wurden 12 Könige gewählt, unter ihnen Psammetich, der aber (650 v. Chr.) 11 derselben vertrieb. Sein Nachfolger Nekos begann einen Kanal zwischen dem Nil und dem rothen Meere. Psammis und Apries folgten ihm; letzterer wurde durch eine Revolution gestürzt, und Amasis, ein Mann von geringer Her-

kunft, bestieg den Thron, nach dessen Tode der Perserkönig Cambyses Aegypten der persischen Herrschaft unterwarf.

So viel über die Geschichte. Weit mehr interessirt uns hier der Charakter und die Lebensweise des ägyptischen Volkes. Die Aegypter waren wie die Inder in Kasten getheilt, nach Herodot in 7. Diese waren die Kaste der Priester, der Krieger, der Rinderhirten, der Schweinehirten, der Kaufleute und Gewerbetreibenden, der Dollmetscher und der Schiffsleute.

Die Beschäftigungen der Kasten blieben jedoch nicht so fest gesondert, wie in Indien. Wir finden z. B. die Israeliten, die eigentlich Hirten waren, als Gewerbetreibende, und es kam vor, daß ein König ein Heer aus lauter Kaufleuten bildete, da die Kriegerkaste ihre Dienste verweigerte. Das Kastenwesen ist also nicht erstarrt, indem die einzelnen Stände oft in Kampf mit einander kamen und in Auflösung geriethen.

Das Land wurde sorgfältig vertheilt. Die Priester, Könige und Krieger waren im Besitz desselben. Den Priestern fiel hauptsächlich Ackerland zu, das sie auf Zins austhaten und bebauen ließen. Ackerbau und Viehzucht waren überhaupt die Hauptbeschäftigung der Bewohner, woraus hervorgeht, daß sie im Ganzen friedlicher Natur waren. Die Männer besorgten vorzugsweise die häuslichen Geschäfte, namentlich trieben sie die Weberei, während den Weibern die Sorge für das Auswärtige anvertraut war. In einem Theile des Landes herrschte Vielweiberei, im andern begnügte man sich mit einer Frau. Diese mußte 1 Kleid haben, die Männer deren 2. Waschungen und Bäder gehörten zur Tagesordnung.

Das Gerichtswesen war einfach und verständig.

Aus den Gemeinden wurden die Richter ernannt, die sich ihren Präsidenten selber wählten. Sie sprachen ihr Urtheil nicht mit Worten, sondern durch hieroglyphische Zeichen. Einige Eigenthümlichkeiten sind hierbei zu erwähnen. Der Diebstahl war verboten, aber das Gesetz befahl, daß der Dieb sich selbst angeben solle; dann wurde er nicht bestraft, er behielt sogar ein Viertheil des Gestohlenen als Belohnung für seine dabei angewandte List. Jeder Aegypter mußte sich zu gewissen Zeiten bei seinem Ortsvorsteher melden, und angeben, wovon er lebe. Konnte er dieses nicht, so wurde er mit dem Tode bestraft.

Eine gewisse Verständigkeit ist den Aegyptern überall nicht abzusprechen, diese kommt in allen ihren Einrichtungen und nicht weniger in der Ausbildung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse und deren Anwendung auf's Leben zu Tage. So hatten sie z. B. schon zu Herodot's Zeiten eine verständige Eintheilung des Jahres in 12 Monaten, jeden zu 30 Tagen gerechnet, zu welchen sie am Ende des Jahres 5 Tage einschalteten.

Die mächtigen Baudenkmäler lassen uns den Schluß machen, daß die Aegypter auch in der Mechanik weit vorgeschrittrn waren. Sie überbieten an Festigkeit und Größe die aller übrigen alten Völker. Aber eigentliche Kunst finden wir bei ihnen nicht, dazu fehlte ihnen das Bewußtsein des geistigen Inhalts und das Bewußtsein von der Nothwendigkeit, daß die Form dem geistigen Inhalt entsprechen müsse. Der Geist ringt überall noch mit der Natur, er erscheint als ein ungeheurer Werkmeister, der mit dem unmittelbar Sinnlichen freilich sich nicht genügen läßt und es daher bearbeitet, der aber nichts hervorbringt, als ein Räthsel, über dessen Deutung er mit sich selbst noch nicht im Klaren ist. Wir finden also in allen Bau-

werken den Zwiespalt zwischen dem Hervorgebrachten und seiner eigentlichen Bedeutung.

Von unserem Standpunkte dürfen wir die ägyptischen Bau- und Bildwerke nicht erklären, wir legen ihnen dann zu viel, nämlich unsern eigenen Gedanken zu Grunde. Der Aegypter meint mit dem Gegenstande noch etwas Anderes, als das, was durch ihn dargestellt ist, aber doch nichts weiter, als daß das Bild ihm Gegenstand und Symbol zugleich ist.

Wie ihre Kunstwerke sind, so ist auch die Religion der Aegypter. Von den Gelehrten erklären die Einen dieselbe für reinen Materialismus, die Andern für Idealismus, d. h. die Ersteren behaupteten, ihre Religion habe es nur mit Anbetung sinnlicher Gegenstände zu thun, Letztere suchten in diesen sinnlichen Gegenständen nur die Symbole des rein Geistigen. Beide haben Unrecht. Die Aegypter beten den Nil und die Sonne an, es sind ihnen die sinnlich vorgestellten Gottheiten. Am kürzesten Wintertage hat die Kraft der Sonne am meisten abgenommen und muß auf's Neue geboren werden. Diese Wiedergeburt heißt bei ihnen Osiris, der aber vom eigenen Bruder und Feinde, dem Typhon, d. h. dem Gluthwind der Wüste, getödtet wird. Die Erde stellen sie unter dem Bilde der Isis dar. Ihr wird durch des Osiris Tod die Kraft der Sonne und des Nils entzogen, sie sehnt sich nach ihm, sie sammelt seine zerstückelten Gebeine und klagt um ihn. Mit ihr beweint ganz Aegypten seinen Tod durch einen Gesang, Maneros genannt, aus welchem wir erfahren, daß der Ausdruck des Schmerzes selbst für etwas Göttliches gehalten wird. Osiris erscheint darin als Todtenrichter, als Herr des Reiches der Unsichtbaren. Dies sind die religiösen Grundvorstellungen, in denen Osiris, die Sonne und der Nil, also eine Dreiheit, zur Einheit vereint erscheinen. Zugleich ist ihnen

Osiris aber auch der Erfinder der Mittel, durch welche man das Natürliche und Nützliche gebrauchen kann, der Erfinder des Pflugs und der Harfe, der Gesetzgeber, der Ordner der bürgerlichen Verhältnisse und des Gottesdienstes, das Bild der Saat, die in die Erde gelegt wird, das Bild des ganzen Verlaufs des menschlichen Lebens. Aber gerade dieselben Vorstellungen, dieselbe Kraft, dieselben Verdienste knüpfen sich auch an die beiden andern Gottheiten, den Nil und die Sonne; so daß also auch die Götter nicht bloß Bedeutung, sondern auch Symbol sind. Ebenso findet sich in den Bauwerken überall das Symbolische. Die Anzahl der Treppen hat meist Beziehung auf die Monate und Tage im Jahre, die Maaße und Zahlen bedeuten die Fußhöhe, um welche der Nilstrom in fruchtbaren Jahren steigen muß u. s. w.

Die Aegypter haben außerdem noch besondere Götter, z. B. den des Feuers, Knef; den guten Dämon, Ammon, in dessen Wesen die Bestimmung der Tag- und Nachtgleiche liegt und der die Orakel giebt; den Anubis oder Thoth, als Erfinder der Schrift und Freund des Osiris; den Gott der Wissenschaften, als dessen Symbol der Hundsstern (auch Hundskopf) dient. Ueberall also Vermengung des Geistigen und Natürlichen.

Was nun den ägyptischen Cultus betrifft, so ist er theils Thierdienst, theils Todtendienst. Die Aegypter haben in der Thierwelt das Innere, Unbegreifliche angeschaut, denn das Thier als ein lebendiges organisches Geschöpf ist ihnen höher als die Sonne und die Gestirne. Die Thiere erscheinen ebenfalls als Symbole, z. B. der Geier als Symbol der Weissagung des Jahres. Ebenso der Ibis, das Krokodil u. s. w. Man errichtete ihnen große Stiftungen und sie wurden gleich den Menschen nach dem Tode einbalsamirt, man erbaute ihnen prachtvolle

Denkmäler, so z. B. dem Apis (Stier). Die heiligen Thiere waren unantastbar, sie durften nie, selbst nicht bei einer Hungersnoth, getödtet werden.

Die Aegypter waren die ersten, welche an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, d. h. sie hielten die Seele für etwas von der Natur Verschiedenes, für einen für sich selbstständigen Geist, welcher seine jenseitige Heimath im Todtenreich hatte; aber die Seele konnte auch in Thierleibern Wohnung machen und in solchen tausend Jahre wandern; nur die Seelen, welche dem Osiris treu geblieben waren, waeen auch dieser Erniedrigung nicht unterworfen.

Um nun, der Fortdauer der Seele entsprechend, auch ihrem früheren Wohnsitz, dem Körper, eine Ehre anzuthun, balsamirten die Aegypter den Leichnam ein. Die Gestorbenen wurden in Gräbern aufbewahrt, die nicht in der den Ueberschwemmnngen ausgesetzten Ebene liegen durften, sondern auf den Hügeln längs des Nilufers. Wo solche Hügel sich nicht befanden, wie im sogenannten Delta, da wurden, wie z. B. bei Sais, für das große Todtenfeld ungeheure Bauten aufgeführt, die zu den bewunderns würdigsten Denkmälern der alten Welt gehören, obschon sie jüngeren Ursprungs sind, als die bekannten Pyramiden, die ebenfalls nichts Anderes als Königsgrabdenkmäler waren, ungeheure organische Cristallisationen zur Umschließung des Todten.

Es war bei den Aegyptern das Geschäft des Lebens, sich ihr Grab zu bauen. Dort hinein wurde ihnen das mitgegeben, was sie zu ihrem menschlichen Beschäftigungen gebraucht hatten, z. B. Handwerkszeuge u. dgl., auch Kaufbriefe über erworbene Grundstücke.

So lernten wir nach mehr als 3000 Jahren aus den Gräbern der Verstorbenen das ägyptische Leben

auf's Genaueste kennen; es feierte auf diese Weise seine geistige Auferstehung.

Wir haben bei der Betrachtung Aegyptens gefunden, daß dem ägyptischen Geiste der Begriff Mensch noch ein Räthsel war, und daß erst, nach der Erzählung des Mythos, Oedipus dieses Räthsel löste. An dem Allerheiligsten des Tempels der Göttin Neïth zu Sais stand die berühmte Inschrift: Ich bin, was da ist, was war und sein wird, Niemand hat meine Hülle gelüftet. Auch dieser Ausspruch ist ein Räthsel. Der Sohn der Göttin Neïth, d. h. des allgebärenden Schoßes, ist der Geist, das ewig Klare, der Helios, die Sonne, der griechische Gott Apollo. Durch seine Geburt wurde die Wahrheit erschlossen, und seine Forderung an die Menschheit war: Erkenne dich selbst.

Sobald wir von der orientalischen Welt unsern Fuß auf europäischen Boden setzen, finden wir uns wie von heimathlicher Luft angeweht. In Griechenland suchen und finden wir die Wiedergeburt des Menschengeistes, das Jünglingsalter der Geschichte. Das griechische Leben, sagt Hegel sehr treffend, ist eine wahre Jünglingsthat, es ist von einem Jüngling, Achilles, eröffnet und von einem Jüngling, Alexander, geschlossen. Für die Jugend schwärmen, sie vor Allem preisen, in der Erinnerung an sie schwelgen, aus ihr Trost und Muth schöpfen und sie als eine Verlorene zu beweinen, dazu treibt uns der Drang unseres Herzens, so lange es noch frisch und fröhlich und unbefangen in's Leben hinaus schlägt.

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick.
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Die Klage ist gerecht, aber wenn wir unsern Blick weiter und höher heben, so finden wir leicht und sicher

einen noch gewisseren Trost, wie wir in dem thatenreichen, selbstbewußten Leben des Mannes den Trost für die schnell verrauschte Jugend finden.

Haben wir nun die Völker der alten Welt charakterisirt, welche im Süden und Westen Asiens bis an die Küste des Mittelländischen Meeres sich erstrecken, und die im Norden Afrika's ebenfalls Theil nehmen an der Culturentwickelung der vorchristlichen Zeitrechnung, so werden wir, ehe uns das rein Ethnographische beschäftigen kann, auch dem hellenischen Volke und den Römern einen Blick gönnen müssen, wenigstens bis zu der Periode, in welcher ein neues Leben der Völker Asiens und Europa's, eine neue Organisation und Gliederung der Völkerelemente vorbereitete.

Wir beginnen mit Griechenland.

Wenn wir Griechenland mit den großen Staaten der asiatischen Welt vergleichen, so finden wir auf den ersten Blick einen charakteristischen, geographischen Unterschied. In Asien große Stromgebiete, bewohnt von mächtigen Völkerschaften, welche jede für sich ein gleichförmiges, einheitliches Gepräge haben, das im Laufe oer Jahrhunderte kaum eine merkliche Aenderung erfuhr, und von dem wir sahen, daß es nicht entwickelungsfähig sei — hier in Griechenland, eine Menge von Inseln, Halbinseln, weit hineinreichende Buchten, die das Land zerklüften, Bergrücken, schmale Thäler, Flüsse von kurzem Lauf und Abdachungen nach allen Himmelsstrichen; überall Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit, starre Gegensätze in dem Charakter, in der Sitte, Lebensweise, in Gesetzgebung und Verfassung der einzelnen griechischen Volksstämme. Aber gerade diese Verschiedenheiten, diese fremdartigen Elemente des griechischen Lebens sind die Ursache, daß es sich in fortschreitender Regsamkeit entfalten konnte und von jener patriarchalischen Einförmigkeit der orientalischen Welt erlöst wurde.

Die verschiedenartigsten Nationen sind auf diesem kleinen Stückchen Erde zusammengekommen; theils waren es wohl Ureinwohner der Landes, noch mehr aber wanderten aus fremden Gegenden, aus Kleinasien, aus Aegypten &c. ein; aber weder jene, noch diese banden sich anfänglich an feste Wohnsitze, sondern zogen noch lange unruhig hin und her. Der Ackerbau ward daher erst später die Hauptbeschäftigung, nachdem die im Gährungsprozeß lange durcheinander getriebenen Volksstämme endlich Ruhe gefunden hatten und nicht mehr im Zustande des Wanderns und der gegenseitigen Beraubung sich befanden.

Zur Ruhe und zu einem geordneten Zusammenleben kam zuerst die Insel Kreta, als deren Gesetzgeber die Sagen Minos nennen. Später gelangten die übrigen Stämme auch zu diesem Ziele. Die griechische Mythologie hat die Erfinder der friedlichen Beschäftigung dankbar dem Gedächtniß der Nachwelt aufbewahrt. Triptolemus, den Schüler der Göttin Ceres, preist sie als Erfinder des Ackerbaues und als den Stifter der Ehe, Prometheus als den Ersten, welcher die Menschen lehrte, Feuer zu erzeugen und von demselben Gebrauch zu machen; das Eisen wurde aus Scythien eingeführt, der Oelbaum kam aus Kleinasien herüber, ebendaher die Kunst des Spinnens und Webens.

Die Städte wurden der Sage nach ebenfalls meist von Fremden erbaut; Athen vom Aegypter Kekrops, Theben vom Kadmus, der die Buchstabenschrift von Phönizien nach Griechenland brachte u. s. w.

So wurde schon im 14ten und 15ten Jahrhundert v. Chr., also etwa um die Zeit, wo Moses lebte, Hellas von fremdher kolonisirt. Die neuen Ankömmlinge errichteten Burgen, stifteten Königshäuser, umgaben die Städte mit Mauern und wurden so die Bilder, Lehrer und Herrscher des Landes, dessen Ur-

einwohnern sie in Kultur weit voraus waren. Persönliche Tapferkeit, Reichthum und Ansehen machte die Fremdlinge bald zu den Mittelpunkten, um welche die einzelnen Stämme sich schaarten, indem sie aus Zutrauen oder Furcht dieselben als ihre Häupter, ihre Fürsten anerkannten. In den homerischen Gesängen, welche wir als die Grundbücher der griechischen Geschichte ansehen können, finden wir eine ganze Menge solcher kleinen Könige oder Fürsten, die im Ganzen noch ein sehr patriarchalisches, einfaches Leben führten, sich selber das Essen bereiteten, ihre Wohnungen zimmerten u. s. w. In diesen Gesängen wird zuerst von einem gemeinsamen Unternehmen mehrerer Fürsten und Stämme erzählt. Sie hatten sich verbunden, die an der asiatischen Küste gelegene Stadt Troja zu zerstören, um dadurch Rache zu nehmen für die Verletzung des Gastrechts, deren sich ein Fürstensohn durch den Raub der Frau des Gastfreundes schuldig gemacht hatte.

Allein diese Vereinigung verschiedener Stämme zu einer gemeinsamen That steht vereinzelt da, und hatte weder weitere Folgen, noch fand sie Nachahmung. Sie wurde auch nicht etwa die Ursache zur Bildung eines einigen hellenischen Reiches, so daß Griechenland dasselbe Schicksal hatte wie Deutschland, es konnte nur zu einer idealen, nicht zu einer praktischen Einheit gelangen.

Nach dem trojanischen Kriege geriethen die Königshäuser nach und nach durch innere Zwistigkeiten und durch ihre Absonderung von den Völkern, denen sie immer als etwas Fremdes galten, in Verfall. Sie rieben sich einander gegenseitig auf oder vegetirten fort, ohne daß sie von den Stämmen weiter beachtet worden wären.

In dieser geschichtlich noch sehr dunkeln Periode gediehen die Städte jede für sich, namentlich durch

den Handel, zu Reichthum und Selbstständigkeit. Von einer gesetzlichen Ordnung und Regierungsweise war aber erst später die Rede. Ehe sie auf diese Stufe gelangten, hatten die meisten noch eine Durchgangsperiode durchzumachen. Die Reichsten und Mächtigsten warfen sich zu Alleinherrschern, Tyrannen genannt, auf, bis endlich auch diese wieder vertrieben wurden und weise Männer es übernahmen, ihren Stammgenossen feste Gesetze zu geben, so z. B. Bias, Solon, Lykurg.

Nun erst gewinnt das griechische Leben Halt und und Bedeutung, nun erst findet der griechische Geist Gestalt und Ausdruck nach allen Richtungen hin, in der Religion, in der Kunst und im Staatsleben.

Nach diesen drei Seiten wollen wir unsere Betrachtungen richten. Die Geschichte selbst liegt außer unserem Bereiche.

Die Religion der Griechen hat erst allmälig jene Ausbildung erhalten, in welcher sie uns die Mythologie vorführt. Anfänglich lauschten auch sie, wie die Urvölker aller Zonen, auf die wunderbaren Erscheinungen der sie umgebenden Natur, sie ahnen und fragen dann nach ihrer Bedeutung, sie erblicken darin etwas Fremdes, zu welchem sie sich hingezogen und von dem sie sich abhängig fühlen. Dies geheimnißvolle Etwas, diese Schauer des Göttlichen offenbarten sich ihnen in der Stille der Wälder, in dem Gemurmel der Quellen, in dem Rauschen der Blätter, das ihnen wie ein Orakel klang, und das sie sich zu deuten versuchten. So war in Dodona das älteste Orakel, von dem Herodot sagt, daß dessen erste Priesterinnen aus Egypten herübergekommen seien. Der Tempel war von alten Eichen eingeschlossen, und das Gesäusel ihrer Blätter galt als Weissagung, eben so der Klang metallener Becken, die zusammengeschlagen wurden. Den Priestern lag es ob, den

geheimnißvollen Sinn zu deuten und ihn in dunklen Worten dem Fragenden auszudrücken. Das berühmteste solcher Orakel war das zu Delphi, ein anderes in der Höhle des Teophonius, in welcher man das wunderbare Rauschen unterirdischer Gewässer vernahm, und wo geisterhafte Gesichte sich darstellten.

Die eigentlichen Götter erhielten erst Wesen, Bedeutung und Form durch die griechischen Dichter, so daß Herodot mit Recht sagen konnte, Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gemacht. Sie erscheinen zuerst in dem duftigen Gewande poetischer Schilderung. Nach dieser Schilderung verlieh ihnen die Phantasie bestimmtere Form, bis endlich die plastische Kunst sich ihrer bemächtigte und jene Göttergestalten schuf, vor denen wir noch heute in staunender Bewunderung stehen.

Viele ihrer Götter haben die Griechen von fremden Nationen erhalten, z. B. von den Aegyptern, aber der griechische Geist bildete sehr bald das Fremde zu dem seinigen um, und die ausländischen Götter fanden in Hellas eine neue schönere Heimath. So bevölkerte sich nach und nach der Olymp mit himmlischen Gestalten, als sinnliche Offenbarungen der Naturgewalten und des sittlichen Lebens nach allen seinen Richtungen, sie sind nicht mehr, wie bei den Aegyptern, Symbole, auch nicht bloße Allegorien, sondern bestimmte Individualitäten, besondere Charaktere mit menschlichen Eigenschaften, mit Liebe und Haß, mit Zorn und Milde, mit Eifersucht und Uebermuth ausgestattet, und jedes dieser göttlichen Individuen hat seine besondere Geschichte.

Auch war das Göttergeschlecht, an dessen Spitze Zeus (Jupiter) stand, nicht das erste und einzige, vor ihm erzählt uns die Sage noch von dem Göttergeschlechte des Uranos und des Saturn. Zeus stürzte die Herrschaft des letzteren, die Herrschaft der rohen

Naturgewalten, welche durch das Geschlecht der Titanen repräsentirt wurden, und gründete die Herrschaft der olympischen Götter. Um ihn zunächst, den Allgewaltigen mit seinen Blitzen und seinen Wolken, der zugleich der Beschützer des Sittlichen und der Gastfreundschaft ist, gruppiren sich die übrigen Götter: Here, die Erzeugerin des Natürlichen, des werdenden Lebendigen; Poseidon, der Gott des Meeres; Apollo (Helios), die Sonne, das Licht, dessen Strahlen das Wissen, das Erleuchten des Geistes, das erwachte menschliche Selbstbewußtsein bedeuten, der vereinende, versöhnende Gott, der da weissagt und das Verborgene ans Licht bringt; Ceres, Pallas Athene, Aphrodite und ihr Sohn Cupido, Merkur, Mars, Bacchus u. s. w.

Im Gegensatze zu den himmlischen Gottheiten stehen die Eumeniden, alte unterirdische Götter, die strafenden, welche das strenge Recht übten u. s. w.

Ueber dieser Vielheit der Götter schwebte deu Griechen eine abstrakte Macht, die Nothwendigkeit, das Fatum, von dem sie sich nicht, wie von anderen Göttern, ein Bild zu machen wußten, und dem selbst die Himmlischen unterworfen waren.

Die griechische Kunst hat in ihren Göttersagen und Dichtungen ein reiches, unerschöpfliches Material zu ihren Bildwerken gefunden. Kunst und Religion sind bei ihnen auf's engste verschwistert, so daß, was von jener gilt, auch von dieser gesagt werden kann.

Das Göttliche dachten und bildeten sie in schöner, menschlicher Form, und die schöne Menschlichkeit erschien ihnen überhaupt als das Erhabenste, als die vollendete Harmonie des Körperlichen und Geistigen.

Zu dieser Harmonie erzogen sie die Jugend. Sie widmeten zunächst dem Körper die größte Sorgfalt, um ihn zum vollkommenen Organ des menschlichen Willens auszubilden. Schon sehr früh finden wir

aus diesem Grunde die öffentlichen Spiele oder Wettkämpfe, welche gewissermaßen das einzige gemeinsame Band bildeten, welches die verschieden hellinischen Stämme zusammenhielt und sie bei nationalen Festen vereinigte. Solche Feste, welche man die olympischen Spiele nannte, wurden in der Landschaft Elis, auf geheiligtem, unantastbaren Boden, alle vier Jahre gefeiert; nach ihnen wurde die Zeitrechnung geführt, und der Abschnitt von einem Spiele zum andern eine Olympiade genannt. Außer diesen sind die bekanntesten die isthmischen, die nemeischen und die pythischen Spiele. Sie bestanden in Wettkämpfen, in Wagen- und Pferderennen, im Werfen des Discus, im Ringen, Zweikampf und Wettkampf; auch traten bei solchen Nationalfesten Dichter und Geschichtschreiber, Sänger und Tänzer vor allem Volke auf, und führten einen geistigen und künstlerischen Wettkampf.

Den Stoff ausführlicher zu behandeln, den uns das Studium des griechischen Lebens, der griechischen Kunst und Poesie darbietet, dazu würde mehr Raum gehören, als uns der Zweck dieses Werkes gestattet. Wir müssen uns daher nur mit allgemeinen Umrissen, mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen. Nicht weniger reich ist das Material über das griechische Staatsleben.

Im Orient begegneten wir nur despotischen Reichen, in Griechenland dagegen finden wir zur Zeit seiner Blüthe lauter kleine Staaten mit demokratischer Regierungsform; weil erst in Griechenland die Freiheit des Individuums und die Freiheit des Geistes zur Geltung gekommen war.

Wir bemerken hier noch, daß das Wort Demokratie, wenn wir von der alten Welt sprechen, nicht nicht in demselben Sinne aufgefaßt werden darf, wie man in der neueren Zeit davon spricht. Das Hauptmoment, die Grundlage der Demokratie in den grie-

chischen Staaten, ist die sittliche Gesinnung — wie Montesquieu es ausspricht: die Tugend. Diese besteht darin, daß das allgemeine Interesse des Vaterlandes jedem Bürger das Wesentliche, das Höchste sein muß, daß vor diesem heiligsten Interesse die eigene Meinung des Einzelnen verschwinden muß. Als sich diese eigene Meinung dem Staate gegenüber geltend machen wollte, begann der Verfall Griechenlands. Den Hellenen war das lebendige Vaterland Alles. Es war ihnen eine Nothwendigkeit dieses Athen, dieses Sparta, diese Tempel, diese Altäre, diese Lebensweise, Sitten, Gewohnheiten, Umgebungen, ohne die sie nicht leben konnten. Ihre Freiheit also war eine an den Begriff des Vaterlandes gebundene, keine unabhängige, die sie etwa in den Stand setzte oder ihnen gestattete, gegen die bestehende Verfassung das eigene bessere Wissen, das eigene bessere Wollen durchzusetzen. Wir sehen daher auch, daß hochgefeierte große Männer und Helden, ein Miltiades, ein Themistokles, Aristides, Cimon und Andere, sobald ihr Einfluß ein maßgebender und übermächtiger wurde, von ihren Mitbürgern, um der Sicherheit des Vaterlandes willen, in die Verbannung geschickt wurden.

Daß die Demokratie der griechischen Staaten einen ganz anderen Sinn hat, ersehen wir auch daraus, daß neben dem freien Bürgerthum auch die Sklaverei bestand. Jeder Bürger hatte das Recht, ja noch mehr, die Verpflichtung, auf öffentlichem Platze Vorträge über die Staatsverwaltung zu halten und anzuhören; er konnte sich also wenig darum kümmern, was im Hause vorging; er konnte nicht daran denken, durch eigene Arbeit zu erwerben, sondern mußte die häuslichen und Handwerksarbeiten den Sklaven überlassen.

Die Blüthezeit Griechenlands war aber nur von

kurzer Dauer. Sie währte von den persischen Kriegen, etwa vom Jahre 492 v. Chr., bis zum peloponnesischen Kriege, 431 v. Chr., also nur 60 Jahre. Dann begann mit äußeren und inneren Kämpfen der Verfall hereinzubrechen, der endlich bis zum Verlust der Freiheit, bis zur Unterwerfung unter das macedonische Joch führte.

Die Geschichte dieser Kämpfe müssen wir hier übergehen, sie ist eine traurige, denn ihre erste Periode schon endete mit dem Untergange der Selbständigkeit Athens und mit dem Siege Sparta's, welches den Verrath am Vaterlande begangen und die Feinde des Vaterlandes, die Perser, zu Bundesgenossen erwählt hatte, und nur durch diesen Verrath die Oberherrschaft errang.

Wir deuteten oben schon darauf hin, daß der Verfall Griechenlands von dem Augenblicke an begann, als nicht mehr ausschließlich das Vaterland der Mittelpunkt alles Denkens nnd Wollens war, sondern Einzelne ihren eigenen Willen, den sie für den besseren hielten, durchzusetzen trachteten, als nicht mehr die Gesetze des Vaterlandes als das Höchste und Unantastbarste angesehen wurden, sondern die eigene gewonnene Erkenntniß, das eigene Wissen oder Gewissen. Als die Griechen, von ihren Philosophen belehrt, von diesem Baum der Erkenntniß der persönlichen bewußten Selbständigkeit genossen hatten, wurden sie aus dem Paradiese der noch selbstlosen, unschuldigen Freiheit verstoßen.

Einer der erhabensten Führer zu dieser Selbsterkenntniß war Sokrates, und eben weil er mit seiner Lehre im Widerspruch mit den Gesetzen der Vorzeit an der Schwelle einer neuen Zeit, als deren Prophet, stand, verurtheilten ihn die Athener zum Trinken des Giftbechers.

Aber die Athener mußten an sich selber erfahren,

daß das, was sie an Sokrates verdammt hatten, schon bei ihnen selbst zu tiefe Wurzeln gefaßt hatte, als daß es wieder auszurotten gewesen wäre. Sie fingen an, sich vom Staate zurückzuziehen und sich selber zu leben, aber selbst am Rande des Verderbens trugen sie mit heiterem Leichtsinn ihre eigene Sittlichkeit zu Grabe. So bietet selbst der Untergang Athens noch freundliche Seiten neben dem Hochtragischen der heldenmüthigsten Aufopferung und der menschlich-edlen Gesinnung.

Sparta kann sich eines solchen Unterganges nicht rühmen; es fehlte ihm jeder innere geistige Kern, die Harmonie des Schönen und Guten. Bei den Spartanern trat der gemeinste Egoismus, die Habsucht und der Verrath in ekelhaftester Nacktheit noch in der letzten Stunde hervor.

Der Selbständigkeit Griechenlands machte der König Philipp von Macedonien ein Ende. Nach seinem Tode stellte sich sein Sohn Alexander, der Schüler des Aristoteles, an die Spitze der Griechen und begann einen Rachezug gegen Asien für das viele Unrecht, das es an Griechenland begangen hatte, und doch ward dieser Rachezug, vielleicht gegen den Willen Alexanders, zugleich ein Versöhnungskampf zwischen dem Osten und Westen, denn er trug griechische Hoheit und Bildung hinüber in die Staaten, die davon früher keine Ahnung gehabt hatten, und streute den Samen für die einstmalige Wiedergeburt zu einem neuen Leben aus.

Wir wenden uns nun nach Rom.

Es war die weltgeschichtliche Aufgabe Roms, alle Götter und Geister der von ihm besiegten Völkerschaften in ein Pantheon zu sammeln, aber eben dadurch ihre Lebensfähigkeit zu ersticken, indem es dieselben ihrem heimathlichen Boden entrückte. Rom mußten alle Nationen unterliegen, so groß und mäch-

tig sie auch gewesen waren; die Welt wurde durch die Sieger in Trauer versenkt und ihr Herz, nach dem Ausdruck Hegel's, gebrochen; es war aus mit der Natürlichkeit des Geistes, die zum Gefühle der Unseligkeit gelangt war. Aus dieser Unseligkeit ward die Welt erst durch das Christenthum erlöst.

Während dem griechischen Leben die Geistigkeit in ihrer Freudigkeit, in ihrer Heiterkeit und schönen Menschlichkeit und in dem frischen naiven Genusse zu Grunde lag, finden wir in Rom eine sich selbst genügende, düstre, verschlossene Unabhängigkeit und das unersättliche Streben nach Vermehrung der Gewalt und Herrschaft.

In Griechenland bildete die Demokratie das Fundament des Staatswesens, in Rom tritt die Aristokratie dem Volke feindlich gegenüber. Die Prinzipien Beider befinden sich in erbittertem Kampfe gegen einander.

Die früheste Geschichte Griechenlands ist durchaus poetisch, bei den Römern durchaus kalt und prosaisch.

Den Römern fehlte es gänzlich an schöpferischer Phantasie, und sie bedurften derselben kaum, da sie, was sie etwa brauchten, um die Schilderungen der Vorzeit auszuschmücken, von den Griechen entlehnen konnten.

Die römische Geschichte bietet drei Perioden dar: Die der Anfänge und der Fortbildung des Staats bis zur Erstarkung und Selbstständigkeit, die der Kämpfe mit Karthago und der inneren Kämpfe der Aristokratie gegen das Volk, bis zum Siege des letzteren und der darauf folgenden welterobernden Ausdehnung, und endlich drittens die Periode des Kaiserreichs bis zu dessen Sturz durch die germanischen Nationen und bis zum Siege des Christenthums.

Die römische Welt, deren Mittelpunkt Italien ist, hat Aehnlichkeit mit Griechenland in geographischer

Beziehung. Auch Italien bildet eine Halbinsel, welche von sehr verschiedenen Völkerschaften, von denen keine eine römische war, bewohnt wurde. Rom ist außer Landes entstanden, nicht aus einem alten Stamme, aus einer Urbevölkerung, und seine Existenz trägt den Stempel des Gewaltsamen, nicht der Ursprünglichkeit.

Hirten, Räuber, zu deren Anführer sich Romulus aufgeschwungen hatte, die mühsam die Bewohner der Umgegend mit sich zu einem gemeinsamen Leben vereinigten, waren die Gründer des römischen Reiches, die ihre Weiber sich sogar erst rauben mußten.

Grundlage und Eigenthümlichkeit des Staates war harte Disciplin, Gewalt und Subordination. Aus den eroberten Städten wurden die Bewohner in Rom zusammengeschleppt und geriethen dort in ein Abhängigkeitsverhältniß. Es bildete sich der Stand der Patrizier und Plebejer. Ein Schutzverhältniß anderer Art war die Clientel. Dieses verschwand jedoch nach Einführung geschriebener Gesetze.

Es ist eine irrthümliche Auffassung, daß die Religion der Römer der griechischen gleich gewesen sei. In der griechischen ist Alles offen, heiter, klar, in der römischen Alles unklar, mystisch. Die Hauptsache bei der römischen ist die äußerliche Wichtigkeit und Feierlichkeit der Gebräuche. Bei den Römern ist die Religion Prosa, bei den Griechen Poesie und Kunst. Bei den Römern zielt selbst die Religion auf die Nützlichkeit, sie wollte etwas dabei profitiren oder etwas von sich abwenden; es kam ihnen nicht darauf an, neue Götter einzuführen.

Nur die eine Seite der Religion oder der religiösen Gebräuche ist anziehender und natürlicher. Dies sind die Feste, welche Saturnalien hießen, und Erinnerungen an eine glückliche Urzeit, an die Herrschaft des Saturn, waren.

Die griechischen Götter wurden zwar adoptirt, aber

sie sind gleichsam nur Maschinerien, todt, kalt, ohne geistige Regsamkeit, während die griechische Mythologie ein unerschöpflicher Schatz von Sinn und Vernunft, ein Schatz nicht abzuläugnender Anmuth ist. Bei den Römern war die Religion nur etwas Gemachtes, sie war nur eine Form, festgestellt von äußerer Willkühr, nicht etwas Innerliches, nicht die Blüthe des sittlichen Lebens, nicht die Frucht der tiefsten Ueberzeugung von einer göttlichen Nothwendigkeit.

Wie das Verhältniß der Römer zu ihren Göttern kein freies, kein nothwendiges war, so ist bei ihnen auch das Familienverhältniß nicht ein schönes, freies Verhältniß der Liebe und der Empfindung; es tritt viel mehr an die Stelle des Gefühls die Härte, die Abhängigkeit und Unterordnung. Die Frau gehörte zu dem Besitz des Mannes, sie wurde durch eine Kaufform sein Eigenthum und mit ihr Alles, was sie erwarb. Die Kinder blieben ebenfalls in der väterlichen Gewalt, selbst wenn sie schon hohe Aemter bekleideten, bis zur Emancipation. In der Familie war der Vater Despot, im Staate nur dem Staatszweck gehorchend und ihm hingegeben.

Die allmälige Erhebung der Plebejer ward dadurch vorbereitet, daß schon die Könige sich zuweilen mehr auf das Volk als auf die Patrizier stützten. Das Ansehen des Senats, welcher der natürliche Rathgeber des Königs sein sollte, wurde verringert, er schmolz zusammen. Zuletzt erfolgte der Sturz des Königreichs unter Tarquinius Superbus. Es wurde die Republik eingeführt.

Nach und nach fielen alle das Volk einengenden Schranken. Auch der Plebejer konnte zu allen Würden und Aemtern gelangen, und während er früher von jedem Grundbesitz ausgeschlossen war, wurde ihm später durch die sogenannten agrarischen Gesetze die Erwerbung desselben möglich. Diese bestimmten näm-

lich, daß kein Bürger Roms mehr als 500 Morgen besitzen solle; was darüber war, mußte er zu Gunsten des Volkes herausgeben. Auch wurden dem Volke Staatsländereien zu Kolonien überlassen. Zur eigentlichen praktischen Durchführung der agrarischen Gesetze ist es jedoch nie gekommen, sie bestanden nur zu Papier und wurden vielfach umgangen oder geradezu gewaltsam gebrochen.

Durch die Aufhebung der dem römischen Adel sonst zustehenden Privilegien wurde die Kluft, welche bis dahin die Interessen der Stände feindlich trennte, nach und nach wieder ausgefüllt. Die Macht des Reichthums und der Bildung ging nun Hand in Hand mit der dem Volke innewohnenden Kraft, und von diesem Augenblicke der Versöhnung begann die rasche Entwickelung des römischen Staates zur höchsten Blüthe der Weltherrschaft; erst seitdem durften man mit Recht von Römergröße sprechen, diese beruhte namentlich auf dem festen, einmüthigen Zusammengehen aller Bürger und machte Rom unüberwindlich. Ihm erlag zunächst ganz Italien, dann Sicilien, Sardinien, Korsika, Spanien, dann nach äußerst blutigen und hartnäckigen Kämpfen das blühende und mächtige Karthago, die alte phönicische Kolonie, welche bis dahin die unbestrittene Herrschaft auf dem Meere besessen hatte. Die Noth dieses Kampfes um die eigene Existenz zwang die Römer, nun ebenfalls eine Seemacht zu bilden, ohne welche es nicht möglich gewesen wäre, ihre Eroberungen so weit auszudehnen, wie dies nach Karthago's Fall und Zerstörung geschah. Nach dem zweiten (punischen) Kriege gegen Karthago wurde Macedonien besiegt, dann der König Antiochus von Syrien, so daß sich das Römerreich über Kleinasien bis an den Taurus ausdehnte; Griechenland, welches bis dahin noch einer gewissen Freiheit genoß, wurde nach der Zerstörung von Ko-

rinth völlig unterworfen, ihm folgte Nubien; dann ward der König von Pontus, Mithridates, der Herrscher über Kolchis, die jetzige Krimm, die Völkerschaften des Kaukasus, Armenien, Mesopotamien und ein Theil von Syrien besiegt. Der Sieger über diesen mächtigen Gegner war Sulla, der bei seiner Rückkehr nach Italien die Volkspartbei, an deren Spitze Marius stand, bezwang, Rom förmlich eroberte und sich zur unbestrittenen Herrschaft brachte. Nun begannen die inneren Partheikämpfe, die Aufstände der Sklaven in Italien unter Spartakus, die Empörung des Sertorius in Spanien und der Seeräuberkrieg, den Pompejus glänzend zu Ende führte. Ueberall hatten die römischen Waffen den Sieg davon getragen. Zuletzt aber standen sich die beiden größten Helden Cäsar und Pompejus einander feindselig gegenüber. Das Verderben der Sitten brach herein, das Volk hatte den Sinn für die Oeffentlichkeit, für die Angelegenheiten des Staats verloren und seine Selbstständigkeit freiwillig geopfert, es versank in Unthätigkeit, weil es im Ueberflusse lebte und von den eroberten Provinzen ernährt wurde, ohne daß es eine Hand zur Arbeit zu rühren brauchte; die Bürger schaarten sich, man möchte sagen aus langer Weile, um einzelne hervorragende Männer, die als Partheihäupter auftraten und die ihnen schmeichelten, die sie zu ihren Trabanten föderten; so z. B. um Cäsar und Pompejus. Der Letztere stützte sich auf den Senat und galt für einen Verfechter der Republik, der Erstere auf seine Legionen, an deren Spitze er Gallien unterworfen hatte. Endlich kam es zwischen dem Feldherrn und dem Senat zum offenen Bruch. Der Senat befahl Cäsar, nachdem er Gallien unterworfen hatte, seine Legionen zu entlassen; er aber behauptete sich gegen diesen Befehl an ihrer Spitze und der Bürgerkrieg begann. Cäsar machte

sich zum Herrn Italiens, Spaniens, Griechenlands, und nach der gewonnenen Schlacht bei Pharsalus, im Jahre 50 v. Chr., auch Asiens. Dann kehrte er im Triumph nach Rom zurück und ward faktisch, wenn auch nicht dem Namen nach, der einzige Gebieter der damals bekannten Welt. Von ihm sagt Cato: Seine Tugenden sollen verflucht sein, denn sie haben mein Vaterland in's Verderben gestürzt. Die letzte Stunde der Republik hatte geschlagen, aber ihr Untergang war nicht Zufall, sondern Nothwendigkeit. Herrschaft war das Prinzip der römischen Welt, dieses trieb fortwährend nach Außen hin; die Träger und Verfechter dieses Prinzips, die Feldherrn, wurden die Hauptsache, der Bürger dagegen wurde dem Vaterlande entfremdet. In besonderen Interessen zerfiel das Ganze; Kunst und Wissenschaft boten keine Heilmittel, denn was die Römer davon besaßen, war nicht ihr geistiges Eigenthum, sie hatten es überall her, namentlich aus Griechenland, zusammengeschleppt und bei sich zur Schau, zur Befriedigung des Stolzes, zum Schmuck und zur Erhöhung des sinnlichen Genusses aufgestapelt, aber ihr Herz hing nicht daran. Die aus Griechenland verschriebenen Sklaven mußten sich mit dergleichen Dingen beschäftigen und zugleich Lehrer spielen, mit deren Besitz man gewissermaßen Luxus trieb.

So fehlte denn jeder innere geistige Kern, jede geistige Selbstständigkeit und schöpferische Kraft, die sie fähig gemacht hätte, neue Bildungskeime hervorzutreiben. Egoismus, Schwelgerei, alle wilden Leidenschaften herrschten zügellos, die alte Römertugend spukte nur wie ein Gespenst auf den Gräbern ihrer Vergangenheit; wo sollte da ein innerlicher sittlicher Halt in solcher Republik gefunden werden? Sie mußte fallen und an ihre Stelle die Alleinherrschaft, das Kaiserthum treten, welches mit Hülfe der ihm zu

Gebote stehenden ungeheuren Macht die zerfallende Welt noch einige Jahrhunderte mühsam zusammenhielt. Nur zu oft trat jedoch der Fall ein, daß die Legionen, die Stützen der imperatorischen Macht, sich gegen diese wandten und ihre Anführer zu Kaisern erhoben, ohne auf das Recht der Erbfolge Rücksicht zu nehmen. Die Dynastien wechselten schnell, weil an keine derselben das Interesse des Volkes oder gar die Liebe desselben gefesselt war. Den Bemühungen der wenigen edlen Kaiser, eines Titus, Trajan, Antoninus u. a., wollte es nicht mehr gelingen, dem römischen Volke eine entwickelungsfähige Organisation des freien Zusammenlebens zu geben; denn die Zeit ihrer segenbringenden Wirksamkeit war nur von kurzer Dauer. Bald folgten andere Kaiser, die die roheste und verabscheuungswürdigste Tyrannei übten, wie Nero, Domitian u. s. w., und von denen jeder Keim des Fortschritts, des Gedeihens und Glückes wieder vernichtet wurde.

Unter der römischen Herrschaft war das Menschengeschlecht bis zu den äußersten Grenzen einer sittlichen Verkommenheit, ja man könnte sogar sagen, einer verzweifelten Trostlosigkeit gelangt, die mit einer Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, mit einem Chaos von Elend, Verbrechen und Gewaltthätigkeit zu enden drohte. Die Zeit war erfüllt, wie es in dem Briefe an die Galater heißt, und das Ende war nahe herbeigekommen.

Da dämmerte in der Seele der Menschheit die Sehnsucht nach Erlösung auf. Die Philosophie der Stoiker, der Skeptiker und der Epikuräer, die unter den Römern gepflegt wurde, aber mehr der Mode wegen, als aus innerem Triebe nach Wahrheit, hatte keinen Trost, keine Versöhnung geboten. Alle Theorien standen, so fein und scharfsinnig sie erdacht waren, außerhalb des Lebens, das Herz des Menschen

hatte keine Gemeinschaft mit ihnen, die alten Götter waren längst aller Macht über die Gemüther und über die Schicksale beraubt, und wenn die Priester einander begegneten, so hatten sie schon, nach Cicero's Ausspruch, Mühe, ein ironisches Lachen zu unterdrücken.

Den lebendigsten, glühendsten Ausdruck hatte namentlich bei einem Volke der alten Welt diese Sehnsucht nach Erlösung, nach Befreiung gefunden, bei den Juden nämlich. Sie hatte sich sogar schon bis zu dem unerschütterlichen Glauben an eine göttliche Prophezeihung verklärt, seit der Zeit, wo das jüdische Volk in der babylonischen Gefangenschaft schmachtete. Da waren Propheten aufgestanden, gottbegeisterte, freiheitdurchglühte Männer, die im Namen Gottes weissagten, es werde ein Tag kommen, wo Jehovah seinen Messias erwecken werde, der sich an die Spitze alles Volkes zu stellen und es von dem Joche der Knechtschaft zu befreien berufen sei, damit ein neues Reich unvergänglicher Herrlichkeit, das Reich Gottes, gegründet werde.

Diese Weissagung hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und auch dann noch erhalten, nachdem die Juden von Cyrus ihrer Knechtschaft entlassen in die Heimath zurückgekehrt waren; denn nicht lange genossen sie, freilich durch eigene Verschuldung, die neu erworbene Freiheit und Selbstständigkeit; die trotzige Hierarchie ihres Priesterthums verdammte jede selbstständige geistige Regsamkeit und ließ sie aus den Banden der starren, feindlichen Absonderung sich nicht herausringen, bis es auch mit der politischen Freiheit durch die Unterwerfung des jüdischen Reichs unter die Herrschaft der Römer aus war.

Mächtiger als je erwachten die alten Messiashoffnungen und Weissagungen, und wirklich war gerade Israel dazu ausersehen, daß aus seinem Stamme der geboren wurde, dessen Wort, dessen Lehre, dessen

Opfertod den Grundstein zu einer neuen Weltepoche legen sollte: Jesus Christus.

Das Wesentlichste seines Lebens und seiner Lehre ist bekannt, und es ist hier nur das hervorzuheben, was das Charakteristische, das Weltbewegende und das Weltbezwingende an ihr war und sie mit der göttlichen Macht ausrüstete, eine Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu einer höheren sittlichen Freiheit vorzubereiten.

Zu einer Vorstellung von Gott, als eines rein geistigen Wesens, der sich der Welt der Sinnlichkeit entzieht, eines einigen Gottes, von dem der Mensch sich kein Bild machen soll, der nur im geistigen Lichte wohnt, kann der Geist der Völker nicht sofort gelangen. Diese Erkenntniß ist erst die Frucht eines langen inneren Kampfes in der Menschenbrust; sie offenbart sich zuerst nur als eine Sehnsucht nach lauterer Erkenntniß und sittlicher Reinigung. Diese Sehnsucht klingt uns schon aus den Psalmen, aus den begeisterten Dichtungen der Propheten des alten Testaments entgegen. Wir erkennen in dieser eigenthümlichen Lyrik das Ringen nach der Göttlichkeit, nach einem neuen gewissen Geist, nach der Erkenntniß, daß das innerste Wesen der göttlichen und menschlichen Natur im Grunde (mit sich) identisch sei, d. h. daß auch im Menschlichen das Göttliche zur Erscheinung kommt, oder doch zur Erscheinung kommen soll. Durch das Unglück der Welt ist der Menschengeist zur Sehnsucht nach dem Frieden getrieben worden, und zwar nach dem Frieden in sich und mit sich selbst, einem Frieden, den er anfangs freilich noch nicht im Diesseits zu finden hoffte. Der Zwiespalt zwischen dem Weltlichen oder Ungöttlichen mit dem Geistigen und Göttlichen, der bis dahin die Welt beherrscht und gewissermaßen gedemüthigt hatte, sollte versöhnt werden, und als der Vermittler dieses Friedens erschien

Christus, von dem geglaubt wurde, daß in ihm der Geist Gottes wohne, später aber, daß er wirklich der Sohn Gottes sei. Wir werden den ungeheuren Fortschritt, welcher in diesem neuen Glauben liegt, erst recht tief begreifen lernen, wenn wir noch einmal vergleichsweise auf Griechenland zurückblicken. Die griechische Religion ist die Religion der Schönheit, die christliche die Religion der Wahrheit; der griechische Staat ist der Staat einer Freiheit, des Glückes und des menschlichen Genies; das Christenthum erkennt nur eine absolute Freiheit in Gott, und insofern der Mensch sich des Gottes in seiner eigenen Brust bewußt wird, die Freiheit in sich selbst an, so daß er sich zu Gott nicht mehr im Verhältniß der Abhängigkeit, sondern der Liebe weiß. Der griechische Freiheitsbegriff duldete noch neben sich die Sklaverei und die Orakel, das Christenthum hat dem menschlichen Geiste die Freiheit des Entschlusses und die Freiheit des Willens erobert.

In dieser Freiheit, sobald sie auch der Mensch und die Menschheit sich wirklich errungen haben wird, liegt die letzte Vollendung des Christenthums, die wahre Versöhnung des Menschen mit Gott.

Zu dieser Vollendung zu gelangen, dazu bedurfte es der Arbeit und des Kampfes von Jahrtausenden; das ist die Arbeit der Weltgeschichte von Christus bis auf die Gegenwart, und noch ist sie nicht beendet. Das christliche Prinzip, das bei seiner ersten Erscheinung noch in fast directem Gegensatz zur Wirklichkeit der damaligen Gestaltung des Lebens stand, konnte sich erst nach und nach entwickeln und es durchsetzen, daß es nicht bloß als heilbringende Lehre, nicht bloß als Glaube und Hoffnung Geltung habe, sondern daß es seine Macht und Wahrheit auch draußen bewähre und zur leiblichen, weltlichen Gewißheit gelange. Diesem

Entwickelungsgange zu folgen, dazu bietet der gegenwärtige Artikel keine Veranlassung.

Wir kehren nun zur Betrachtung des römischen Reiches bis zu seinem Untergange zurück.

Es zerfiel nach dem Tode des Kaisers Theodosius in das ost- und weströmische Reich, und es brach nun der Verfall mit raschen Schritten herein. Die römischen Provinzen wurden nach und nach von den über Europa hereinbrechenden fremden Völkern erobert, so von den Ostgothen die Donauländer, dann Gallien und Spanien, endlich im Jahre 410 sogar Italien und Rom von Hunnen, Westgothen und Herulern unter Odoaker.

Das oströmische Reich vegetirte noch lange fort. Dort war die christliche Religion zu einer politischen Macht im Staate geworden; aber sie hatte zur Versittlichung des Menschengeschlechtes dort keinen Boden gefunden, sie wurde dort nicht in ihrer Wahrheit und Reinheit aufgefaßt; das ganze Volk war bei aller oberflächlichen Glätte und Bildung doch in moralischer Beziehung furchtbar entartet, und wir begegnen einer tausendjährigen Reihe von Schandthaten, die gleichsam zum Hohne unter den Augen der Kirche begangen wurden und den heiligen Namen des Christenthums entweiheten.

Die Christen des byzantinischen Reiches, sagt Hegel, blieben in dem Traum des Aberglaubens versunken, im blinden Gehorsam gegen die Patriarchen und Geistlichkeit verharrend. Die Form war Alles, der Geist nichts.

Um die Frage, ob der Bilderdienst, die den Bildern der Heiligen gewidmete Anbetung, eine Sünde sei oder nicht, entbrannten die erbittertsten Kämpfe, wurden Ströme von Blut vergossen. Das Abendland verwarf den Bilderdienst in einem Concilium zu

Frankfurt, das Morgenland dagegen erklärte ihn für zulässig.

Zu diesen religiösen Kämpfen, wir müssen sie so nennen, obschon sie der Ehre einer solchen Bezeichnung eigentlich nicht werth waren, kam noch die Gefahr, die von außen drängte, die Angriffe der aus Asien gegen Westen drängenden Völker, der Aufruhr der kaiserlichen Feldherren, der Sturz, die Ermordung der Kaiser durch die eigenen Gemahlinnen oder Kinder.

Wie hätte dort das Christenthum in seiner Reinheit sich erhalten können. Es mußte eine neue Heimath suchen, und es fand diese auch in den Herzen der germanischen, der deutschen Volksstämme, die nun mit jugendlicher Kraft mit frischem, unverdorbenem Sinn, man könnte sagen mit jugendlicher Unschuld auf den Schauplatz der Weltgeschichte traten.

Der germanische Geist ist der Geist der neuen Welt, deren Zweck und Arbeit, deren Bestimmung und Schicksal die Verwirklichung der Wahrheit und der Freiheit ist. Weil aber dies Ziel zugleich das Ziel des Christenthums ist, so wurden die germanischen Völker Träger des christlichen Prinzips, „der Grundsatz der geistigen Freiheit, sowohl in weltlicher, als religiöser Hinsicht"; das Prinzip der Versöhnung wurde in die noch unbefangenen Gemüther jener Völker gelegt, und es wurde diesen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes sich durch den Begriff der wahren Freiheit zu gestalten.

Wie das germanische Volk sich gliederte, abstufte, regierte ꝛc., das haben wir bereits beispielsweise im Artikel Volk beschrieben, und müssen daher hier auf denselben verweisen.

Wir haben zu dem Bilde, welches wir uns von den Völkern der alten Welt entwarfen, noch Einiges nachzutragen. Hierher gehört zunächst die Erwähnung eines Volkes und einer Religion, welche den

gesammten Staatenorganismus der europäischen und asiatischen Welt umzugestalten berufen war, nämlich der Muhamedanismus.

Die muhamedanischen Völker dürfen also auf eine besondere Stelle Anspruch machen. Mit dem Auftreten des Muhamedanismus begann die „Revolution des Orients".

Wir wissen, daß der Stifter jener neuen Religion, Muhamed, der Prophet Allahs, im 7ten Jahrhunderte lebte, und daß von seiner Flucht aus Mekka, 622 n. Chr., die Zeitrechnung der Araber beginnt.

Der wesentliche Inhalt der muhamedanischen Lehre ist kurz folgender:

Allah, Gott, wird darin als das Eine, der reine Geist, nicht als der Gott eines besonderen ausgewählten Volkes, sondern der Menschheit überhaupt, dargestellt; der Gottesbegriff des Islam unterscheidet sich also von dem der Israeliten schon dadurch, daß er ein allgemeiner, ein weit umfassenderer ist. Ihn zu verehren und anzubeten, ist der Endzweck, der ganze Lebensinhalt des Muhamedanismus, der sich von seinem Gott kein Bild, keine sinnliche Vorstellung machen darf. In Muhamed selbst erkennt er nicht etwa einen Gott, sondern nur einen Propheten, einen begeisterten Menschen, der über menschliche Schwächen keineswegs erhaben war. Der Islam kennt keine Kastenunterschiede, keine Schranken der Nationalität oder der Stämme, er kennt kein politisches Recht der Geburt und des Besitzes, wenigstens hat ein solches keinen Werth für ihn, sondern nur der Mensch an sich selbst, unter der Bedingung, daß er gläubig ist. Die Pflichten, die die muhamedanische Lehre den Menschen auferlegt, sind: die Anbetung Allahs, der Glaube an ihn, Enthaltsamkeit und Reinigkeit, bewährt durch strenge Fasten und durch Waschungen und Bäder, Almosengeben, Gastfreundschaft und das Festhalten

am gegebenen Wort; die höchste Pflicht aber ist und das höchste Verdienst, für den Glauben zu sterben.

Diese letztere Pflicht findet darin hauptsächlich ihre Begründung, daß die Araber eine vorzugsweise kriegerische und erobernde Nation waren, und daß der Zweck der Eroberung nicht etwa bloß die Erweiterung ihrer Herrschaft, sondern die Ausbreitung des Glaubens war. Diesen Zweck verfolgten sie seit Muhameds Zeiten mit fanatischer Begeisterung, und es gelang ihnen in unglaublich kurzer Zeit, wie ein wilder Bergstrom Syrien, Persien, Aegypten, das nördliche Afrika und selbst Spanien und einen Theil Galliens zu überfluthen, so daß die Herrschaft der Osmanen, auch nachdem sie aus Frankreich durch Karl Martell vertrieben waren, sich wie ein Halbmond um die europäischen Welt herumwand. Die unterjochten Nationen wurden nicht sklavisch unterdrückt, sondern bekamen gleiche Rechte mit den Eroberern, wenn sie nur zum Islam übertraten, nur gegen die sich Sträubenden verfuhren die Sieger mit grausamer Härte; später verfuhren sie aber auch gegen diese milder, sie tödteten sie nicht, sondern gestatteten ihnen, gegen Erlegung eines Kopfgeldes, unter ihnen zu leben. Eben so durften die Städte, welche sich den Osmanen ohne Widerstand ergaben, ihnen nur ein Zehntel ihres Besitzthums überlassen, während die, welche erst genommen werden mußten, ein Fünftel zu geben hatten.

Eine richtige Würdigung des Charakters der Muhamedaner hat erst für die neueste Zeit wieder Bedeutung gewonnen. Es giebt noch heute, selbst in den sogenannten gebildeten christlichen Staaten, eine Parthei, welche sich nicht scheut, den bittersten Tadel und Hohn und die verächtlichste Verleumdung über die Bekenner des Islams auszuschütten. Wir wol-

len ihnen ein Bild entgegenhalten, welches der unzweifelhaft tiefste und genialste Philosoph unserer Zeit vor 30 Jahren entworfen hat. Er sagt: „Die Begeisterung, womit die Muhamedaner ihr Ziel verfolgten, war Fanatismus, d. h. eine Begeisterung für einen Gedanken, der dem damals Bestehenden, den Sitten, Gewohnheiten und religiösen Vorstellungen, schroff gegenübertrat. In der Regel ist der Fanatismus zerstörend, aber der muhamedanische war zugleich aller Erhabenheit fähig, und diese Erhabenheit war frei von allen kleinlichen Interessen, mit allen Tugenden der Großmuth und Tapferkeit verbunden. Wie bei Robespierre die Freiheit und der Schrecken, so war bei den Muselmännern die Religion und der Schrecken das Prinzip. Der Mohamedaner ist bei aller Leidenschaft gleichgültig gegen die Leidenschaft, und bewegt sich, unbekümmert um die Zukunft, in wildem Glückswechsel. Viel Reiche und Dynastien hat der Muhamedanismus bei seiner Ausbreitung gegründet. Auf diesem unendlichen stürmischen Meere seiner Eroberungen wird es immer weiter (zusammenhangloser); nichts ist fest; was sich kräuselt zur Gestalt, bleibt durchsichtig, und ist eben so zerflossen. Jene Dynastien entstanden und vergingen, ohne das Band einer organischen Festigkeit zu finden, die Reiche waren darum nur ausgeartet, gleichsam nur Ausnahmeschöpfungen, und die Individuen verschwanden darin fast spurlos. Wo aber eine edle Seele Halt gewinnt, wie die Welle in der Kräuselung des Meeres, da tritt sie in einer Freiheit auf, daß es nichts Edleres, Großmüthigeres, Resignirteres giebt. Im Muhamedanismus ist das Individuum, aber nur dieses, bis zum höchsten Grade grausam, listig, aber auch tapfer und großmüthig. Wo Empfindung der Liebe zur Erscheinung kommt, da ist sie eben so rücksichtslos, als innig. Wir haben

in der Geschichte des Islam Beispiele, wo der Herrscher, der einen Sklaven liebte, den Gegenstand seiner Liebe dadurch verherrlichte, daß er ihm alle Pracht, Macht und Ehre zu Füßen legte und Scepter und Krone vergaß; aber umgekehrt opfert er ihn auch wieder eben so rücksichtslos auf. Diese rücksichtslose Innigkeit zeigt sich auch in der Gluth der Poesie der Araber und Saracenen; sie erscheint als die vollkommene Freiheit der Phantasie, welche ihrem Gegenstand ganz und gar sich widmet und hingiebt, indem sie alles Andere über ihm vergißt, sogar das eigene Selbst. — Nie hat die Begeisterung, als solche, größere Thaten vollbracht, es ist aber die Begeisterung, die sich keines bestimmten Zieles, wie z. B. die Begeisterung für die Freiheit, bewußt ist, sondern eine zeitlose, unbegrenzte, sich selbst vergessende, die wie ein Sturmwind über die Erde dahinbraust."

So schnell die Araber ihre Eroberungen machten, so schnell und unerwartet erreichten bei ihnen auch die Künste und Wissenschaften ihre höchste Blüthe. — Zuerst sehen wir diese Eroberer Alles zerstören, was der Kunst und Wissenschaft angehört. Omer vernichtete z. B. die herrliche Bibliothek in Alexandria. Entweder, sagte er, enthalten diese Bücher, was im Koran steht, dann sind sie überflüssig, oder sie enthalten etwas Anderes, dann sind sie verderblich und des Unterganges werth. — Ueber so empfängliche, feurige, jeder Leidenschaft zugängliche Naturen mußte jedoch bald die Kunst Siegerin werden, und nun liebten und pflegten sie dieselbe mit eben so großer Vorliebe, wie sie früher dieselbe gehaßt und verfolgt hatten.

Als Glanzperiode der Osmanenherrschaft wird die Zeit Harun al Raschids bezeichnet. In allen Theilen des Reichs entstanden große, prächtige Städte, Handel und Gewerbe blühten, am Hofe des Kalifen

sammelten sich Gelehrte und Dichter und verherrlichten seinen Ruhm. In jener ersten Frühlingsepoche des saracenischen Lebens behielten die Kalifen auch noch die ganze, fast patriarchalische Einfachheit und Schlichtheit bei, welche wir noch heute bei den Arabern der Wüste finden; namentlich war Abubekr deshalb berühmt und gepriesen. Sie kannten keinen Rang des Unterschiedes und der Bildung. Der gemeinste Saracene und das geringste Weib ging den Kalifen wie seines Gleichen an; denn die rücksichtslose Naivität, welche damals das saracenische Leben charakterisirte, bedarf der Bildung nicht, und bringt den Höchsten, Mächtigsten in das Verhältniß der Gleichheit und Brüderlichkeit zu den Niedrigsten.

In Spanien war die Herrschaft der Mauren zu einem bewunderungswürdigen Glanze gediehen. Noch heute staunen wir die Denkmale ihrer Baukunst, wie z. B. die Alhambra in Granada, an, als Zeugen der hohen Bildungsstufe, auf welche sich das Volk emporgeschwungen hatte. Aber so rasch sich die prachtvolle Blüthe entfaltet hatte, eben so rasch welkte sie wieder hin, und in demselben Jahre, in welchem Christoph Columbus sich rüstete, die neue Welt zu entdecken, zog in die Hauptstadt der Maurenfürsten Granada Ferdinand, König von Arragon, der Gemahl Isabellens von Kastilien, als Sieger ein. In Spanien hatte sich die europäische Tapferkeit durch den Kampf mit den Saracenen zum schönen edlen Ritterthum idealisirt; Wissenschaften und Kenntnisse aller Art, namentlich aber die Philosophie und Astronomie, sind von den Arabern ins Abendland gekommen, eine edle Poesie und kühne Phantasie ist bei den germanischen Völkern im Orient geweckt und entzündet worden, an deren Glanz wir uns noch heute weiden können, wenn wir Göthe's „westöstlichen Divan" zur Hand nehmen, diese Perlenschnur zarter Dichtungen,

die an Innigkeit und Glückseligkeit der Phantasie Alles übertrifft. Freilich, die Begeisterung verrauschte und verduftete bei den saracenischen Völkern nur zu bald; sie war es gewesen, die sie emporgetragen und veredelt hatte. Als sie schwand, blieb nur die Leidenschaftlichkeit, die Sinnlichkeit, der gröbste Materialismus zurück, und das Bild, das uns die spätere Geschichte des osmanischen Reiches liefert, ist eben kein heiteres, es ist blutbefleckt und durch Grausamkeit und durch Züge despotischer Willkür entstellt. Nichts desto weniger haben wir kein Recht, den Muhamedanismus vom erhabenen Standpunkte des Christenthums vornehm und rücksichtslos zu verwerfen; die edlen Keime, welche in der Natur des osmanischen Volkes liegen, haben nur einen langen Winterschlaf gethan, und vielleicht werden wir bald erfahren, daß ein neuer Frühling sie zum Leben weckt, und daß die weltgeschichtliche Mission, zu welcher auch diese Nation berufen ist, noch nicht erfüllt, daß das Drama nicht vollendet und die Acteure noch nicht für immer von der Weltbühne abgetreten sind.

Eine neue Weltepoche sollte beginnen, dazu bedurfte es junger, neuer Elemente. Asien lieferte dieselben, denn von Asien aus ergoß sich die Völkerwanderung nach dem Westen zu. Wir müssen sie daher einer kurzen Schilderung würdigen.

Die seit dem 4ten Jahrhundert n. Chr. erfolgte Auswanderung besonders deutscher Völkerschaften aus ihren ursprünglichen nach andern Sitzen ist ein geschichtliches Ereigniß, dem an Wichtigkeit seiner Folgen wohl kaum ein anderes gleich zu stellen ist, indem zufolge der Völkerwanderung die Verhältnisse fast der ganzen damals bekannten Erde verändert wurden; sie brachte neue Menschen, neue Sitten, Verfassungen und Gesetze, durch sie erschienen neue Staaten und neue Sprachen, und eine neue Ordnung der Dinge

begann, welche die Schöpferin der spätesten Zukunft wurde, nicht bloß für den Schauplatz der Wanderungen, sondern für die ganze Welt.

Die Ursachen der Völkerwanderung lagen in den allgemeinen Zeitumständen, hauptsächlich in den Verhältnissen der überströmten Länder (besonders der römischen Besitzungen): Das römische Reich war wegen seiner natürlichen und durch Kunst hervorgebrachten Schätze für die an seinen ausgebreiteten, besonders nördlichen Grenzen hausenden Barbaren schon ein lockender Gegenstand gewesen; namentlich für die nördlichen Nachbarn in Germanien, Sarmatien und Scythien. Die schon oft gemachten Versuche, in jene reizenden Ländereien sich niederzulassen, waren nun zwar nicht gelungen, so lange die Römer noch zahlreiche Legionen an die Grenze stellen und die Anfälle der Barbaren zurückweisen konnten. Aber weil mit der Zeit nicht allein jene sich bewegten, sondern sie auch von andern einbrechenden Völkerschwärmen gedrängt wurden und sich nicht mehr halten konnten, dazu auch die Grenzen, die sie bisher abhielten, immer schwächer wurden: so brach im 4ten Jahrhundert der Strom los. Die drängenden Völker waren die Hunnen, welche aus Hochasien herabgekommen waren; die gedrängten waren die Alanen, weiter nach dem Westen Germanen. Der Hunnen Uebergang über die Wolga (374 n. Chr.) war der Beginn der Völkerwanderung; sie besiegten die Alanen und betraten nach Ueberschreitung des Don (Tanais) Europa; in dieses Erdtheils östlichen Fluren saßen vom Don bis zur Donau die Gothen, von welchen sich ein Theil dem mächtigen Feind ergab (Ostgothen), während der westlich wohnende Theil floh und in dem Römerreich Zuflucht suchte. Wie schwer ihnen aber die Eroberung neuer Wohnsitze dort (in Thracien) wurde, wie sie später unter Alarich Italien durchzogen und

zuletzt im südlichen Frankreich und im nördlichen Spanien unter Athaulf und Wallia ein Königreich gründeten, ist allgemein bekannt. Nächst den Gothen zog aus den Gegenden des baltischen Meeres ein Schwarm von Sueven, Vandalen, Burgundern, Alanen und Gothen, gedrängt von asiatischen Horden, welche oberhalb des schwarzen Meeres gegangen waren, zu Anfang des 5ten Jahrhunderts unter Radagais nach Italiens Grenzen zu, wendeten sich aber geschlagen westlich und gingen über den Rhein. Von ihnen blieben die Burgunder in dem nach ihnen benannten östlichen Landstrich Galliens; die übrigen Genossen zogen durch Südgallien über die Pyrenäen durch Spanien und ließen sich endlich unter Genserich in Afrika nieder. Aber nicht allein im Süden Deutschlands, nicht allein genöthigt von andern Völkern entwickelten sich die Völkerzüge nach fremden Ländern; nach Britannien hin, zu Hülfe gerufen von den Landeseinwohnern gegen barbarische Nachbarn, gingen Angeln, Sachsen und Jüten von den Ufern der deutschen Nordseeküsten und von den Inseln, um dort nicht wieder wegzugehen, und jenen Zügen, deren Anfang 449 unter Hengist und Horsa war, verdanken die angelsächsischen Reiche in Britannien ihren Ursprung. Wo sich in Osten die Gothen fortgezogen hatten, da hatten sich die Hunnen festgesetzt, besonders Pannonien hatten sie eingenommen; unter ihrer Herrschaft standen die Heruler, Rugier, Scirren u. s. w., lauter nordgermanische Stämme. Da mit Attila's Tod sich das Hunnenreich auflöste, so zogen jene nach Italien und eroberten (476) das Land unter ihrem selbstgewählten Anführer Odoaker; doch war ihr Regiment nicht von langer Dauer, sie wichen (493) den Ostgothen, die nach ihrer Losreißung von der Hunnenherrschaft unter Theoderich das Land einnahmen. In das

von den Rugiern verlassene Land (Rugiland, Oestreich) rückten nun gegen 483 die Longobarden; nachdem sie aber kaum 100 Jahre dort gesessen, gingen sie über die Alpen und eroberten die nach ihnen genannte Lombardei (568). Die Züge der Asiaten an die untere Donau und die polnischen Länder dauerten auch noch immer fort; gegen 487 erschienen, von den Türken verdrängt, die Bulgaren und nahmen die unteren Donauländer ein; um 560 die Avaren, welche Dacien besetzten, doch nur kurze Zeit dort blieben, indem sie von ihreu Nachbarn aufgerieben wurden. Noch traten durch die Völkerwanderung die Slaven, Anten und Wenden unter das Licht der Geschichte; von der Weichsel, dem Dniestr und Dniepr zogen sie in die von den Gothen und andern nordöstlichen Germanen verlassenen Länder, nach Böhmen, Schlesien, Lodomirien, Illyrien, Polen, Pommern, Meißen, Brandenburg, Mecklenburg ꝛc. Aehnliche Erscheinungen wie die Völkerwanderung und gleichsam ein Nachhall derselben waren im 13ten Jahrhundert die Einfälle Dschingiskhan's mit seinen Mongolen in Süd-, Ost- und Westasien, denen später im 14ten und 16ten Jahrhundert die Eroberungszüge der Türken und Tataren folgten.

Im Gegensatz zu den Völkerschaften, die wie die germanischen und slavischen Culturelemente in sich tragen, stehen die mongolischen, die auf die Völkergeschichte weniger einen fördernden, als vielmehr einen hemmenden, zerstörenden Einfluß geübt haben. Eine Schilderung derselben paßt für alle Epochen, wie die der afrikanischen Stämme, während die Culturvölker nur nach geschichtlichen Perioden charakterisirt werden können. Wir folgen bei den Mongolen den Schilderungen Prichard's:

„Ich werde hier nicht versuchen, alle Menschenracen aufzuzählen, welche an der der turanischen Klassen

eigenthümlichen Körperbildung Theil nehmen. Hier werde ich nur zwei der merkwürdigsten zu dieser Abtheilung gehörigen Racen beschreiben, die sich zugleich am meisten von einander unterscheiden, nämlich die nomadischen Kalmücken, welche in den großen Steppen von Centralasien umherwandern, und die Eskimos an den Küsten der Polarsee oder längs der Ufer von Asien und Amerika. Zu einer Beschreibung der Kalmücken wird mir Professor Pallas bewunderungswürdige Schilderung dieses Volkes in seiner Abhandlung über die mongolischen Nationen einige Data liefern.

Pallas hat die Bemerkung gemacht, es sei leicht, die Hauptvölker Asiens an ihren Gesichtszügen zu unterscheiden, wenn ihr Stamm nicht durch häufige Zwischenheirathen getrübt ist; unter allen diesen Racen finden wir aber keine einzige, bei welcher die charakteristischen Unterschiede so scharf hervortreten, als bei den Mongolen. „Wenn wir absehen von der Farbe," sagt Pallas, „so zeigt ein Mongole weniger Uebereinstimmung mit den anderen Menschenracen, als ein Neger mit einem Europäer. Das Charakteristische dieser Race ist am deutlichsten ausgeprägt in der bei den Kalmücken herrschenden Form des Schädels; aber die eigentlichen Mongolen und die Buräten zeigen eine so große Aehnlichkeit mit den Kalmücken, in ihren physischen sowohl, als in ihren moralischen und socialen Eigenthümlichkeiten, daß das von einem Volke Gesagte auch auf die übrigen angewandt werden kann."

„Die Kalmücken sind im Allgemeinen von mittlerer Statur, wenige sind groß, viele unter Mittelgröße; die Frauen vorzüglich sind klein. Sie sind alle wohlgebildet und ich erinnere mich nicht, eine einzige mißgestaltete Person unter ihnen gesehen zu haben. Der einzige Fehler in der Gestalt, der unter ihnen häufig

vorkommt, besteht in einer Auswärtskrümmung ihrer Arme und Beine. Diese entsteht aus ihrer Gewohnheit, die Kinder in den ersten Lebensjahren beständig auf einer Art Sattel sitzen lassen, und aus der Sitte, fast ebenso frühe als sie gehen können, beständig zu reiten. Die Kalmücken haben in der Regel kurze Hälse; ihre Gliedmaßen sind dünn und schmächtig, selbst die Vornehmen und Reicheren unter ihnen sind selten korpulent, worin sie sich von Vielen unter den Kirgisen und anderen tatarischen Nomaden unterscheiden."

Die charakteristischen Züge der Kalmücken und aller mongolischen Gesichter sind die gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufende und flach ausgefüllte Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbrauen, eine besondere Bildung und Breite der (überhaupt kleinen und platten) Nase gegen die Stirn zu, nebst den erhaben stehenden Backenknochen, bei einem runden Gesicht und Kopf. Allgemein sind ferner schwarzbraune Augensterne, breite, fleischigte Lippen, ein kurzes Kinn und sehr weiße, bis in's Alter feste und gesunde Zähne; auch überhaupt die großen, weit vom Kopfe abstehende Ohren. Diese Kennzeichen sind bei allen mehr oder weniger merklich und oft in einer vollkommenen Harmonie. Es ist aber merkwürdig, daß durch die Vermischung der Racen oder Tataren mit kalmückischem und mongolischem Geblüt, welche, hauptsächlich in den südlich vom Baikal gelegenen Gegenden von Sibirien, selbst durch die Ehe geschieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen und oft sehr schönen Gesichtern geboren werden, diese Vermischung mag von väterlicher oder mütterlicher Seite geschehen sein. Dahingegen sind Kinder von ursprünglich kalmückischer oder mongolischer Geburt im zarten Alter und oft bis in's zehnte Jahr von Gesicht höchst unförmlich und aufgedunsen, von einem

gleichsam kakochymischen Ansehen, bis sie durch das Auswachsen wohlgebildet werden." Die folgende Bemerkung jedoch scheint kaum mit einigen dieser Bemerkungen im Einklang zu stehen. „Aus den Beschreibungen, welche einige Reisende gegeben haben, sollte man glauben, daß alle kalmückischen Gesichter höchst ungestaltet und fürchterlich wären. Einige wenige sind es auch in der That. Allein überhaupt genommen hat die Gesichtsbildung aller mongolischen Völker etwas offenes, sorgloses, freimüthiges und geselliges; ja es giebt sowohl unter dem Manns- als Weibsvolk viele runde, angenehme Physiognomien und unter letzteren Schönheiten von so reizenden Zügen, daß sie selbst in einer europäischen Stadt Anbeter finden würden."

In der Vollkommenheit der physischen Sinne stehen Hirtenstämme wilden Völkern, oder solchen, welche von der Jagd leben, keineswegs nach. Die Kalmücken insbesondere haben den feinsten Geruchssinn, das vollkommenste Gehör und ein außerordentlich scharfes Gesicht. Bei ihren Reisen und kriegerischen Expeditionen ist ihnen ihr Geruch von großem Nutzen; er verräth ihnen in großer Entfernung Feuer oder die Witterung eines Lagers, zeigt ihnen einen vortheilhaften Platz, ein Lager zu schlagen und die Gegenstände, die ihnen als Beute dienen können. Viele von ihnen brauchen sich nur einem Fuchsbaue oder dem Lager eines Thieres zu nähern, um sogleich zu wissen, ob sein Bewohner zugegen ist oder nicht.

Durch ihr Gehör entdecken sie aus noch viel außerordentlicheren Entfernungen das Geräusch einer auf dem Marsche befindlichen Kavallerie, den von einem gemuthmaßten Feinde besetzten Platz, eine Heerde von Thieren, ja selbst ein einzelnes. Zu diesem Zweck legen sie sich nur flach auf die Erde nieder und halten ihr Ohr an den Boden.

Aber nichts ist bewunderungswürdiger, als die Schärfe ihres Gesichts, und die außerordentliche Entfernung, in der von einer mäßigen Anhöhe aus der größere Theil der Kalmücken auf der ebenen Steppe die kleinsten Gegenstände zu entdecken vermag — den Staub, welchen eine Heerde Vieh oder eine Abtheilung Kavallerie verursacht, trotz der namentlich im Sommer sehr zahlreichen Hindernisse, der eigenthümlichen Undulation der Erdoberfläche und der Dünste, welche während der großen Hitze dieser Länder in die reine Atmosphäre aufsteigen. In dem Kriegszuge, welchen Oubachi, der Vize-Chan der Torgots, gegen die Völker unterhalb des Kuban ausführte, würde die kalmückische Armee gewiß den Feind verfehlt haben, wenn nicht ein gemeiner Kalmuck gewesen wäre, der, während er die Pferde fütterte, von einer mäßig erhöhten Stelle in einer Entfernung von 30 Wersten den Rauch und Staub der feindlichen Armee entdeckte. Er zeigte ihnen sogleich denen, die eben so sehr hierin geübt waren, als er selbst, während Oberst Kidimskoi, selbst mit Hülfe eines Fernrohrs nichts wahrnehmen konnte.

Die Kalmücken sind in ihrem Gesicht sowohl, als an ihrem Körper ziemlich weiß, wenigstens ihre Kinder alle von dieser Farbe. Aber die Sitte der geringeren Klasse unter ihnen, ihre Kinder nackt herumlaufen zu lassen, der Sonne und dem Rauche ihrer Filzzelte ausgesetzt, und die Gewohnheit der Männer, im Sommer ohne alle Bedeckung, in bloßen Unterhosen, zu schlafen, macht, daß sie in der Regel eine lohbraune Farbe haben. Die Weiber dagegen sind oft sehr weiß. Unter den höheren Klassen sieht man so zarte und weiße Gesichter, daß die Schwärze ihres Haares dadurch erhöht wird; und in diesem Punkte sowohl, als im Ganzen Ensemble ihrer Gesichtszüge gleichen die Kalmücken den Chinesen.

„In Absicht der Schwärze des Haars," sagt Pallas, „welche die Kinder sogar schon an das Licht bringen, habe ich selbst unter den Mongolen und Kalmücken nie eine Ausnahme, ja auch nicht die geringste Abänderung zur braunen Farbe bemerkt. Doch ist mir ein zuverlässiges Beispiel eines 5jährigen kalmückischen Mädchens mit recht blonden Haaren, bei einer völlig mongolischen Gesichtsbildung, bekannt, und daß es einige braunhaarige geben solle, ist mir gleichfalls versichert worden. Ein einziger Burät mit braunen Haaren ist mir auch selbst zu Gesicht gekommen. Dergleichen Beispiele aber sind eine solche Seltenheit, daß sie kaum in Betrachtung kommen können; und selbst die meisten aus der Ehe burätischer Weiber mit Russen erzeugte Kinder, die man im Selenginskischen und in Taurien Kargmi zu nennen pflegt, haben pechschwarze Haare und arten hierin, so wie in den Gesichtszügen, am meisten nach der Mutter."

„Bei allen mongolischen Völkern ist das erwachsene Mannsvolk weit weniger mit Bart versehen, als die tatarischen und europäischen Nationen; auch pflegt er ihnen viel später zu wachsen. Die Kalmücken sind unter allen noch die bärtigsten, und gemeiniglich doch sehr schlecht und dünn damit versehen. Sie lassen gewöhnlich nur einen kleinen Stutzbart, einige auch noch ein Zöpfchen an der Unterlippe stehen. Nur alte Leute, besonders unter den Mönchen und Geistlichen, haben außer dem Zwickelbart über den Mundwinkeln an der Unterlippe auch das dünngesäete Haar unterm Kinn am Halse herum wachsend; das übrige wird theils durch Raufen, theils durch Scheeren glatt gehalten. Am Leibe sind sie selten haarreich, und die Mütter suchen auch ihren Kindern das Haar in der Jugend auszutilgen."

In diesem Augenblicke kommt dem Verfasser gerade A. v. Humboldt's „Kosmos" (2. Band) in die

Hand, und er kann es sich nicht versagen, die Schilderung, welche sich dort über die arabischen Völker findet, hier nachträglich einzuschalten.

„Die Araber, ein semitischer Urstamm, verscheuchen theilweise die Barbarei, welche das von Völkerstürmen erschütterte Europa bereits seit zwei Jahrhunderten bedeckt hat. Sie führen zurück zu den ewigen Quelleu griechischer Philosophie; sie tragen nicht nur dazu bei, die wissenschaftliche Cultur zu erhalten, sie erweitern sie und eröffnen der Naturforschung neue Wege. In unserm Continent begann die Erschütterung erst, als unter Valentinian I. die Hunnen (finnischen, nicht mongolischen Ursprungs) in dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts über den Don vordrangen und die Alanen, später mit diesen die Ostgothen bedrängten. Fern im östlichen Asien war der Strom wandernder Völker in Bewegnng gesetzt mehrere Jahrhunderte früher, als unsere Zeitrechnung beginnt. Den ersten Anstoß der Bewegung gab der Anfall der Hiungnu (eines türkischen Stammes) auf das blonde und blauäugige, vielleicht indogermanische Volk der Usün, die, an die Yueti (Geten?) grenzend, im oberen Flußthal des Huangho im nordwestlichen China wohnten. Der verheerende Völkerstrom, fortgepflanzt von der, gegen die Hiungnu (214 vor Chr.) errichteten großen Mauer bis in das westlichste Europa, bewegte sich durch Mittel-Asien, nördlich von der Kette des Himmelsgebirges. Kein Religionseifer beseelte diese asiatischen Horden, ehe sie Europa berührten; ja man hat bestimmt erwiesen, daß die Mongolen noch nicht Buddhisten waren, als sie siegreich bis nach Polen und Schlesien vordrangen. Ganz andere Verhältnisse gaben dem kriegerischen Ausbruch eines südlichen Volkes, der Araber, einen eigenthümlichen Charakter.

In dem wenig gegliederten Continent von Asien

dehnt sich, ausgezeichnet durch seine Form, als ein merkwürdig abgesondertes Glied, die arabische Halbinsel zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen, zwischen dem Euphrat und dem syrisch-mittelländischen Meere hin. Es ist die westlichste der drei Halbinseln von Süd-Asien, und ihre Nähe zu Aegypten und einem europäischen Meeresbecken bietet ihr große Vortheile sowohl der politischen Weltstellung, als des Handels dar. In dem mittleren Theile der arabischen Halbinsel lebte das Volk des Hedschaz, ein edler, kräftiger Menschenstamm, unwissend, aber nicht roh, phantasiereich und doch der sorgfältigen Beachtung aller Vorgänge in der freien Natur (an dem ewig heitern Himmelsgewölbe und auf der Erdfläche) ergeben. Nachdem dies Volk, Jahrtausende lang fast ohne Berührung mit der übrigen Welt, größtentheils nomadisch umhergezogen, brach es plötzlich aus, bildete sich durch geistigen Contact mit den Bewohnern alter Culturſitze, bekehrte und herrschte von den Herkules-Säulen bis zum Indus, bis zu dem Punkt, wo die Bolor-Kette den Hindu-Kho durchschneidet. Schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts unterhielt es Handelsverkehr gleichzeitig mit den Nordländern Europa's und Madagascar, mit Ost-Afrika, Indien und China; es verbreitete Sprache, Münze und indische Zahlen, gründete einen mächtigen, langdauernden, durch religiösen Glauben zusammengehaltenen Länderverband. Oft bei diesen Zügen wurden große Provinzen nur vorübergehend durchstreift. Der schwärmende Haufe, von den Eingebornen bedroht, lagerte sich (so sagt die einheimische Naturdichtung) „wie Wolkengruppen, die bald der Wind zerstreut.“ Eine lebensreichere Erscheinung hat keine andere Völkerbewegung dargeboten, und die dem Islam scheinbar inwohnende geistbedrückende Kraft hat sich im Ganzen minder thätig und hemmend un-

ter der arabischen Herrschaft, als bei den türkischen Stämmen gezeigt. Religiöse Verfolgung war hier wie überall (auch unter christlichen Völkern) mehr Wirkung eines schrankenlosen dogmatisirenden Despotismus, als Wirkung der ursprünglichen Glaubenslehre, der religiösen Anschauung der Nation. Die Strenge des Koran ist vorzugsweise gegen Abgötterei und den Götzendienst aramäischer Stämme gerichtet.

Da das Leben der Völker außer den inneren geistigen Anlagen durch viele äußere Bedingnisse des Bodens, des Klima's und der Meeresnähe bestimmt wird, so muß hier zuvörderst an die ungleichartige Gestaltung der arabischen Halbinsel erinnert werden. Wenn auch der erste Impuls zu den großen Veränderungen, welche die Araber in drei Continenten hervorgebracht haben, von dem ismaelitischen Hedschaz ausging und seine hauptsächlichste Kraft einem einsamen Hirtenstamme verdankte, so ist doch der übrige Theil der Halbinsel an seinen Küsten seit Tausenden von Jahren nicht von dem übrigen Weltverkehr abgeschnitten geblieben. Um den Zusammenhang und die Möglichkeit großer und seltsamer Ereignisse einzusehen, muß man zu den Ursachen aufsteigen, welche dieselben allmählig vorbereitet haben.

Gegen Südwesten am erythräischen Meere liegt das schöne Land der Joctaniden, Yemen, fruchtbar und ackerbauend, der alte Cultursitz von Saba. Es erzeugt Weihrauch (lebonah der Hebräer, vielleicht Boswellia thurifera Colebr.), Myrrhe (eine Amyris-Art, von Ehrenberg zuerst genau beschrieben) und den sogenannten Mekka-Balsam (Balsamodendron gileadense, Kunth): Gegenstände eines wichtigen Handels der Nachbarvölker, verführt zu den Aegyptern, Persern und Indern, wie zu den Griechen und Römern. Auf diese Erzeugnisse gründet sich die

geographische Benennung des „glücklichen Arabiens", welche wir zuerst bei Diodor und Strabo finden. Im Südosten der Halbinsel am persischen Meerbusen lag Gherra, den phönicischen Niederlassungen von Aradus und Tylus gegenüber, ein wichtiger Stapelplatz des Verkehrs mit indischen Waaren. Wenn gleich fast das ganze Innere des arabischen Landes eine baumlose Sandwüste zu nennen ist, so findet sich doch in Oman (zwischen Jailan und Batna) eine ganze Reihe wohl cultivirter, durch unterirdische Canäle bewässerter Oasen; ja der Thätigkeit des verdienstvollen Reisenden Wellsted verdanken wir die Kenntniß dreier Gebirgsketten, deren höchster, waldbedeckter Gipfel, Dschebel Akhdar, sich bis 6000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel bei Maskat erhebt. Auch in dem Berglande von Yemen östlich von Loheia und in der Küstenkette von Hedschaz, in Asyr, wie östlich von Mekka bei Tayef, befinden sich Hochebenen, deren perpetuirlich niedrige Temperatur schon dem Geographen Edrisi bekannt war.

Dieselbe Mannigfaltigkeit der Gebirgslandschaft charakterisirt die Halbinsel Sinai, das Kupferland der Aegypter des alten Reiches (vor der Hyksos-Zeit), und die Felsthäler von Petra. Die phönicischen Handelsniederlassungen an dem nördlichsten Theile des rothen Meeres und die Hiram-Salomonische Ophirfahrt, die von Ezion-Geber ausging, sind hier noch zu erwähnen. Arabien und die von indischen Ansiedlern bewohnte nahe Insel Socotora (die Insel des Dioscorides) waren Mittelglieder des Welthandels nach Indien und der Ostküste von Afrika. Die Produkte dieser Länder wurden gemeinhin mit denen von Hadhramaut und Yemen verwechselt. „Aus Saba werden sie kommen" (die Dromedare von Midian), singt der Prophet Jesaias, „werden Gold und Weihrauch bringen." Petra war der Stapel-

platz kostbarer Waaren, für Tyrus und Sidon bestimmt, ein Hauptsitz des einst so mächtigen Handelsvolks der Nabatäer, denen der Sprachgelehrte Quatremère als ursprünglichen Wohnsitz die Gerrhäer-Gebirge am unteren Euphrat anweist. Dieser nördliche Theil von Arabien ist vorzugsweise durch die Nähe von Aegypten, durch die Verbreitung arabischer Stämme in dem syrisch-palästinischen Grenzgebirge und den Euphratländern, wie durch die berühmte Caravanenstraße von Damascus über Emesa und Tadmor (Palmyra) nach Babylon in belebendem Contact mit anderen Culturstaaten gewesen. Mohammed selbst, entsprossen aus einem vornehmen, aber verarmten Geschlecht des Koreischiten-Stammes, hatte, ehe er als inspirirter Prophet und Reformator auftrat, in Handelsgeschäften die Waarenmesse von Bosra an der syrischen Grenze, die in Hadhramaut, dem Weihrauchlande, und am meisten die zwanzigtägige von Odakh bei Mekka besucht, wo Dichter, meist Beduinen, sich alljährlich zu lyrischen Kampfspielen versammelten. Wir berühren diese Einzelnheiten des Verkehrs und seiner Veranlassungen, um ein lebendigeres Bild von dem zu geben, was vorbereitend auf eine Weltveränderung wirkte.

Die Verbreitung der arabischen Bevölkerung gegen Norden erinnert zunächst an zwei Begebenheiten, deren nähere Verhältnisse freilich noch in Dunkel gehüllt sind, welche aber doch dafür zeugen, daß schon Jahrtausende vor Mohammed die Bewohner der Halbinsel sich durch Ausfälle nach Osten und Westen, gegen Aegypten und den Euphrat hin, in die großen Welthändel gemischt hatten. Die semitische oder aramäische Abstammung des Hyksos, welche unter der zwölften Dynastie, 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung, dem alten Reiche ein Ende machten, wird jetzt fast allgemein von den Geschichtsforschern ange-

nommen. Auch Manetho sagt: „Einigr behaupten, daß diese Hirten Araber waren". In anderen Quellen werden sie Phönicier genannt, ein Name, der im Alterthume auf die Bewohner des Jordanthales und auf alle arabischen Stämme ausgedehnt wird. Der scharfsinnige Ewald gedenkt besonders der Amalekiter (Amalekäer), welche ursprünglich in Yemen wohnten, dann über Mekka und Medina sich nach Canaan und Syrien verbreiteten und in arabischen Urkunden als zu Josephs Zeit über Aegypten herrschend genannt werden. Auffallend ist es immer, wie die nomadischen Stämme der Hyksos das mächtige, wohleingerichtete alte Reich der Aegypter haben überwältigen können. Freier gesinnte Menschen traten glücklich gegen die an lange Knechtschaft gewöhnten auf; und doch waren die siegreichen arabischen Einwanderer damals nicht, wie in neuerer Zeit, durch religiöse Begeisterung aufgeregt. Aus Furcht vor den Assyrern (Stämmen von Arpachschad) gründeten die Hyksos den Waffenplatz und die Feste Avaris am östlichen Nilarme. Vielleicht deutet dieser Umstand auf nachdringende Kriegsschaaren, auf eine große gegen Westen gerichtete Völkerwanderung. Eine zweite, wohl um tausend Jahre spätere Begebenheit ist die, welche Diodor dem Ktesias nacherzählt. Ariäus, ein mächtiger Himyariten-Fürst, wird Bundesgenosse des Ninus am Tigris, schlägt mit ihm die Babylonier und kehrt mit reicher Beute beladen in seine Heimath, das südliche Arabien, zurück.

War im Ganzen das freie Hirtenleben das herrschende im Hedschaz, war es das Leben einer großen und kräftigen Volkszahl, so wurden doch auch dort die Städte Medina und Mekka (letztere mit ihrem uralten räthselhaften Tempelheiligthum, der Kaaba) als ansehnliche, von fremden Nationen besuchte Orte bezeichnet. In Gegenden, welche den Küsten oder

den Caravanenstraßen, die wie Flußthäler wirken, nahe lagen, herrschte wohl nirgends die völlige rohe Wildheit, welche die Abgeschlossenheit erzeugt. Schon Gibbon, der die menschlichen Zustände immer so klar auffaßt, erinnert daran, wie in der arabischen Halbinsel das Nomadenleben sich wesentlich von dem unterscheidet, welches Herodot und Hippocrates in dem sogenannten Scythenlande beschreiben, weil in diesem kein Theil des Hirtenvolkes sich je in Städten angesiedelt hat, während auf der großen arabischen Halbinsel das Landvolk noch jetzt mit den Städtebewohnern verkehrt, die es von gleicher ursprünglicher Abkunft mit sich selbst hält. In der Kirghisensteppe, einem Theile der Ebenen, welche die alten Scythen (Scoloten und Sacer) bewohnten, hat es auf einem Raume, der an Flächeninhalt Deutschland übertrifft, seit Jahrtausenden nie eine Stadt gegeben; und doch überstieg, zur Zeit meiner sibirischen Reise, die Zahl der Zelte (Jurten oder Kibitken) in den drei Wanderhorden noch 400,000, was ein Nomadenvolk von zwei Millionen andeutet. Wie sehr solche Contraste der größeren oder minderen Abgeschlossenheit des Hirtenlebens (selbst wenn man gleiche innere Anlagen voraussetzen will) auf die geistige Bildung wirken, bedarf hier keiner umständlicheren Entwickelung."

Wir wenden uns nun wieder zur europäischen Welt. Gegen Ende des Mittelalters begann dort das Feudalverhältniß, in welchem die Fürsten und Großen zu einander standen, allmälig zur Monarchie sich umzugestalten. Die Herzöge und Fürsten in Deutschland, welche bisher Lehensträger des Kaisers waren, gewannen nach und nach mehr Selbständigkeit und Macht. Der Abhängigkeitsverband lockerte sich allmälig, und aus den Vasallen wurden eigene Herren. So auch in Italien. Umgekehrt geschah es in Frankreich. Dort waren die Herzöge früher mächtiger, ein-

flußreicher und selbständiger als der König gewesen. Der König aber hatte den großen Vortheil für sich, daß er durch die Erbfolge, nicht durch die Wahl auf den Thron gelangte. Was der Vater begonnen hatte, konnte der Sohn fortsetzen, was er erworben hatte, zusammenhalten; der neue König brauchte das Werk nicht immer von Neuem anzufangen, er durfte das angefangene nur befestigen, er brauchte nur auf dem schon gelegten Fundamente der Hausmacht weiter zu bauen. Durch Beerbung der Seitenlinien der königlichen Familie, durch Heirathen mit den Töchtern der anderen fürstlichen Häuser, auch wohl durch die Gewalt der Waffen, vergrößerte sich nach und nach das Besitzthum und die königliche Autorität. Die heranblühenden Städte der Monarchie wurden durch freigebig ertheilte Privilegien als Stützen der Herrschaft gewonnen, und durch die Errichtung des obersten Lebenshofes zu Paris, vor dem alle Streitigkeiten zwischen den Städten und den Herzogen und Großen oder der Großen unter sich in letzter Instanz zur Entscheidung kommen mußten, gab einen festen, stetigen Mittelpunkt für die Ausdehnung des königlichen Einflusses über die Geschicke und Zustände des gesammten Reiches. In Paris versammelten sich auch die Stände. Anfangs waren es nur die Adeligen und die Geistlichkeit gewesen, die dort zusammen kamen, aber schon 1302 ward es auch den Städten erlaubt, sich durch Deputirte dabei vertreten zu lassen; endlich trug es nicht wenig zur Hebung des Königthums bei, daß es den Leibeigenen des Königs sehr leicht und wohlfeil gemacht wurde, sich frei zu kaufen, und dann ihre Dankbarkeit für diese Befreiung durch treue Anhänglichkeit zu beweisen. In Bildung, feiner Sitte, in Poesie und Kunst hatte Frankreich Deutschland bald überflügelt, der Deutsche bewegte sich langsa-

mer, bedächtiger, deshalb aber auch um so sicherer vorwärts.

England war bekanntlich von Deutschland aus von den Angelsachsen unter Hengist und Horsa erobert worden. In seiner Reinheit hatte sich aber der deutsche Stamm nicht lange als der allein herrschende behaupten können. Die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer kamen aus der Normandie herüber und unterwarfen das Land. Die urdeutschen Einrichtungen wurden durch das Lehen- und Feudalwesen verdrängt. Die Städte kamen erst nach und nach zu einiger Bedeutung, indem sie sich zur Zeit der Kreuzzüge, als Richard Löwenherz in Palästina war und Johann mit der größten Willkür und Bedrückung die Regierung an sich gerissen hatte, mit den Baronen verbanden und Johann zwangen, die Magna charta, die Grundlage der englischen Freiheit, genauer gesagt: der Adelsprivilegien, zu beschwören. Oben an unter diesen Freiheiten stand die richterliche, wonach keinem Engländer ohne ein gerichtliches Urtheil von Seinesgleichen die Freiheit der Person, das Vermögen oder gar das Leben genommen werden durfte, wonach Jeder freie Verfügung über sein Eigenthum haben sollte, und der König nur mit Zustimmung der Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Barone Steuern ausschreiben und erheben konnte. Der dritte Stand, der Bürgerstand, welcher von den Königen begünstigt wurde, um der Macht des Adels als eine Schranke zu dienen, brachte es später ebenfalls dahin, bei dem Parlamente eine Vertretung zu erhalten.

So war der Stand der Dinge im fünfzehnten Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England. Die päpstliche Macht kam gegenüber der sich immer fester gründenden weltlichen Staatsgewalt in eine schwierige Stellung. Die Kühnheit der Wissenschaft rüttelte an dem bisher unantastbar geltenden

heiligen Stuhle. Der Schrei des Unwillens und der Rache über die Verurtheilung des edlen Huß fand ein Echo in den Herzen der Völker. Es war, als sei ihnen plötzlich die Binde von den Augen gerissen. Sie fingen an aufzuhorchen, was rings umher die Gelehrten sprachen und forderten, Gelehrte wie Erasmus von Rotterdam und Reuchlin, was Dichter wie Rosenplüt und Sebastian Brant in verständlicher, derber, dem Volksherzen zusagender Weise sangen; sie zollten dem vernichtenden Spott des Eulenspiegels und Reinecke Fuchs ihren Beifall und verlachten mit ihren geistigen Vorkämpfern die vergeblichen Anstrengungen der Geistlichkeit, ihnen die Ohren zu verstopfen und sie zum schweigenden, frommen, kindlichen Gehorsam gegen die Gebote der Hierarchie zurückzuführen. Es war zu spät. Das Papstthum ging, trotz aller Zeichen der Zeit, blind in sein Geschick. Es zog die Zügel immer straffer an, es trieb seinen, aller Vernunft, aller Sittlichkeit Hohn sprechenden Ablaßkram offen auf dem Markte des Lebens und schien alle Scham und Scheu abgelegt zu haben. Die Kirche war hinter der Entwickelung des Weltgeistes zurückgeblieben, sie hatte keinen Theil mehr an ihm, sie war gott- und geistverlassen. Sie, welche Seelen durch die Macht der Religion aus dem Verderben erretten sollte, bediente sich schnöder äußerer Mittel dazu, und war in dem Wahn, das Volk werde diesen Mitteln wirkliche Heil- und Erlösungskraft zutrauen. Der vollendete Tempel des h. Petrus zu Rom, der aus dem Erlös des Sündenabkaufs errichtet wurde, war zugleich, mit dem herrlichen Bilde des jüngsten Gerichts von Michel Angelo Buonarotti geziert, das jüngste Gericht und der Sturz dieses stolzen Baues. Das deutsche Volk in seiner Schlichtheit und Einfachheit war ausersehen, diesen Sturz zu vollbringen. Während die übrige Welt, namentlich

Spanien, Portugal, England und Frankreich, hinauswallfahrtete nach Ostindien und Amerika, um sich Reichthümer und weltliche Herrschaft zu gewinnen, tritt in Deutschland ein einfacher Mönch gegen Rom, die riesige Weltgebieterin, auf, und suchte die Seligkeit nicht, wie die Kirche, in einem steinernen irdischen Grabe, sondern in den Herzen der Menschen, er suchte und fand sie im Glauben und im Genusse. Der Glaube, den er verlangt, ist nicht der Glaube an etwas Geschehenes und Vergangenes, sondern die Gewißheit des Ewigen, die Gewißheit der Wahrheit von Gott, der Glaube, welcher eine Wirkung des heiligen Geistes, nicht eigenes Verdienst des Menschen ist. Mit dieser Lehre vom Glauben stand Luther noch ganz auf dem Standpunkte des Katholicismus. Er eiferte dagegen, daß Christus bloß als eine historische Person zu nehmen sei, er behauptete vielmehr, daß der Mensch zu ihm eine unmittelbare Gemeinschaft im Geiste habe, und trennte sich aus diesem Grunde auch von der reformirten Kirche, die beim Abendmahl nur die Erinnerung, nur das Andenken an Christns feierte, seine leibliche Gegenwart im Sacrament aber dabei leugnete. Durch Luther und seine berühmten Zeitgenossen Melanchthon, Hutten, Zwingli u. a. wurde die Scheidewand niedergewissen, welche das Priesterthum vom Laienthum trennte, und vielleicht wären wir heute glücklicher, vielleicht lebten wir friedlicher nebeneinander, wenn es geschäftigen Händen nicht gelungen wäre, diese Scheidewand wieder aufzurichten.

Die Reformation wollte in ihren begeisterten Anfängen die christliche Freiheit zur Wirklichkeit machen; sie erhob ihr Panier siegesgewiß, das Panier, um welches die Völker sich schaaren sollten, das Panier des freien Geistes, der bei sich selbst in der Wahrheit ist: Hegel sagt, dies ist die Fahne, unter der wir

dienen und die wir tragen. Die Zeit von der Reformation bis auf uns hat kein anderes Werk zu thun gehabt und zu thun, als dieses Prinzip in die Welt hineinzubilden. Wohl uns, wenn diese Hineinbildung schon vollendet, wenn die Reformation in ihrer freien Entwickelung nicht gehemmt worden wäre! Dann würde vielleicht schon jetzt der Geist der Wahrheit in den Handlungen der Menschen lebendiger erscheinen, dann würde die letzte Forderung des Christenthums erfüllt sein, daß der Staat auf Religion gegründet sein müsse. Doch davon mehr weiter unten.

Luther apponirte Anfangs nur einigen schreienden Mißbräuchen, welche sich in der Kirche eingeschlichen hatten, bald aber dehnte er seinen Kampf auch auf die Kirchenlehren, auf die Dogmen aus. Er verwarf das Klosterleben, die weltliche Herrschaft der Bischöfe und die Autorität der Kirche überhaupt. An die Stelle derselben setzte er die Autorität der Bibel, mit deren Uebersetzung er dem deutschen Volke ein unschätzbares Geschenk gemacht hat, er hat ihm damit ein Volksbuch in die Hand gegeben, wie es keine katholische Nation aufzuweisen hat. Auf die Bibel verwies er Jeden, daraus sollte Jeder sich belehren, Jeder sein Gewissen bestimmen.

Aber noch bei Luthers Lebzeiten erschrak man über das große Maaß der Denkfreiheit, welche gewährt oder doch angebahnt war. Wo hinaus soll das führen? fragten sich die Führer des Protestantismus, wird der freigelassene Geist nicht über das Ziel hinausstreben, wird er am Ende nicht jede Schranke verachten und sich in trostloser Gottverlassenheit verirren? und man beeilte sich, dem protestantischen Glauben eine Bekenntnißformel zu Grunde zu legen, über welche hinaus ein weiteres Streben nicht gehen sollte, dies geschah durch die Augsburger Confession vom

Jahre 1530, welche sich auf die Concilienbeschlüsse der ersten christlichen Jahrhunderte stützte, und die dort ein für allemal aufgestellten Glaubenslehren auch in den Protestantismug herübernahm. Da der Inhalt der symbolischen Schriften genugsam bekannt ist, so können wir ihn hier übergehen. Diese Confession war eigentlich eine That der Nachgiebigkeit, es war die Hand der Versöhnung und des Friedens, die die Anhänger der Reformation der alten Kirche darreichten. Allein die Kirche wies nichts desto weniger diese Hand zurück. Sie schloß sich durch das Tridentinische Concilium nur noch starrer von aller Gemeinschaft mit dem neuerwachten Geiste ab, sie trennte sich von der aufblühenden Wissenschaft, von der Philosophie, von der humanistischen Literatur, und hatte bald genug auch Gelegenheit, ihre Feindschaft und ihre Rache gegen die Freiheit der Wissenschaft praktisch zu beweisen. Kopernikus hatte gefunden, daß die Erde und die Planeten um die Sonne sich drehen; dies erschien der Kirche als eine Gotteslästerung. Bis zu Kopernikus reichte ihr Arm nicht, sie hielt sich daher an Galiläi, der in einer Schrift gesprächsweise die Gründe für und wider diese neue Entdeckung gesprochen und sich für dieselbe erklärt hatte. Für dieses Verbrechen ward der edle Held der Wahrheit so lange den Qualen der Folter unterworfen, bis er auf den Knieen die Lehre als einen Irrthum widerruf. Noch brannten die Schmerzen der Tortur in seinen Gliedern, noch lagen die Marterwerkzeuge vor seinen Augen, da gereuete es den Dulder, daß er die Wahrheit, wie einst Petrus seinen Herrn, verleugnet hatte, und aufstehend von seinen Knieen, rief er mit der Freudigkeit eines Märtyrers, dem dem Palme des ewigen Friedens winkt: „Und sie bewegt sich doch!"

Und Galiläi war nicht der einzige Dulder und Märtyrer. Wie die ersten Anhänger des Christenthums ihre Bekenntnißtreue mit dem Tode büßen mußten, so fielen auch dem Hasse Roms gegen die Befreiung der Wissenschaft aus den Banden des Kirchenglaubens tausend blutige Opfer vor und nach Galiläi. Wir brauchen nur die Blätter der Geschichte aufzuschlagen, auf denen sie die grauenhafte That der Bartholomäusnacht verzeichnet hat; wir dürfen nur die dumpfen Kerker der Inquisition fragen, nur die Richtstätten, auf denen zur größeren Ehre Gottes die Scheiterhaufen zum Himmel aufflammten, nur an die Hunderttausende denken, die auf den Schlachtfeldern des dreißigjährigen Krieges dahin gemaht wurden, der Einzelnen nicht zu gedenken, die durch den Jesuitenorden heimlich und öffentlich dem Verderben überliefert wurden, weil sie die kirchliche Hierarchie nicht anerkennen wollten, und wir haben Beweise genug, daß eine neue Zeit, welche über die Welt hereinbricht, immer neue Opfer fordert, und daß sie bei ihrem Beginn nicht sogleich den Frieden und die Versöhnung bringt, sondern das Schwert, und daß es starker Herzen bedarf, um in der vordersten Reihe der Kämpfer für die Herrlichkeit der neuen Wahrheit zu treten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist die, daß die Reformation einen bleibenden Eingang nur bei den Deutschen und den übrigen Völkern germanischen Ursprungs, bei den Holländern, Dänen, Schweden und Engländern, gefunden hat. Die romanischen und slavischen Völker sind von ihr wohl berührt worden, aber sie gewährten ihr keine Heimathrechte für immer. Dieses gilt auch von dem Süden Deutschlands, von Böhmen, Oestreich und Baiern, wo sie größtentheils mit Gewalt durch das Schwert wieder unterdrückt wurde. Sie hatte dort keinen rechten und festen Bo-

den gefunden, weil das Volk hinter den Norddeutschen in der Bildung zurückgeblieben war, und ihre Fürsten, den Kaiser an der Spitze, nicht bloß in religiöser, sondern auch in politischer Hinsicht den Fürsten Norddeutschlands feindlich gegenüber standen.

Den Grund der eben angedeuteten Erscheinung können wir leicht finden. Die romanischen Nationen sind aus der Vermischung des römischen und germanischen Blutes hervorgegangen und haben diese beiden Stammelemente nie zu einer Einheit versöhnen können; sie haben es nie dahin bringen können, über den Geist in sich selbst zu sinnen. Das was wir Gemüth nennen, kennen sie nicht, ja sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort dafür. Sie lassen, was das Gemüth betrifft, was dort eigentlich seinen Sitz hat, drüben liegen, und sind froh, wenn sie damit nichts zu thun haben; die Sorge dafür überlassen sie der Kirche und begnügen sich mit den vorgeschriebenen äußeren Formen. Das religiöse Interesse ist bei ihnen ganz vom weltlichen getrennt; während der Deutsche das Bedürfniß hat, die Religion als die Seele alles seines Thuns und Lebens anzusehen, als die Hauptsache, ist sie den romanischen Völkern eine Nebensache. Den Protestantismus betrachten sie daher mit Widerwillen, er erscheint ihnen als etwas Pedantisches, etwas Trauriges oder kleinlich Moralisches, weil der Geist, die Denkthätigkeit des Menschen dadurch in Anspruch genommen wird. Bei dem Ceremoniendienst der katholischen Kirche aber das Denken an den tieferen Sinn nicht nöthig ist und man doch das Nöthige dabei absolviren kann.

Der Protestantismus tritt nun in ein ganz anderes Verhältniß zum Weltlichen, als früher der Katholizismus. Der Protestantismus hatte zu dem Satze geführt, daß auch das Weltliche, das sonst für das schlechthin Böse galt, auch von dem göttlichen Geiste

durchdrungen sein könne und solle. Das Sittliche und das Recht im Staate muß auch das Göttliche, das Gebot Gottes sein, und es giebt dem Inhalte nach überhaupt nichts Höheres und Heiligeres, am wenigsten kann als solches ein Gebot menschlicher Willkühr gelten. Ein solches Gebot war aber die Ehelosigkeit der Priester, die Arbeitslosigkeit des Mönchslebens. Sie wurden abgeschafft; das Verdienst des Menschen wurde nach dem Grade seiner Arbeit für das Allgemeinwohl geschätzt; man kam zur Erkenntniß des sittlichen Gehalts in der industriellen und gewerblosen Thätigkeit, deren Werth die katholische Kirche immer gering achtete.

Die katholische Kirche hatte blinden Gehorsam gefordert, der Protestantismus setzte die Vernunft des Wollens und des Thuns in ihr Recht ein und machte sie zur Bedingung des Gehorsams gegen die Staatsgesetze. In solchem Gehorsam ist der Mensch erst wahrhaft frei. Das Vernünftige erfährt keinen Widerspruch von Seiten des religiösen Gewissens, es kann mit ihm nicht mehr in feindlichen Conflict gerathen, und sich auf seinem Boden ruhig entwickeln, ohne Gewalt brauchen zu müssen. In der katholischen Kirche konnte aber und kann noch heute der Fall eintreten, daß das Gewissen der Menschen das verdammt, was ihre Priester gut heißen, unterstützen und wohl gar heilig sprechen.

Der Protestantismus hat zu dem Versöhnungswerk des Staats mit der Kirche, welche früher in beständiger Entzweiung lebten, den Grundstein gelegt und wenigstens den Weg dazu angebahnt, obschon es ihm noch nicht ganz gelungen ist, alle Hindernisse zu beseitigen. Wir sagten Versöhnung des Staats mit der Kirche, geben wir der Sache tiefer auf den Grund, so können wir mit gleichem Rechte sagen, Versöhnung der Welt mit Gott; denn dies war das eigentliche

Ziel des Christenthums, von welchem aber die Welt weit abgewichen war, das sie beinahe ganz aus den Augen verloren hatte. Die Reformation suchte diesen Weg wieder aufzufinden und die Menschheit in's rechte Geleise zu bringen, indem sie es jedem Gliede der menschlichen Gesellschaft zur ersten und heiligsten Pflicht machte, bei sich selbst erst diese Versöhnung zu erstreben, dadurch, daß er zur Selbsterkenntniß komme, dadurch, daß er inne werde, auch in mir kann der göttliche Geist auch ohne Vermittelung des Priesters lebendig werden, durch eigenen Willen, durch eigene Kraft. Das Gebot der Reformation, bei sich selber Einkehr zu halten, überraschte die Welt. Es war eine neue schwierige Aufgabe, der sie nicht sogleich gewachsen war, an deren Lösung sie zweifelte. Wie Faust in der Göthe'schen Dichtung ausruft: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" so durchklang eine ähnliche Klage die ganze protestantische Christenheit. Sie meinte durch die Gewalt des Bösen, der den Sieg der Vernunft überall zu hemmen berufen sei, durch eine dämonische Macht, durch den Teufel selbst daran gehindert zu werden. Aus dieser Voraussetzung entsprang der Glaube an den Teufel und an die Möglichkeit, daß Menschen mit ihm um den Preis ihrer Seligkeit ein Bündniß schließen könnten, wofür jener ihnen alle Genüsse, alle Reichthümer der Welt zur Verfügung stelle und nur beim Tode dafür ihre Seele in Empfang nehme. Dieser Teufelsglaube, der in der Volkssage vom Faust seinen poetischen Ausdruck erhielt, hat eine gräßliche Wichtigkeit für die Sitten- und Rechtsgeschichte des 16ten, 17ten und sogar noch des 18ten Jahrhunderts erhalten, denn aus ihm entwickelte sich der Glaube an Hexerei, zu welcher der die Macht erhalten, der das Bündniß mit dem Bösen abgeschlossen, ihm seine Seele verschrieben hatte. Dieser entsetzliche

Aberglaube verbreitete sich wie eine Pest über alle Völker, über die protestantischen ebenso gut, wie über die katholischen, und es folgten aus ihm jene Hexenprozesse, an welche man nicht ohne Schaudern denken kann. Daß sie möglich wurden ist ein Wunder, eine Verhöhnung der menschlichen Vernunft. Die Anklage wurde nicht durch eine bewiesene Schuld gerechtfertigt. Es genügte dazu ein bloßer Verdacht; den Prozessen lag nur der Glaube an die Macht des Bösen zu Grunde, ein juristischer Beweis konnte aber nie geführt werden. Die armen Wesen, welche vor das Hexentribunal geführt wurden, waren eigentlich schon verurtheilt, noch ehe sie gehört waren. Was uns Pater Spee davon erzählt, übertrifft an Furchtbarkeit Alles, was unsere Phantasie sich davon träumen kann. Die Tortur, welche nur einmal angewendet werden durfte, wurde so lange fortgesetzt, bis das Geständniß erfolgte. Wenn die angeklagte Person aus Schwäche bei der Tortur in Ohnmacht fiel, so hieß es, der Teufel gebe ihr Schlaf; bekam sie Krämpfe, so sagte man, der Teufel lache aus ihr; hielt sie standhaft aus, der Teufel gebe ihr Kraft. Wo sollte bei solchen Voraussetzungen eine Vertheidigung hergenommen werden? Der Angeklagte war unrettbar dem grauenhaften Geschicke verfallen. Diese Verirrung des Reformationsjahrhunderts ist jedenfalls ein großes Räthsel für jeden Denkenden, es ist ein Räthsel, daß sie so lange andauern konnte, und daß erst ein deutscher Professor, Thomasius in Halle, sich mit Erfolg diesem blutigen Wahnsinn widersetzen durfte, ohne daß auf ihn selbst, wie dies früher mehreren Gegnern der Hexenprozesse geschehen war, der Verdacht eines Bündnisses mit dem Teufel gefallen wäre. Im Jahre 1780 wurde zu Glarus in der Schweiz die letzte Hexe öffentlich verbrannt. Die katholische Kirche hatte noch ein weiteres Feld zu Ver-

folgungen und Hinrichtungen; denn ihr strafender Arm verfolgte nicht bloß die Hexen, sondern auch die Ketzer. Ein Jeder hat wohl schon einen Blick in die Geschichte der Inquisition gethan, wir brauchen daher das düstere Gemälde nicht noch einmal aufzurollen; wir brauchen überhaupt, je näher wir der Geschichte der Gegenwart kommen, nur auf Thatsachen und Namen hinzudeuten, weil, Gott sei Dank, die Mehrzahl aller Gebildeten nicht mehr fremd auf diesem Felde ist. Wir kennen die Stiftung des Jesuitenordens, die Umrisse der Geschichte des 30jährigen Krieges, der, eine Folge des Hasses gegen die Reformation, unser armes Vaterland verwüstete; wir kennen seine Helden: Wallenstein und Tilly auf der einen und Gustav Adolph auf der andern Seite; wir wissen, daß gegen Ende desselben ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern an die Spitze des Churfürstenthums Brandenburg trat, der den Grundstein zur Größe und Blüthe unseres preußischen Vaterlandes legte, daß er es war, der die aus Frankreich ihres Glaubens wegen durch die von Ludwig XIV. vollzogene Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen Protestanten gastfrei aufnahm.

Mit Ludwig XIV. hatte in Frankreich die Monarchie ihren höchsten Gipfelpunkt erreicht, und es war keine Prahlerei, wenn dieser König sagte: der Staat bin ich. Die Gewalt der Großen war gänzlich gebrochen, die Rechte, die sie ehemals als Vasallen besaßen, hatten sich in Staatspflichten verwandelt. Sie erbten nicht mehr ihre Stellung, sie empfingen sie als Gnadenbeweise aus der Hand des Königs, sie wurden Staatsdiener, sie hielten nicht mehr ihre eigenen Truppen, sondern wurden dem stehenden Heere des Königs eingereiht. Ebenso hatte sich in Spanien die Gestalt der Dinge geändert; Philipp II. war für Spanien das gewesen, was nach der Reformation

Ludwig XIV. für Frankreich wurde. In England erhielt sich die Macht des Adels, denn sie hatte in der magna charta einen Schutzbrief ihrer Privilegien sich erobert. Das Volk blieb aber überall noch in Hörigkeit und Leibeigenschaft, es war theils gar nicht fähig, freies Eigenthum zu erwerben, theils war es belastet mit Dienstbarkeit und durfte über das Seinige nicht nach Belieben verfügen. Aber es wurde doch nach und nach dem Bürger klar, daß es in seinem und des Staates höchstem Interesse liege, wenn das, was er für das Allgemeine zu leisten und zu tragen habe, nach den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit, nicht aber bloß nach dem Belieben und der Willkühr eines Herrn gemessen und also dem Zufall anheimgegeben würde. Es ging nach und nach das Morgenlicht der Befreiung in den Herzen der Menschen auf. Sie fragten das Christenthum nach dem, allen Kindern Gottes gemeinsamen Recht, und wer nicht im Stande war, sich selbst eine klare, unumwundene Antwort aus den Lehren des Evangeliums herauszulesen, der durfte nur aufhorchen, was die großen Männer jener Zeit aller Orten zu verkünden begannen, ein Leibnitz, ein Spinoza, ein Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Diderot, Lessing und Herder, die Propheten der neuen Weltordnung, die sich vorbereitete, und zu welcher die Reformation in religiöser Beziehung durch die Erlösung der Geister aus den Banden einer despotischen Kirchensatzung den Anstoß gegeben hatte. Die Vernunft allein sollte Recht sprechen in Glaubenssachen, und bald wandte sich das Volk auch an ihre Entscheidung in weltlichen Dingen; ihr Ausspruch sollte darüber allein und maßgebend für alle Zeiten entscheiden, welche Stellung dem Menschen, dem Bürger in der Gesellschaft und im Staate gebühre. Als Christ hatte er ein Recht, sich jedem Andern gleich zu stellen, vor Gott

galt kein Ansehen der Person, er fragte nun, wie sieht es mit dieser Gleichstellung der Bürger vor den Gesetzen des Staates aus? Der Zusammenhang dieser Fragen ist so natürlich, so von selbst sich verstehend, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn sie wirklich aufgeworfen wurden, wenn von deren Beantwortung von den Großen der Erde, von den Fürsten forderte.

Die französische Revolution war die Folge dieser aufgeworfenen Frage, weil dieselbe nicht sogleich zur Befriedigung des Volkes beantwortet werden konnte. Nur ein König, der darum auch der Einzige heißt, Friedrich der Große, vor dessen Andenken noch heute Alle sich ehrfurchtsvoll beugen, hatte den Muth, die Berechtigung des Volkes zu einer solchen Frage anzuerkennen, und noch ehe sie gethan war, durch seine weise, kräftige Regierung, durch seine Gesetzgebung, durch seine Tolerrnz in Glaubenssachen thatsächlich zu beantworten. Dieser Muth erwarb ihm den unsterblichen Ruhm, wie ein ächter Fürst seinem Volk und seiner Zeit vorangegangen zn sein. Wären seinem Beispiel die andern Herrscher, namentlich aber Ludwig XVI., gefolgt, so wäre es nie zur Revolution, zum gewaltsamen Durchbruch des zornigen Volkes gekommen, die Welt hätte sich ruhig entwickeln können. Unter der Führung der Wissenschaften, unter der Obhut der Religion wäre das Werk der gegenseitigen Verständigung, der Ausgleichung der menschlichen Interessen, die Versöhnung der Stände unter einander, friedlich weiter gediehen, die Völker wären nicht gewaltsam erschüttert, die Leidenschaften nicht fieberhaft aufgeregt und endlich zum blutigen Ausbruch gebracht worden.

Aber was helfen uns unsere Wenn? Die Geschichte der Revolution und ihrer noch jetzt die europäische Welt durchzitternden Folgen läßt sich durch unsere Wünsche nicht ungeschehen machen. Wir wol-

len nicht fragen und klagen, wir wollen nicht frohlocken, aber wir wollen auch nicht verzweifeln; denn eine Gewißheit, eine freudige, heilige Gewißheit muß der gewinnen, der das Walten des göttlichen Geistes in der Geschichte der Menschheit erkannt hat. Der göttliche Geist aber ist der Geist der Freiheit, der Wahrheit, der Liebe, der sich zum Siege über die Welt durchringt und ständen ihm noch so mächtige, anscheinend unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wer hätte geglaubt, daß das Christenthum einst Weltreligion werden würde, als die ersten Anhänger derselben der römischen Herrschaft als Opfer fielen. Und doch geschah es. Das Wort der Erlösung war einmal ausgesprochen, und wie verhöhnt, verfolgt und gekreuzigt es auch wurde, seine Macht war eine ewige. Nicht die Reaction der Hierarchie gegen das Christenthum hat es aus dem Herzen der Menschheit gerissen, es fand in der Reformation sein Echo, und als die Reaction auch gegen die Reformation sich erhob und die Orthodoxie die Weiterverbreitung zu hemmen gedachte, da machte die Wissenschaft: die Philosophie, die Erdkunde, die Chemie, sich auf und ward Verkünderin des reinen Gotteswortes, den Trug, den Aberglauben, den Verrath und die Heuchelei mit der Waffe der Wahrheit und der Vernunft in die Flucht zu schlagen, und der Geistesfreiheit und Geisteshoheit den Thron der Friedensherrschaft über die Menschheit zu erobern.

Mit der gewonnenen Geistesfreiheit wird den Völkern aber auch die politische Freiheit gesichert sein. Nicht durch Gewalt, nur durch Erkenntniß wird jede Freiheit gewonnen. Die Freiheit ist kein Geschenk, das die Völker aus der Hand irgend eines Mächtigen empfangen können, die Freiheit muß erworben, sie muß verdient werden; die Freiheit besteht nicht in der ungehinderten Uebung eines Rechts oder Vor-

rechts, sie besteht in der Erkenntniß des Rechten und in dem selbstbewußten Willen, das Rechte zu thun und das Rechte dem Nebenmenschen zu gewähren. Die Freiheit ist die freudige, demüthige Unterwerfung unter die ewigen Gesetze des göttlichen Rechts, das jeder in seiner eigenen Brust, im eigenen Gewissen finden kann, wenn er nicht zu träge ist, es zu suchen und nicht zu feige, es dann auch unerschrocken gegen die eindringende Willkür von Außen her zu vertheidigen. Und die Ahnung von dieser Freiheit dämmert allmälig immer heller über dem menschlichen Geiste herauf. Was früher nur Prophezeihung begeisterter Menschen war, was die übrige Welt als ein Wunder, als ein Geheimniß anstaunte oder verehrte, das ist jetzt überall schon heimisch, das ist Gemeingut der großen Masse beinahe aller Völker geworden, das hört man von Millionen Zungen bekennen und Millionen Arme werden, wenn die Stunde geschlagen hat, wenn die Zeit erfüllt ist, bereit sein, es zu vertheidigen.

Was aber können wir als das Resultat des Studiums der Völkerkunde hinstellen, welche Erkenntniß dürfen wir daraus schöpfen? Mit der Beantwortung dieser Frage möge dieser Artikel schließen.

In der Natur, in den Welten über uns, in allem Erschaffenen um uns erkennen wir das Wesen und Walten einer göttlichen Macht, alle Naturerscheinungen: der Sturm, das Ungewitter, wie das milde Leuchten der Frühlingssonne, sind unmittelbare Offenbarungen derselben. Alle unsere Schicksale liegen in Gottes Hand.

Gott überall! Zu dieser Gewißheit war und muß jeder Denkende kommen, und in dieser Gewißheit hat die Welt beinahe zweitausend Jahre gelebt.

Aber in der Geschichte der Welt, in der Geschichte des Menschengeschlechts auch die Offenbarung Gottes, die Manifestation der höchsten, der göttlichen

Vernunft zu suchen und zu erkennen, dazu hat der christliche Glaube noch nicht geführt.

Man sagte wohl, Gott leitet die Schicksale der Völker, aber die Aufgabe in dem Entwickelungsgange der Geschichte der Menschheit, das Walten der göttli- Vernunft wirklich nachzuweisen, diese Aufgabe hat erst die Wissenschaft der Philosophie zu lösen vermocht. Sie hat die Weltgeschichte aus dem Reiche des Zufalls erlöst und in die Herrlichkeit der göttlichen Nothwendigkeit gerettet.

Die Geschichte der Menschheit war von den ältesten Zeiten an nichts Anderes, als die Aufzählung von Thatsachen aus der Erinnerung dessen, der sie selbst mit erlebt hatte, dann trat zu dieser einfachen überlieferten Erzählung die Reflexion des später lebenden Geschichtsschreibers. Der Geist, der aus dem Schriftsteller sprach, war ein anderer, als der Geist der Zeiten, die er zu schildern versuchte. Wieder Andere benutzten die historischen Erfahrungen nur dazu, um sie ihren Zeitgenossen als Lehre und Nutzanwendung vorzuhalten; sie wußten nicht, daß die einzige Lehre, die uns Erfahrung und Geschichte geben, die ist, daß weder die Mächtigsten, noch die Niedrigsten jemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach diesen Lehren gehandelt haben. — Den Uebergang von dieser Art der Geschichtsschreibung zur philosophischen Auffassung der Geschichte ist die von bestimmten Grundsätzen ausgehende Entwickelung der Kunst-, Rechts- und Religionsgeschichte. Wenn nun aber der Zusammenhang aller dieser einzelnen Strebungen und Richtungen des Menschengeistes in der allgemeinen Geschichte nachgewiesen wird, so geschieht dies durch die Philosophie der Geschichte.

Man könnte fürchten, daß eine solche Behandlung die Wahrheit des wirklich Geschehenen, der unleugbaren Thatsachen beeinträchtigen könnte, daß der Ge-

schichtsphilosoph, seinen Prinzipien zu Gefallen, den ihm gegebenen Stoff umformen und seinem Gedankenschema anpassen könnte; ein Irrthum, dem er aber nicht verfallen darf, wenn er ein Forscher nach der ewigen Wahrheit sein will. Er hat zur Betrachtung der Weltgeschichte nichts mitzubringen, als die Vernunft, nichts als die Erkenntniß, daß diese die Welt regiere, und nicht der Zufall, und daß endlich das, was die Philosophie Vernunft nennt, gleichbedeutend mit dem ist, was die Religion als göttliche Vorsehung bezeichnet, welche den absoluten vernünftigen Endzweck der Welt verwirklicht. Die Geschichte von diesem Standpunkte aus erklären, heißt, wie Hegel dies mit einfachen Worten sagt, die Leidenschaften des Menschen, ihr Genie, ihre wirkenden Kräfte enthüllen. Die frommen Theologen haben ein solches Beginnen, den Plan der Vorsehung durchschauen zu wollen, als menschliche Vermessenheit bezeichnet. Die Wissenschaft aber hat sich an diesen Vorwurf nicht gekehrt, sondern ist mit Ernst daran gegangen, die Wege der Vorsehung, also das göttliche Wesen selbst, zu erkennen, und damit das ausdrückliche Gebot der Schrift, welche das Christenthum die heilige nennt, zu erfüllen.

Wahrlich, ruft unser größter Denker, die Wissenschaft hat sich nicht davor zu scheuen, an die religiösen Wahrheiten zu erinnern, sie braucht denselben nicht aus dem Wege zu gehen, etwa weil sie dagegen kein gutes Gewissen hat; ja es ist so weit gekommen, daß sie es ist, die sich des religiösen Inhalts gegen manche Art von Gottesgelahrtheit annehmen mußte. So hat die Wissenschaft sich auch des wahren religiösen Inhalts der Geschichte zu bemächtigen und zu zeigen, daß das von der ewigen Weisheit Bezweckte, der Plan und Wille Gottes, wie auf dem

Boden der Natur, so auf dem Boden der Geschichte, zur Offenbarung gekommen ist.

Nur so ist die Geschichte eine Verherrlichung Gottes, eine Versöhnung der wirklichen, aber rasch an uns vorübergehenden Thatsachen, als deren Vater Kurzsichtige den Zufall ansehen, mit der ewigen Wahrheit.

Die Schwierigkeiten, bis zu dieser Erkenntniß zu gelangen, waren nicht gering. Die kirchlichen Dogmen versperrten am längsteu und hartnäckigsten den Weg zu diesem Ziele. Gans sagt in seiner Vorrede zu der Hegel'schen Philosophie der Geschichte: „Die äußere Zufälligkeit des Emporkommens oder Unterganges, die Siege, welche oft das Laster über die Tugend feiert, das abgedrungene Geständniß: Verbrechen seien oft für die Menschheit von den ersprießlichsten Folgen gewesen, die Veränderlichkeit überhaupt, welche als die Hauptbegleiterin der Menschenschicksale betrachtet werden muß, lassen die Geschichte lange auf so einem Boden der Willkür erbaut glauben, auf einem solchen unsichern feuerspeienden Vulkane, daß man jede Bemühung, hier Regeln und Gedanken, Göttliches und Ewiges zu finden, für hineingetragene Spitzfindigkeit, für Seifenblasen eines speculativen Kopfes oder für ein Spiel der Phantasie wird halten dürfen. Während man nicht ansteht, Gott in den natürlichen Dingen zu bewundern, hält man es fast für eine Lästerung, ihn in Menschenschöpfungen und Menschenwerken zu erkennen; man glaubt Einzelnes und Willkürliches, das ja bei anderer Willkür ganz anders hätte fallen können, über die Gebühr zu erheben, wenn man ihm einen Sinn zu Grunde legt, kurz man schaudert davor zurück, Werke der Freiheit und des menschlichen Geistes für Ewiges zu erklären, weil sie nur diese Festigkeit besitzen,

in ihrer beständigen Veränderlichkeit reicher und entwickelter zu werden. Es gehörte schon ein bedeutender Fortschritt des Denkens dazu, eine Ausfüllung des breiten Grabens zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, ehe man daran gehen konnte, in dem härtesten Elemente, weil es eben kein stehendes ist, ein Lenken nicht bloß auszusprechen, sondern aufzuzeigen, eine Weltregierung in der Weltgeschichte nicht bloß zu behaupten, sondern anschaulich zu machen und den Geist als ebenso unverlassen von Gott anzusehen, wie die Natur. Dann aber muß auch in der That eine Reihe von Jahrtausenden vorübergegangen sein; das Werk des Menschengeistes muß einen hohen Grad von Vollendung erreicht haben, ehe man den Standpunkt gewinnen kann, der eine Uebersicht dieses Verlaufs gewährt. Erst heute, wo das Christenthum seine Innerlichkeit zur Aeußerlichkeit gebildeter und freier (Gans würde richtiger gesagt haben: der Freiheit fähiger und würdiger) Staaten ausgearbeitet hat, ist die Zeit nicht bloß der Geschichte der Philosophie, sondern der Philosophie der Geschichte gekommen."

Und es hat denn auch wirklich Jahrtausende gedauert. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts versuchte es Giovanni Battista Vico, der Geschichte den Gedanken ursprünglicher Gesetze und einer Vernunft unterzulegen, mit welcher die Freiheit des Menschengeschlechts nicht nur nicht in Widerspruch steht, sondern deren Boden und Grundlage sie sogar ausmacht. Nächst ihm war es ein deutscher Mann, Dichter und Denker, dabei ein Theologe, Herder, der in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit das Räthsel der Geschichte zu lösen trachtete. Er that dies aber mit mehr dichterischer Begeisterung, als durch wissenschaftliche Begründung. Ein Zeitgenosse Herder's, Friedrich von Schle-

gel, hat ebenfalls eine Philosophie der Geschichte geschrieben, deren Grundgedanke der war, daß der Mensch frei geschaffen gewesen sei, daß zwei Wege, der in die Höhe und der zur Tiefe, vor ihm gelegen hätten. Seine Wahl sei auf den zweiten gefallen, und nun habe in ihm der Kampf zwischen dem göttlichen und menschlichen Willen begonnen. Die Aufgabe sowohl für ihn, den Einzelnen, als für das Menschengeschlecht überhaupt, sei nun die gewesen, den menschlich irdischen Willen immer mehr in den göttlichen Willen umzustalten.

Hegel und seinen Schülern ist es endlich gelungen, dieses Streben nach der Erkenntniß des Göttlichen in der Weltgeschichte zu einem vorerst noch wissenschaftlichen, aber nicht allgemein praktischen Abschluß zu bringen.

Was Ritter, Bode, A. und W. von Humboldt und die ganze Reihe der berühmten Naturforscher und Reisenden dazu gethan haben, die Völkerkunde und die Geschichte der Entwickelung des Völkerlebens von diesem erhabenen Standpunkte aus betrachten zu lernen, darauf soll hier nur mit diesen wenigen Worten hingewiesen werden.

Noch sind wir mitten in der Arbeit begriffen, die geistige Errungenschaft des großen Denkers in das Bewußtseins des gesammten Volkes hinüberzuleiten. Es ist eine sehr ernste, aber eine geheiligte Arbeit, zu der Alle berufen sind, denen das Glück zu Theil ward, von der Oberfläche des täglichen Lebens in die Tiefe des göttlichen Gedankens hinabschauen zu dürfen.

Völkermarkt, ein Marktplatz, auf dem Menschen von den verschiedensten Völkern zusammenkommen. So sagt man z. B. von großen Handelsstädten, wie London, Amsterdam, Hamburg u. a., sie bieten den Anblick eines wahren Völkermarktes, auch wohl Weltmarktes dar.

Völkerrecht, im Lateinischen jus gentium. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man den Inbegriff aller der Rechte und gegenseitigen Verbindlichkeiten der verschiedenen Völker, die mit einander in Verkehr stehen, oder überhaupt irgendwie, sei es durch Handel oder Krieg, in Berührung kommen. Man betrachtet dabei Völker wie Individuen, die stillschweigend bloß vom natürlichen Rechtsbewußtsein geleitet, oder durch Verträge übereingekommen sind, nach gewissen gegenseits respectirten Rechtsnormen mit einander zu verfahren. Dem Völkerrecht liegt eine ähnliche innere natürliche Nothwendigkeit zu Grunde, wie dem Naturrecht, welches bei den meisten Nationen schon seine Gewalt übte lange bevor es ein geschriebenes Recht, also ein Rechtsgesetz, gab. Beide, sowohl das Völkerrecht, als das Naturrecht, stellen ein Ideal der Rechtsherrschaft auf, dort zwischen Völkern, hier zwischen Individuen. Man könnte dieses ideale Recht auch das philosophische nennen, welchem das positive Völkerrecht gegenüberzustellen wäre, wie dies J. J. Moser, der Begründer der Völkerrechtslehre, die er zuerst in ein System gebracht hat, auch wirklich thut. Moser definirt das positive Völkerrecht als eine Gattung Rechtens, dessen Grund auf den internationalen Verträgen, oder auf dem von Alters her üblichen Gebrauch der selbstregierenden Fürsten oder der Völker beruht, und bald mit anderen Arten der Rechte übereinstimmt, bald von ihnen verschieden ist. In der Wirklichkeit existirt nun aber kein positives, geschriebenes Völkerrecht, das sich der Zustimmung aller Nationen zu erfreuen hätte, das von ihnen anerkannt würde und das sie aufrecht zu erhalten sich verpflichtet hätten, wie dies schon in der Natur der Sache liegt. Schon der Wechsel der friedlichen oder kriegerischen Zustände, die gegenseitigen Verhältnisse der Industrie und des Handels, sogar die Bildungs-

verschiedenheit, die Culturstufe, auf der das eine oder andere Volk sich befindet, verhindern das Zustandekommen eines positiven, allgemeinen Völkerrechts. Es ist daher richtiger, von einem praktischen Völkerrecht zu sprechen; dies wäre die wissenschaftliche Zusammenordnung derjenigen Grundsätze des Rechts auf der einen und des Zwanges auf der andern Seite, welche nach dem Systeme der christlichen oder gesitteten Nationen und Staaten seit 3 Jahrhunderten in ihrem gegenseitigen Verkehre, in Friedens- und Kriegszeiten wirklich angewendet und geltend gemacht und sich durch die Zusicherung des gegenseitigen Schutzes wider den, der es brechen wollte, garantirt haben. Daß auch eine solche Definition eine sehr verschiedene Interpretation erfahren könnte, liegt auf der Hand.

In der alten Welt kannte man im Grunde noch kein Völkerrecht. Der gegenseitige Schutz, den die Völker einander stillschweigend gewährten, so lange sie eben nicht im Kriege mit einander lagen, der also den Fremden sicherte, wenn er in's Land kam, hatte seinen Grund in der uralten Sitte der Gastfreundschaft. Man achtete in dem Fremden das eigene Recht, man sicherte seine Person, seine Freiheit, so wie man dies umgekehrt von ihm erwartete, wenn man einst in sein Land, in sein Haus zu gehen genöthigt sein sollte. Zwischen handeltreibenden Nationen hat sich zuerst die alte Sitte befestigt und einen bestimmten Charakter angenommen. Nur wenige Völker sonderten sich ängstlich von allem Verkehr mit fremden Völkern ab und hielten die draußen wohnenden für Barbaren, für rechtlos und den Umgang mit ihnen für gefährlich oder entehrend. Sie lebten daher mit ihnen in beständiger Feindschaft, und konnten ihnen schon deshalb kein Zugeständniß gleicher Berechtigung machen. So in den frühesten Zeiten

schon die Chinesen, dann die Juden, deren Religionsgesetz schon sie zur Ausschließung aller nachbarlichen Völker von den heimischen Rechten verpflichtete.

Bei den Griechen galten zwar auch alle nicht hellenischen Völker für Barbaren, aber dieses Verhältniß wurde bedeutend gemildert durch die Milde der griechischen Sitten, durch den freien Sinn für alles Schöne, auch wenn es nicht in ihrer Heimath erzeugt war. Wie sie ihre Götter von Aegypten und von den asiatischen Völkern adoptirten und ihnen — freilich in verklärter Gestalt — einen Sitz auf dem Olymp gönnten, so übten sie auch gegen die Nationen, mit denen sie durch den Handelsverkehr in Verbindung kamen, eine milde Praxis der Gerechtigkeit und Humanität.

Die Römer kannten nicht, noch weniger übten sie das Völkerrecht. Dies lag schon im ganzen Wesen der Entwickelung des römischen Staates. Er war auf Gewalt gegründet und wurde durch Gewalt, durch Eroberung, durch das Schwert groß. Die Völker der ihnen bekannten Erde zu unterjochen und ihre eigene Herrschaft über den orbis terrarum auszudehnen, das war ihr Ziel. Es war also nicht vorauszusetzen, daß sie fremden Nationen überhaupt Rechte einzuräumen hätten geneigt sein sollen. Für die Römer gab es überhaupt nur ein Volk, was Recht hatte den anderen gegenüber, und dies war eben das römische, so daß nur der, welcher mit dem römischen Bürgerrecht bekleidet war, Theil nehmen konnte an der Herrschaft. Deshalb ruhte Rom nicht eher, bis das reiche Karthago, mit dem es doch in friedlichem Verkehr hätte bleiben können, wenn es noch andere Interessen, als die der Weltherrschaft, im Auge gehabt hätte, in Trümmer lag; nicht eher, bis Korinth zerstört, Kleinasien unterworfen, Aegypten und Nubien römische Provinzen waren. Es unter-

warf die iberische Halbinsel, den Süden Galliens, den Westen und Süden Deutschlands, Pannonien, Thrazien bis an den Pontus-Euxinos, und hatte auch auf brittischem Boden bereits festen Fuß gefaßt. Dies wäre bei Respectirung gegenseitiger Völkerrechte unmöglich gewesen.

Die Idee, daß alle Menschen und mithin auch die Völker in ihren Beziehungen zu einander das Recht haben, gleiche Rechte zu fordern, ist im Grunde zuerst im Christenthum zum Ausdruck gekommen. Vor Gott, so lehrte schon Paulus im Gegensatz zu anderen Aposteln, die noch an den Formen des alten Bundes festhielten und an ein auserwähltes Volk Gottes glaubten, sind die Heiden eben so wenig verworfen, wie die Juden; sie sind alle auserseben, selig zu werden durch den Glauben an den gekreuzigten Messias.

Dieser Grundsatz der christlichen Lehre drang nach der Verbreitung des Christenthums und nach der Erhebung desselben zur Staatsreligion im römischen Reich allmählig in das Bewußtsein der Völker, aber nur sehr langsam, nach vielen Jahrhunderten, als endlich die Völker Europa's, die durch die große Wanderung von Osten her in eine wahrhaft chaotische Bewegung gekommen waren, Ruhe gefunden, als sich verschiedene fester abgegrenzte Staaten gebildet und in den Völkercomplexus eine natürliche nationale Gliederung gebracht war, so daß jedes Glied seine Selbstständigkeit wahren konnte.

Dies war eigentlich erst zur Zeit Karls des Großen der Fall, noch bestimmter aber nach seinem Tode und dem Theilungsvertrage von Verdun. Es gab nun ein deutsches (römisches) Reich, ein Frankenreich, Britanien, Spanien u. s. w. Auch das Reich der Osmanen trat auf den großen Schauplatz der Geschichte und suchte Verbindungen mit anderen

Nationen anzuknüpfen. Nicht das Schwert allein sollte mehr herrschen, der Handel blühte auf und übte seine Gewalt auf die emporstrebende Menschheit, die Nationen wollten mit einander verkehren, ihre Güter austauschen im Frieden, und es kam ihnen nach und nach das Bewußtsein von der Nothwendigkeit eines gegenseitigen Schutzes und von der Garantie gemeinsamer Rechte und Pflichten.

Das Christenthum bethätigte seine friedeverheißende Macht, freilich noch oft unterbrochen von heißen Kämpfen des Ehrgeizes, des Nationalhasses, der Eroberungslust und des Fanatismus; aber es begann sich doch schon mehr zu lichten, und wenn zwei Völker nicht gerade im Kriege mit einander lagen, bestand zwischen ihnen ein natürliches stillschweigendes Schutz- und Trutzbündniß. So verknüpfte später die Hansa Ost und West, Genua, Venedig, die holländischen Küstenstädte tauschten ihre Schätze aus. Ihre Schiffe durchfurchten die Meere, und mit jedem neuen Handelswege, der entdeckt wurde, mehrte sich das Bedürfniß, Garantien für die Sicherheit des Verkehrs zu geben und zu empfangen.

Waren es nicht bestimmte verbriefte und beschworene Verträge, so war es eine stillschweigende Uebereinkunft, aus welcher nach und nach das erwuchs, was wir mit dem Namen Völkerrecht belegen. Noch ausgedehnter wurde seine Bedeutung und Wichtigkeit nach der Entdeckung von Amerika, nach der Auffindung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien. Von Europa aus, und zwar nicht von einer, sondern von allen seefahrenden Nationen, von Portugal, Spanien, England, Frankreich, Holland, Genua, Venedig, wurden die neu entdeckten Erdtheile colonisirt. Der Nation, welcher der Entdecker und erste Besitzergreifer des fremden Grund und Bodens angehörte und in deren Auftrag er gehandelt

hatte, wurde stillschweigend der Besitz des neuen Landes als zu Recht bestehend zuerkannt, und es wurde die Frage: wer hat dieses Recht verliehen? von vorn herein als erledigt betrachtet, so lange zwischen den Mutterländern kein Krieg ausgebrochen war. Der Krieg freilich änderte dann das ganze Verhältniß, und das geltende Völkerrecht wurde durch ihn bis zum endlichen Friedensschluß suspendirt. In den Friedensverträgen stipulirte man dann in der Regel gewisse Bedingungen und stellte das Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten fest, das von nun an gelten sollte. Die Formen des Völkerrechts, oder, wie man es eigentlich ausdrücken sollte, des internationalen Rechtsaustausches, wurden nun entschiedener und bindender.

Die Gruppirung der europäischen Staaten vor dem dreißigjährigen Kriege und dann nach dem Frieden von Osnabrück und Münster läßt sich kurz folgendermaßen aufstellen:

Die am Schlusse des Mittelalters in der römisch-katholischen Kirche als Hauptmächte vereinigten Völker waren und zwar:

I. des südlichen Europa:

1) das deutsche Reich,
2) Oesterreich, als Großmacht,
3) Spanien,
4) Frankreich,
5) England,
6) Italien, insbesondere der Papst als Beherrscher seines Gebietes;

II. des nördlichen Europa:

1) Dänemark (nebst Norwegen),
2) Schweden,
3) Polen,
4) Preußen.

Norden und Süden, wenn auch unter der Herrschaft desselben Systems stehend, hatten doch bis dahin wenig mit einander gemein; erst die Reformationshändel regelten ihre völkerrechtlichen Beziehungen.

In den südlichen, aus germanischen Elementen gegliederten Staaten hatte sich der Kampf der Aristokratie gegen das Königthum entwickelt. Letzteres sollte in Frankreich und Spanien siegen, während in England ein bestimmtes Verhältniß sich herausstellt, in Deutschland aber die Aristokratie der Landesherren immer mehr fortschreitet zum entscheidenden Siege.

Italien dagegen, von Faktionen zerrissen, ist der Zankapfel fremder Mächte, und es entkeimte dort vornehmlich jene den Schluß des Mittelalters charakterisirende Macchiavelli'sche Politik.

Das abendländisch-völkerrechtliche System. Das System der völkerrechtlichen Verknüpfung so verschiedenartiger Bestandtheile beruhte, gleich dem Staatsrechte, auf dem durch die Lehenstreue verbundenen sippschaftlichen Organismus des Feudalsystems.

Es erklärt sich hieraus:

1) daß der Papst und der Kaiser, so manche Kämpfe sie auch selbst entzweiten, doch stets zusammen standen gegen die Angriffe auf das System,

2) daß ihre Kämpfe unter einander stets nervenzitternd durch das ganze Abendland wirkten und andererseits alle Ereignisse von Bedeutung sie elektrisch berührten,

3) daß Deutschland, welches die Kaiserwürde behauptet hatte, stets der Centralpunkt der Weltereignisse war.

4) Die Reformation fand daher

a) fast mit Nothwendigkeit in Deutschland ihren Hauptthalt, wie sie

b) sobald Deutschland daran Theil nahm, eben

hierdurch das ganze Abendland ergriff. Von der größten Bedeutung war dabei natürlich

c) die Frage, ob Papst und Kaiser sich darin die Hand bieten würden; sie war von Bedeutung für das Völkerrecht der abendländischen Staaten und die Gestaltung der deutschen Verfassung insbesondere.

5) Wenn die Reformation Hand an die Höhepunkte Papst und Kaiser legte, so ergriff sie damit den bewegenden Herzschlag des Feudalsystems, die Idee der Treue; sie mußte also nothwendig zugleich zu einer allgemeinen politischen Reformation werden. Und so sehen wir wirklich

6) überall, wo das Feudalsystem geherrscht hatte, aus der kirchlichen Reformation auch ganz neue Staatsformen und zuletzt ein neues Völkerrecht hervorgehen.

Nach der Reformation gestaltete sich die Lage anders. Das völkerrechtliche System, welches früher, gleich dem Staatsrechte, aus der kindlichen Idee des göttlichen Lebens floß, kraft deren der Papst den Kaiser geweiht und die Welt vertheilt hatte, war dahin; mit dieser Idee sank aber auch das „heilige römische Reich deutscher Nation" und in ihm die Idee des Feudalstaates.

Das Völkerrecht nahm seine merkantile, vertragsweise Gestalt an, und, in Uebereinstimmung hiermit, gelangten die deutschen Reichsstände zu einer Macht, welche, mit Landeshoheit bezeichnet, im Grunde eine wahre, ein complicirtes Bundessystem verwirklichende Souverainetät in sich schloß.

Die Entwickelung der germanischen Philosophie hängt mit dem Gange der Ereignisse seelenvoll zusammen. Die in der scholastischen Philosophie ausgeprägte judaistische Weltansicht hatte in dem Reformationswerke die Praxis beschritten; sie führte zu dem

Bruche des Feudalsystems, und der Geist, emancipirt vom Zwange des Dogma's, schritt unaufhaltsam fort in der kritischen und dann in der naturalistischen Untersuchung.

Die römisch-katholische Kirche hielt sich in den Grenzen der ersteren und verfiel damit einem strengen Papalismus; bei den Protestanten aber gewann die naturalistische Untersuchung um so mehr Feld, als sich bei solchen Uebergängen der Volksgeist stets an die Persönlichkeiten der Reformatoren kettet.

Luther's Gemüthlichkeit und Schwungkraft gehörten dem Deutschen an und hielten fortwirkend die Ereignisse in der Grenze der Reform; revolutionirend dagegen trat die Persönlichkeit Calvin's, diese kalte Abgemessenheit des Verstandes, in Frankreichs phantasiereichen Volksgeist.

Der Entwickelungsgang der erwachenden politisch-naturalistischen Untersuchung rankt sich hieran. Den Reigen der Theorien beginnt Hugo Grotius mit seiner berühmten Schrift de jure belli ac pacis. Es ist ein Irrthum, wenn man ihm einen christlichen Standpunkt zuschreibt. Hugo Grotius griff in die Vorzeit zurück, um dort Regeln für ein allgemeines Naturrecht zu finden; er unterwarf sich nicht den Lehren des Christenthums, letzteres diente ihm nur mit zur Begründung seines Systems. Nur so viel ist richtig, daß Hugo Grotius noch das Bewußtsein der wahren Aufgabe der Philosophie, nämlich zu versöhnen, zu regeln durch die Stimme der Weisheit, in sich trug.

Von hier ab durchdringt der Geist der naturalistischen Philosophie die ganzen germanischen Völker, wenn gleich ihre Bedeutung sich nuancirte.

In England accommodirte sich die Philosophie mehr als anderwärts den Ereignissen, und faßte somit einen praktischen Boden; die Systeme des Hob-

bes und Locke verdienen in dieser Hinsicht vorzugsweise Erwähnung.

In Frankreich dagegen gewann sie einen revolutionären volksthümlichen Charakter, den Spott der Zeitgenossen gegen die veralteten Formen aufstachelnd; Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Diderot sind hier ebenfalls zu erwähnen; es bildete sich eine politische Propaganda der Encyklopädisten.

In Deutschland dagegen wurde die Rechtsphilosophie unter den Händen von Pufendorf und Thomasius zur Schulwissenschaft.

So begann das Werk der Reform in der sorgfältigen Gliederung der Zweige, der Gestaltung schulgerechter Gegensätze. Der Radikalismus war in Frankreich wilder, rascher, schäumender, in Deutschland drang er zwar langsam, aber fester, intensiver in das Volk.

Indem das Privatrecht seine Basis fast nur im römischen Rechte suchte, mußte das Staatsrecht nothwendig den volksthümlichen Boden verlieren. Je weniger aber die bestehenden Staatseinrichtungen dem Zeitalter genügten, um so gewisser mußte sich der Kontrast der Idee zur Wirklichkeit auch in Deutschland entwickeln; das Staatsrecht selbst zerriß in die Theile des idealen und praktischen.

Es acclimatisirten sich daran die Richtungen der Illuminaten und Jesuiten; ihre macchiavellistischen Kämpfe demoralisirten die Kabinette, zogen tiefe Furchen in alle Verhältnisse, begründeten aber auch bei einem dem Formenleben abgeneigten, seelenvollen Volke unbewußt die Nothwendigkeit einer zukünftigen volksthümlichen Restauration.

Unter dem Einflusse neuer Begebenheiten begann sich das europäische Staatensystem neu zu entwickeln. England steigt aus großen inneren Stürmen mit

einer kernhaften Verfassung hervor, basirt auf die feste Stellung der Stände gegen die Krone.

Die niederländische Republik, anfänglich sich in schönstem Glanze entfaltend, verliert seit der Wiederherstellung der Erbstatthalterwürde den belebenden Athem freier Entwickelung.

In Frankreich wird die Krone durch die Allianz mit der bürgerlichen Demokratie gegen die Aristokratie übermächtig, zeitweise die volksthümlichen Elemente ganz absorbirend. Frankreich wird dadurch die Wiege eigensüchtiger Kabinetspolitik.

Am Altkatholischen klebende Prinzipien trennen Spanien von den Fortschritten Europa's, und es verliert an selbständiger Wichtigkeit.

Vergebens suchte der mächtige Reformator Pombal Portugal einem ähnlichen Schicksale zu entreißen; auch dieser Staat versinkt in dumpfe Lethargie.

In den Händen dieser fünf Staaten ruhte nun der Welthandel, und es bildete sich durch sie ein in das Völkerrecht verzweigtes Kolonialsystem.

Aus erbitterten Kämpfen um den Welthandel geht England mehr und mehr der Stufe als erste Seemacht entgegen.

Italien bleibt der Zankapfel fremder Mächte.

Im deutschen Reiche erhielten im achtzehnten Jahrhunderte vier seiner mächtigsten Fürsten fremde Königskronen: Brandenburg, Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel. Brandenburg, jetzt das Königreich Preußen, schwingt sich im 7jährigen Kriege zur europäischen Großmacht empor und wird zu einem Ringe des europäischen Staatensystems.

Im Norden kämpfen Schweden und Rußland um die Herrschaft. Letzteres geht aus diesem Streite unter seinem großen Reformator Peter siegreich hervor und tritt seit dem siebenjährigen Kriege in das europäische Staatensystem ein.

Nach der Lostrennung der nordamerikanischen Staaten von ihrem Mutterlande England erweiterte sich der Kreis derjenigen Staaten, für welche das allgemeine Völkerrecht geltend gemacht werden mußte, und mit jedem Schritt Landes, welchen sich die europäische Civilisation durch fortschreitende Besiedelung eroberte, gewann er eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung. Wenn Moser noch von einem europäischen Völkerrecht sprechen konnte, so wurde jetzt diese Bezeichnung schon ungenügend, aber auch ungenau; zumal da gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts keineswegs alle europäischen Staaten das Völkerrecht durch ihre Praxis anerkannt hatten; die Türkei z. B. stand noch immer außerhalb der sonst bei den anderen Staaten aufrecht erhaltenen völkerrechtlichen Normen.

Welchen Einfluß auf die Gestaltung der Rechtsformen die französische Revolution und die kurze Herrschaft Napoleons geübt, und wie endlich der Wiener Congreß und die heilige Allianz darauf gewirkt, darauf müssen wir später zurückkommen.

Man könnte, um die Idee einer Vereinigung aller Nationen unter den gemeinsamen Schutz eines völkerrechtlichen Systems annähernd zu erreichen, sich alle zu einem Völkerstaat organisirt denken. Es wäre dies also eine Vereinigung aller oder wenigstens vieler Völker zu einem einzigen Verein, der jede Beeinträchtigung der ursprünglich einander fremden Bestandtheile ausschließt, und sich, in seinen Streitigkeiten der einzelnen Glieder, des Kriegs begiebt, mag nun Vergleich oder ein Völkergericht den Streit schlichten. Diese mit dem dadurch bezweckten ewigen Frieden eng verbundene Idee hat nicht nur namentlich unter den Philosophen viel Anregung und Anklang gefunden, sondern hat auch in theilweiser Ausführung Einfluß auf die Politik und Staatengestaltung gehabt.

schon von Chr. von Wolff als Rechtsidee aufgestellt, hat Kant durch seine „Abhandlungen zum ewigen Frieden, Königsberg 1796," sie ausgebildet, der viele Nachfolger gefunden hat. Von der Unausführbarkeit eines universellen Völkerstaats überzeugt, hat man ihn auf Europa nicht nur dem Streben nach beschränken wollen, sondern glaubt man ihn auch in diesem Erdtheile schon längst realisirt. Als solchen bezeichnet man die von Gregor VII. gestiftete bis zur Reformation bestehende Verfassung einer geistlichen Einherrschaft, der sich der deutsche Kaiser als weltliches Haupt der Christenheit nach einer andern Seite hin angeschlossen habe. Von der Zeit der Reformation bis zur französischen Revolution zeigte sich der europäische Völkerstaat in demokratischer Gestalt, und dessen Resultat sei das System des europäischen Gleichgewichts gewesen. Von dem Ausbruche der französischen Revolution an aber gestaltete er sich zu einer Aristokratie, deren Haupt und mächtige Glieder im Anfange Napoleon und die Napoleoniden, so wie seine Schutzgenossen im rheinischen Bund gewesen seien. Ihnen wären die fünf sogenannten großen Mächte gefolgt, welche in dem Schlußprotokoll des Wiener Congresses eine förmliche Verfassungsurkunde errichtet hätten. Ohne in der Politik die Idee des Völkerstaats als die seit 800 Jahren das ganze europäische Staatensystem leitende auffinden zu können, läßt sich ihr praktischer Einfluß auf beschränkterem Terrain doch nicht verkennen. In neuerer Zeit sprach sich derselbe namentlich in der Stiftung des Fürstenbundes, später in der heiligen Allianz aus, welchen beiden aber, insofern sie nicht auf Persönlichkeiten beruhen sollten, die Garantie ihres Fortbestehens fehlen. Anwendbarer und bestimmter ist die Idee eines Völkerstaats aber in dem deutschen Staatenbunde durchgeführt, und er dürfte das erste Beispiel positiver Ge-

setze zur Verwirklichung der einzelnen Bedingnisse eines Völkerstaats darbieten. Der Verein zu einem solchen ist von den südamerikanischen Staaten zwar beschlossen worden, aber mit der Trennung des Congresses zu Panama höchst wahrscheinlich für immer aufgehoben, daß aus den jetzigen Zerwürfnissen dieser Länder sich schwerlich eine so enge Vereinigung herausbilden dürfte.

Das Völkerrecht umfaßt also, nachdem in allerneuester Zeit auch die Türkei dasselbe durch das Bündniß mit Frankreich und England, zum Schutze gegen die Verletzungen des Völkerrechts von Seiten Rußlands, anerkannt hat, außer den europäischen Staaten: die nordamerikanische Union, Brasilien, Texas, die vormaligen spanischen Colonien, kurz sämmtliche amerikanischen, neu gebildeten Staaten.

Hierbei müssen wir aber sogleich auf einen wichtigen Umstand aufmerksam machen, welcher in gewisser Beziehung Nordamerika zu den europäischen Staaten in eine Ausnahmestellung bringt. Während nämlich von den letzteren einstimmig die Sklaverei als völkerrechtswidrig betrachtet wird, besteht sie faktisch im Süden der Vereinigten Staaten und hat bewirkt, daß die Union selbst in zwei große Hälften zerfällt, die sich wie Partheien einander gegenüber stehen.

Schon bei dem Artikel Virginien haben wir dieser Abnormität Erwähnung gethan, müssen aber, um von vorn herein die Störung des politischen concert des peuples zu charakterisiren, hier wieder darauf zurückkommen.

Die Gründe, welche vorlagen, weshalb die europäische Diplomatie nicht mit aller Energie darauf drang, daß dieser völkerrechtswidrigen Institution ein Ende gemacht wurde, müssen sehr gewichtig gewesen sein. Und sie sind es in der That. Hören wir, was der verdienstvolle Andree darüber sagt:

„Mit Recht empört sich das Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Mensch des andern Menschen willenloses Werkzeug sein solle. Aber die Sklaverei ist eine Thatsache, welche vorhanden war, so weit unsere geschichtliche Kunde reicht. Der schwarze afrikanische Mann, der Neger, ist immer und allemal, wo er mit Menschen anderen Stammes in Berührung kam, denselben untergeordnet gewesen. Selbst der Indianer Nord-Amerika's macht ihn zu seinem Sklaven, wie einst der Aegypter, wie der Araber und Maure, wie der Weiße in der neuen Welt. Es giebt kein schöneres Bestreben, als dahin zu wirken, den Schwarzen aus der Sklaverei zu erlösen. Wir Deutschen haben keinen Antheil am Grund und Boden Amerika's, uns trifft aber auch nicht der Vorwurf, daß unser Volk sich jemals am Sklavenhandel betheiligt hätte. Bei uns ist keine Stadt mit Negerschädeln gepflastert, wie man wohl bildlich von Liverpool gesagt hat. Vom moralischen Standpunkt aus wird Niemand die Sklaverei vertheidigen wollen, vielleicht mit Ausnahme einzelner Sklavenhalter und Negerzüchter. Wenn es sich aber praktisch um die Abschaffung einer Einrichtung handelt, die ziemlich allgemein in Amerika selbst als ein Uebel und als ein Unglück anerkannt wird, dann reichen die Wünsche der Philantropen und Abolitionisten nicht aus, sondern es kommen auch die Interessen und das ganze Dasein vieler Staaten und vieler Millionen einzelner Bürger in Frage, da man den Geldwerth der Sklaven in Nord- und Süd-Amerika auf etwa 4000 Millionen preußischer Thaler anschlägt. England hat in seinen westindischen Kolonien einen großen, zugleich durch Menschenfreundlichkeit und politische Beweggründe bestimmten Versuch gemacht, und mit ungeheuren Geldopfern seine Sklaven freigekauft. Die französischen Antillen unterliegen demselben Experimente. Der Erfolg ist

bis jetzt entschieden ungünstig gewesen, denn im heißen Klima arbeitet der Neger freiwillig nur, um seine einfachen Bedürfnisse bestreiten zu können. In den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei als eine wahre Achillesferse erscheint, wird sie nur allmälig beseitigt werden können, und es gehört zu den Freveln menschenfreundlicher Abolitionisten, daß sie durch unverständigen Eifer den Sklaven ein härteres Loos bereitet und den Tag der Freilassung weiter in die Ferne hinausgerückt haben. Die Abschaffung der Sklaverei ist ebensowohl eine Frage der materiellen Interessen und der Zeit, als der Philantropie. Die Bemühungen, dem Sklavenhandel von Afrika nach Amerika zu steuern, sind bis vor Kurzem gescheitert. Die europäischen Kreuzer an der Guineaküste haben Hunderte von Schiffen aufgebracht, die mit Negern beladen waren. Aber die bei Weitem größere Zahl der Sklavenschiffe erreichte ihr Ziel, und in Brasilien wurden Jahr aus Jahr ein mindestens 50,000 Afrikaner eingeführt. Hundert Schiffe, und unter ihnen manche Dampfer, sind ununterbrochen in einem Handel beschäftigt, der gewinnbringender, wenn auch gewagter ist, als irgend ein anderer. Kostete der Neger an der Küste von Afrika im Einkauf etwa 30 preußische Thaler, so wurde er nach der Landung in Brasilien mit 200 bis 300 Thaler bezahlt. Die Schiffe, in welchen man das Menschenfleisch, oder wie der Kunstausdruck lautet, „das Ebenholz" abholte, sind meist auf englischen Werften gezimmert, die Waaren, gegen welche man dasselbe eintauschte, in englischen Fabriken verfertigt worden. Wie lange in Nord-Amerika, auf Cuba und Portorico die Sklaverei noch dauern wird, steht dahin; in Brasilien, das für den Anbau tropischer Erzeugnisse ungemessenen Raum darbietet, wird sie um so weniger einem nahen Erlöschen ausgesetzt sein, da in jenem Lande die öffent-

liche Meinung entschieden gegen die Abschaffung sich ausspricht. Die südamerikanischen Republiken haben sich der Sklaverei entledigt. Wenn einst die kühnen Gauchos der argentinischen Staaten die weniger streitbaren Brasilianee unter ihr Joch zwängen, und, wie sie sich dessen schon gerühmt, einst die Rolle übernähmen, welche die Mandschu in China gespielt, dann würde allerdings Aussicht vorhanden sein, daß einst auch in Brasilien die Negersklaverei zum großen Theil beseitigt würde.

Uebrigens geräth die Sklaverei durch den Drang der Umstände, Brasilien allein ausgenommen, mehr und mehr in's Gedränge; ihr Kreis verengt sich von Jahr zu Jahr. In den Vereinigten Staaten ist sie im nördlichen Theile nach und nach abgeschafft worden; sie wird allmälig nach dem mexicanischen Meerbusen und nach der heißen Zone hingedrängt, an die caraibische See und in das Gebiet des Amazonenstromes. Auf den Antillen hat sie sich nur auf Cuba und Portorico gefristet. Vielleicht wird einst, wie wir schon andeuteten, der Neger eine amerikanische Heimath am Maranon finden, wo Boden und Pflanzenwuchs üppiger sind, als selbst im Nigerdelta oder in Mozambique. In den gemäßigten Klimaten ruht die Natur gleichsam einige Monate lang aus und hält Winterschlaf. Aber an der Mündung des Amazonenstromes sind Meer und Land in ununterbrochenem Ringen, ist die Vegetation so gewaltig, daß sie dem Meere immerfort Boden abgewint. In jenem heißfeuchten Klima darf der weiße Mensch keine dauernden Niederlassungen zu gründen wagen. Aber der Neger kann gerade dort, vermöge seiner ganzen körperlichen Begabung, den Kampf mit dieser tropischen Natur bestehen; er, und nur er allein, vermag diesen Boden anzubauen, hier den Urwald zu lichten und wenigstens eine gewisse Summe von Civilisation

in diesen, den Europäern auf immer verschlossenen Wildnissen einheimisch zu machen. Hier steht ihm nichts im Wege, sich Verhältnisse zu schaffen, wie er sie wünscht; die Weißen werden ihm vollkommen freien Spielraum gewähren. Uns scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß der Gang der Cultur und die Nothwendigkeit den Neger einst auf die heiße Zone beschränken werden, welcher er ursprünglich angehört."

Derselbe Schriftsteller giebt uns auch eine statistische Uebersicht der Sklavereiverhältnisse. Er erzählt:

„Die ersten Negersklaven wurden 1645 nach Boston durch einen Bürger dieser Stadt geschafft; 1670 brachte ein holländischer Capitain die ersten Sklaven, 20 an der Zahl, zum Verkaufe nach Virginien; 1671 wurden Neger aus Barbadoes nach Süd-Carolina verschifft, in demselben Jahre munterte Maryland die Sklaveneinfuhr durch ein Gesetz auf, und nach und nach erhielten auch die übrigen Colonien Neger, welche bis zum Jahre 1808 aus Afrika eingeführt werden durften. Im Jahre 1790 bei der ersten Volkszählung in den Vereinigten Staaten von Seiten des Congresses, ergab sich, daß lediglich Massachusetts und das damals noch nicht mit demselben vereinigte Maine ohne Sklaven waren; doch hatte es früher dergleichen gehabt, z. B. im Jahre 1735 bei einer weißen Bevölkerung von 50,000 Seelen 2000 Schwarze, deren Zahl 1765 auf 5000 angewachsen war. Die allgemeine Zählung von 1790 ergab auf 3,929,827 Seelen 697,897 Sklaven, wovon z. B. auf Neu-Hampshire 158, auf Vermont 17, Rhode Island 952, New-York 21,334, Pennsylvanien 337, Maryland 103,036, Virginien 203,427, Nord-Carolina 100,572, Süd-Carolina 107,094, Georgien 29,264 kamen; 1800 auf 5,305,925 Seelen schon 893,041; 1810 auf 7,239,814 schon 1,191,364;

1820 auf 9,638,131 schon 1,538,064; 1830 auf 12,866,920 schon 2,009,031; 1840 auf 17,063,353 schon 2,487,355. Außerdem lebten in den Vereinigten Staaten 1840, doch mit in die obige Gesammtzahl eingerechnet, 386,348 freie Neger und Farbige. Eine auf die Zunahme seit 60 Jahren gegründete Wahrscheinlichkeitsberechnung ergiebt für die Jahrzehnte von 1850 bis 1910 folgende Ziffern:

	Sklaven:	freie Schwarze:
1850	3,059,441	463,617
1860	3,763,112	556,340
1870	4,628,627	667,608
1880	5,693,211	801,129
1890	7,002,649	961,355
1900	8,613,258	1,153,626
1910	10,594,307	1,384,351

Die folgende Zusammenstellung wird die Anzahl der Sklaven in den einzelnen Staaten und ihren Zuwachs anschaulich machen. Wir wählen die Jahre 1800 und 1840 zur Vergleichung.

Staaten.	Sklaven.	
	1800	1840
Maine	0	0
Neu-Hampshire	8	1
Vermont	0	0
Massachusetts	0	0
Rhode Island	381	5
Connecticut	951	17
Neu-York	20,343	4
Neu-Jersey	12,422	674
Pennsylvanien	1706	64
Delaware	6153	2605
Maryland	105,635	89,737
Virginia	345,796	448,987
Nord-Carolina	133,296	245,817
Süd-Carolina	146,151	327,038

Staaten.	Sklaven.	
	1800	1840
Georgia	59,404	280,944
Florida		25,717
Alabama		253,532
Mississippi	3489	195,211
Louisiana		168,452
Arkansas		19,935
Tennessee	13,584	183,059
Kentucky	40,343	182,258
Ohio		3
Michigan		0
Indiana	135	3
Illinois		331
Missouri		58,240
Distrikt Columbia	3244	4694
Wisconsin		11
Jowa		16
Total	893,041	2,487,355

Texas, Oregon, Californien, Neu-Mexico, Utah und Minnisota sind seitdem theils als Staaten, theils als Gebiete, den Vereinigten Staaten hinzugefügt worden. Sklaven hat jedoch nur das erstgenannte Land.

Nordamerika fühlte sehr wohl, daß es durch die Sklaverei in ein schiefes Verhältniß zu der Politik Europa's, namentlich Englands und Frankreichs, die sich zur Unterdrückung des Sklavenhandels verbündet hatten, treten mußte, und daß in völkerrechtlicher Hinsicht das Gleichgewicht dadurch gestört war. Allein es blieb kein anderes Mittel, als die Sklavenfrage im eigenen Staate zur Entscheidung zu bringen. Es bildeten sich daher die Parteien für und gegen in verschiedenen Nüancirungen. In den „atlantischen Studien“ wird davon ein ausführliches Bild entworfen,

das wir theilweise schon bei dem Artikel Virginien copirt haben, von dem wir jedoch hier noch einige Züge mittheilen wollen. Demokraten und Whigs bilden in ihrer Stellung zur Sklaverei so wenig, als ehemals Föderalisten und Republikaner, einen Gegensatz. Die Gründer der Union sahen sehr wohl ein, daß dieses Institut mit der Freiheit unverträglich ist, aber sie konnten es als eine alle Verhältnisse durchdringende Thatsache nicht ignoriren, und suchten sie deshalb so viel als möglich zu umgehen, oder auch, wo es anging, zu beschränken. Um die für die Gründung und Aufrechterhalturg der Republik unerläßliche Einheit unter den ehemaligen nördlichen und südlichen Colonien nicht zu stören, durfte kein wesentliches Interesse der Einzelstaaten verletzt werden. Das Hauptvermögen der südlichen Mitglieder der neu gebildeten Union bestand aber in Sklaven-Eigenthum und Arbeit. Nur hierdurch ist es zu erklären, daß Jefferson, Madison und Andere mit ihrem rein republikanischen Enthusiasmus nicht sofort auf Vernichtung dieses Uebels drangen. Sie hofften es mit der Zeit zu beseitigen; allein Alles, was sie später erreichen konnten, waren die sogenannten Ordonnanzen von 1787, welche die Einführung der Sklaverei in die westlich von Ohio gelegenen Gebiete gesetzlich verboten, und der Beschluß, welcher, mit dem Jahre 1808 anfangend, jede weitere Negereinfuhr aus Afrika untersagt. Die Constitution, die bekanntlich in einer für die junge Republik höchst schwierigen Lage entworfen wurde, mußte vor Allem darauf bedacht sein, das gegen ihre Lebensfähigkeit erregte Mißtrauen zu beseitigen. Im Interesse ihrer eigenen Existenz erwähnt sie gar nicht das Wort Sklaverei, sondern spricht bloß von Personen, die in Folge der Gesetze eines Staates zur Arbeit und Dienst verpflichtet sind, und wenn sie nach einem anderen Staate entfliehen, auf Ver-

langen der Partei ausgeliefert werden sollen, der sie Dienst nnd Arbeit schulden.

Uebrigens konnte damals auch die Sklaverei nicht so gefährlich erscheinen, als sie sich später für die Ruhe und den Frieden des Landes zeigte. Einmal waren mehrere nördliche Staaten selbst noch Sklavenstaaten, und dann waren sie fast alle vorzugsweise ackerbautreibende. Die Baumwolle bildete kaum noch einen Moment in der amerikanischen Production, geschweige denn den einen ganzen großartigen Handel beherrschenden Factor. Daher fand auch die republikanische Partei des republikanischen Repräsentantenhauses im damaligen Congresse gar kein Bedenken darin, 1793 ohne alle Debatte ein Gesetz durchgehen zu lassen, welches zur Verwirklichung der oben angeführten Bestimmung der Constitution die Auslieferung der in freie Staaten entflohenen Sklaven gebietet, weil sie arbeitspflichtige Personen seien (als wenn es für einen Sklaven Rechte und Pflichten gäbe!). Die meisten freien Staaten freilich machten dies Gesetz dadurch zu einem todten Buchstaben, daß sie auf Grund einer Entscheidung des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten dem Congreß die Macht absprachen, ihren Beamten Gesetze vorzuschreiben, und daß sie ihnen daher auf's Strengste verboten, Theil an der Ausführung dieses Gesetzes zu nehmen. Der Widerspruch war also nur ein formeller; den wesentlichen Bestimmungen des Gesetzes widersetzte sich Niemand, weil man die Angelegenheit für zu unbedeutend hielt und ihre Consequenzen, wie sie 1850 zu Tage traten, gar nicht ahnte.

In dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts erwarb und bildete die Union ihre neuen Staaten fast ausschließlich im Süden, während der Nordwesten erst im folgenden Viertel des Jahrhunderts in ihr Bereich gezogen wurde. Wie in neuester Zeit nach Texas, so

zogen zu Anfange des Jahrhunderts und später die Bewohner der alteu Sklavenstaaten nach dem Westen, um dort unter günstigeren Bedingungen Wohlstand und Reichthum zu erwerben. Diese Ansiedler brachten natürlich ihre Sklaven mit in die neuen Gebiete und setzten bei den Zulassung als Territorien oder Staaten durch, daß ihr Sklaveneigenthum anerkannt und die Sklaverei als „peculiäres Institut" eingeführt wurde. Die Folge davon war, daß sich in jener Periode die Sklaverei unverhältnißmäßig ausdehnte und in Kentucky, Tennessee, Mississippi, Alabama, Florida, Arkansas und Missouri festen Fuß faßte, während der freie Norden in dem entsprechenden Zeitraum sein Gebiet nur durch Ohio, Vermont und Maine erweiterte.

Welch enormen Fortschritt die Sklavenstaaten innerhalb kaum mehr als zwei Jahrzehnten von einer kaum geduldeten zu einer herrschenden Macht errungen hatten, zeigte sich am deutlichsten im Jahre 1820, als Missouri mit seiner die Sklaverei gestattenden Constitution Aufnahme in die Union erlangte. Der Norden, welcher bisher die ihm drohende Gefahr nicht bemerkt hatte oder nicht hatte bemerken wollen, kam jetzt zur Ueberzeugung, daß ihm die Sklavenstaaten bereits über den Kopf gewachsen. Um ihr ferneres Wachsthum zu verhindern, wies er Missouri mit seiner Constitution zurück und verlangte, daß den Jefferson'schen Ordonnanzen gemäß von nun an kein neue Sklavenstaat in die Union aufgenommen werden sollte. Es blieb aber im Norden bei diesem bloß momentanen Widerstand, denn als einzelne Südländer droheten, sich von der Union zu trennen — darum Secessionisten genannt — opferte er für den lieben Frieden seine eigenen Prinzipien und Interessen auf. Der Süden, welcher besser wußte, was er wollte und sollte, gab scheinbar nach, aber im Wesentlichen setzte

er im sogenannten Missouri-Compromiß, August 1821, doch durch, was er verlangt hatte. Durch dies erste Compromiß wurde Missouri mit der Sklaverei als Staat zugelassen und bestimmt, daß alles südlich vom 36,30° der Breite gelegene Gebiet der Sklaverei offen, das von ihm nördlich und westlich gelegene aber der Sklaverei verschlossen bleiben solle. Factisch war diese Bestimmung ohne Folgen, denn einerseits wurde das westlich von Missouri sich ausdehnende Land den aus den östlichen Staaten vertriebenen Indianern als Wohnplatz eingeräumt und dadurch für mehrere Jahrzehnte der Ansiedlung der Weißen entzogen, andererseits setzte die Sklavenhalterpartei zur „Aufrechterhaltung des Gleichgewichts" durch, daß fortan nur ein freier und ein Sklavenstaat zugleich in die Union aufgenommen werden sollte. Diese klug ersonnene Maßregel kam zur Anwendung bei Wisconsin, welches auf Texas, und bei Jowa, welches auf Florida warten mußte, um als Staat zugelassen zu werden.

Bei diesem Compromiß, dessen Vater Henry Clay war, behielt es bis nach dem mexicanischen Kriege sein Bewenden. War Anfangs auch die Bevölkerung einzelner nördlicher Staaten darüber erbittert, daß ihre Abgeordneten im Congreß gegen ihre ausdrückliche Instruction für die Vereinbarung gestimmt hatten, entzog sie ihnen auch für die Folgezeit ihre Stimmen für die Gesetzgebung, so stand doch die vollendete Thatsache für die späteren Abgeordneten fest, und ihre Macht wirkte für die Einen zu günstig, für die Anderen zu entnervend und einschläfernd, als daß man fortan nicht auf alle Weise den künstlich hergestellten Frieden zu erhalten gesucht hätte. Die Sklaverei, wie sie durch den Missouri-Compromiß geregelt war, behauptete von nun an ihren Platz in den Partei-Programmen (Plattformen) sowohl der

Whigs, als der Demokraten. Die Dictrinäre des Nordens gaben nach, indem sie sich zu ihrer Entschuldigung auf die Gründe der Constitution beriefen, als wenn die Verhältnisse damals und jetzt dieselben gewesen wären, als wenn sie wie Jefferson und Madison erst noch den Beweis für die Lebensfähigkeit der Republik hätten führen müssen! Der Süden aber behauptete sein Recht als Sieger, und gar bald galt es in beiden Parteien für die größte Ehre, in der Sklavenfrage „gesund" zu sein.

Erst der mexicanische Friedensschluß brachte dieses Thema wieder zur Discussion. Es handelte sich nämlich darum, ob der Congreß in Uebereinstimmung mit dem Wilmot Proviso von dem neuerworbenen großen Gebiete von vornherein die Sklaverei ausschließen sollte oder nicht? Das Wilmot Proviso suchte auf alle Territorien die erwähnten sogenannten Jefferson'schen Ordonnanzen von 1787 auszudehnen. Die Bejahung jener Frage setzte ein für alle Mal der Sklaverei eine Grenze, während ihre Verneinung ganz natürlich die weiteren Ansprüche und consequenten Forderungen des Südens zu Gunsten des „göttlichen Instituts" hervorrufen mußte. Obgleich in den von Mexico eroberten Ländermassen vorher die Sklaverei nicht existirt hatte, also nicht, wie früher in Missouri, eine Präcedenz für das sogenannte Recht der Sklavenmacht vorlag, so wurde das Wilmot-Proviso dennoch vom 29. Congresse verworfen und hiermit nur das Signal zu einer ganzen Reihenfolge von Niederlagen für die Partei der Freiheit gegeben.

Mit der Präsidentenwahl von 1848 begann der Kampf außerhalb des Congresses. Die Demokraten nominirten L. Caß, einen Mann, der auch in Europa als Gesandter bei Louis Philipp und als dessen enthusiastischer Lobredner bekannt geworden war, und der in seinem Vaterlande sich wegen seiner „gesun-

den" Ansichten über die Sklavenfrage der vollen Zustimmung des Südens erfreute. Die Whigs, deren nördliche Fraction Anfangs für Webster war, weil dieser sich gerühmt hatte, das Wilmot-Proviso schon im Jahre 1838 erfunden zu haben, die Whigs dagegen nominirten den General Z. Taylor, der wegen seiner mexicanischen Siege gerade im Glanzpunkte seiner Popularität stand, im Uebrigen aber eine politische Null war, mit welcher die Parteihäupter am besten operiren konnten. Taylor war aus einem Sklavenstaate und selbst Sklavenhalter; um nun die nördlichen Parteigenossen mit dieser Taktik zu versöhnen, nominirten sie zum Vicepräsidenten Millard Fillmore, weil dieser sich stets als ein Gegner der Sklaverei gezeigt hatte. Mit dieser Maßregel nicht zufrieden gestellt, vereinigten sich die Massachusetts Whigs in Worcester, um wirksame Schritte gegen die ihnen drohende Gefahr und gegen die weitere Ausdehnung der Sklaverei zu berathen, und von dieser am 28. Juni 1848 abgehaltenen Conventirt die Freesoil- (Freiboden-) Partei von Massachusetts.

Im Einklange mit jener Fraction traten demokratischer Seits die sogenannten Barnburner (wörtlich übersetzt mit Scheuerverbrenner, d. h. Radikale, im Gegensatz zu den conservativen Demokraten, den sogenannten Oldhunkers) am 9. August 1848 in Buffalo durch die Delegaten von 17—18 Staaten zusammen, um dem weiteren Umsichgreifen der Sklaverei entgegenzuwirken. „Unzufrieden mit der Usurpation, welche die Sklavenhalter ausübten," ernannten sie Martin van Buren aus New-York und Ch. Fr. Adams aus Massachusetts zu ihrem Präsidentschafts- und Vicepräsidentschafts-Candidaten, stellten das Wilmot-Proviso an die Spitze ihrer Grundsätze, verlangten die unentgeldliche Bewilligung von Land an alle wirklichen Ansiedler, wollten die

Sklaverei von allen Gebieten vertreiben, über die der Congreß ein constitutionelles Recht habe, sprachen sich für die Regulirung schiffbarer Flüsse und Verbesserung der Häfen auf Staatskosten aus und gründeten so die bekannte, namentlich in neuester Zeit fast täglich erwähnte Buffalo-Plattform. Die „regulären" Demokraten suchten zwar diese junge, von ihnen sich trennende Partei als unbedeutend und schwach darzustellen, indessen mußten sie sich nur zu bald überzeugen, daß bei der Präsidentenwahl von 1848 die auf Martin van Buren abgegebenen Stimmen die Niederlage des „regulären" und „gesunden" L. Caß bewirkten.

Die erste Session des 30. Congresses vertagte sich am 14. August 1848, nachdem sie, eingeschüchtert durch die entschiedene Haltung der Freesoiler, noch die Oregon-Bill passirt und in diesem Gebiete auf Grund der Jefferson'schen Ordonnanzen die Sklaverei ausgeschlossen hatte. Die Aufnahme von Californien, Utah und Neu-Mexico blieb der zweiten Session dieses Congresses überlassen, welche sich indessen am 4. März 1849 vertagte, ohne nach langen und fruchtlosen Verhandlungen dieserhalb einen Beschluß gefaßt zu haben.

An demselben Tage trat der neugewählte Präsident Taylor sein Amt an, der nur ein glücklicher Soldat war und weder den Scharfblick noch die Energie besaß, um die wahre Bedeutung des Kampfes der Sklavenhalter zur Vergrößerung ihrer Macht zu erkennen, geschweige denn ihnen mit der ihm zu Gebote stehenden Gewalt entgegenzutreten. Aber Taylor war ein ehrlicher Mann und forderte sogar Californien auf, selbst seine Staatsverfassung zu entwerfen und darin über die Sklaverei zu entscheiden. Auch sein Kabinet dachte mit ihm über diese wichtige Frage

ganz gleich; wenigstens beförderte es nicht wissentlich die Absichten der Sklavenhalter.

Noch ehe der 31ste Congreß unterm 3. December 1849 zusammentrat, hatte Californien aus eigener Machtvollkommenheit seine Constitution angenommen und darin die Sklaverei einstimmig ausgeschlossen, ein Triumph für die Partei der Freiheit und eine wohlverstandene Aufforderung für die Sklavenhalter, ihre Interessen mit unerbittlicher Consequenz zu vertheidigen und gegen jede Einschränkung des Sklavereigebietes zu agitiren. Wenn sie mit dieser Politik siegreich aus dem Kampfe des 31sten Congresses hervorgingen, so lag der Grund ihres Sieges in der Bestimmtheit ihres Angriffes, in der klaren Formulirung ihrer Forderungen und in der kühnen Logik ihres Anführers John Calhoun, und in der Unentschiedenheit, Schwachheit, ja Feigheit ihrer Gegner, deren viele sich sogar gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Wähler mit den Sklavenhaltern vereinigten, um mit ihnen die Beute (the spoils) des Sieges zu theilen. Die alten Parteiunterschiede hörten in diesem Kampfe ganz auf. Die sklavenhaltenden Demokraten verbanden sich mit den sklavenhaltenden Whigs, und ihnen schlossen sich eben jene beutelustigen Schaaren der alten nördlichen Demokraten und Whigs an; von jenen namentlich Caß, Buchanan und Douglas, von diesen Webster, Fillmore. Der Verrath wurde unter der Firma der Aufrechterhaltung der Union vollzogen.

Henry Clay, der Vater des Missouri-Compromisses, suchte auch diesmal wieder, nicht aus persönlichem Interesse, aber aus falsch verstandener Vaterlandsretterei, alle obschwebenden Fragen durch ein Compromiß zu erledigen. Ueber seine am 29. Januar 1850 eingebrachten Anträge erhoben sich monatlange Verhandlungen, in deren Laufe der Präsident

Taylor am 9. Juli 1850 starb. Sein gesetzlicher Nachfolger, Millard Fillmore, bisher Vicepräsident, hatte nie vorher eine große Bedeutung gehabt, und verdankte, wie bereits bemerkt, seine Wahl nur der Concession der alten gegen die jungen Whigs, weil er irrthümlich für jene auf „hohem Antisklaverei-Boden" stand.

Waren unter Taylor wenigstens die offenen Anmaßungen der Sklavenhalter verstummt, so traten sie unter Fillmore mit verdoppelter Keckheit wieder auf, nachdem er denselben compromißseligen Daniel Webster zu seinem Staatssecretär ernannt hatte, der sich noch zwei Jahr früher rühmte, das Wilmotproviso ersonnen zu haben. Die Folge des von Herrn und Diener mit der Sklavereipartei eingegangenen Bündnisses, der Käuflichkeit mehrerer der nördlichen Demokraten und der gesetzwidrigen Geschäftsverletzung des Congresses war das Compromiß vom September 1850. Charakteristisch für den Geist der herrschenden, der Unionsrettungs-, d. h. Sklavenhalter und Sklavenfreunde, Partei setzt es fest: 1) Aufnahme Californiens in die Union, und zwar ohne Sklaverei; 2) die Bewilligung von 20 Millionen Ver. Staaten-Gelder an Texas, weil es auf einen Gebietsanspruch an New-Mexico Verzicht geleistet habe; 3) die Einführung von Territorialregierungen für New-Mexico und Utah ohne Berücksichtigung des Wilmot-Proviso; 4) die Abschaffung des Sklavenmarktes im Distrikt Columbia, und 5) das Auslieferungsgesetz gegen flüchtige Sklaven. In wie weit diese Omnibusbill, wie der alte Benton höhnisch und charakteristisch Clay's verschiedenartige Anträge getauft hat, den Namen eines Compromisses verdient, ist nicht recht klar; denn die Sklavenhalter machen nirgends ein wesentliches Zugeständniß, indem die Sklaverei von Californien bereits gesetzlich ausgeschlossen und die Un-

terdrückung des Sklavenmarktes in Washington nur eine Form, eine reine Aeußerlichkeit war; ihre Gegner aber räumten fast Alles ein, was man von ihnen verlangt hatte.

Die wichtigste und folgenreichste Bestimmung dieses sogenannten Compromisses ist die letzte, das „flüchtige Sklavenjagdgesetz", wie die meisten hiesigen gegen Grammatik und Logik gleich unbarmherzigen deutschen Zeitungen es anzuführen pflegten. Der Inhalt des Gesetzes ist kurz der, daß jeder Sklavenbesitzer, sobald er nur die auf Grund zweier Zeugenaussagen amtlich constatirte Flucht eines Sklaven beweist, diesen im ganzen freien Norden jagen und vor den Commissionär schleppen kann, der dann auch auf die oberflächlichsten Beweise hin und bei der nur halbwegs stimmenden Identität der Person den Ergriffenen in die Sklaverei zurückschickt. Also nicht die gesetzliche Jury, sondern ein abhängiger, von dem entsprechenden Gerichtshofe (circuit oder supreme court) zu ernennender Beamter, der Commissionär, entscheidet über die vom angeblichen Eigenthümer des Schwarzen vor ihn gebrachten Thatsachen über die Freiheit oder Knechtschaft des Mannes. Der Ver. Staaten-Marschall, der die Verhaftsbefehle des Commissionärs zu vollziehen sich weigert, hat 1000 Dollars Strafe zu zahlen, die der verfolgende Eigenthümer erhält; alle guten Bürger sind verpflichtet, zu schleuniger und wirksamer Ausführung dieses Gesetzes behülflich zu sein. Dabeistehende können zur Hülfe aufgefordert werden und verfallen in Strafe, wenn sie nicht helfen; ja wer einen Flüchtling in seinem Entrinnen aus der Gewalt des Agenten unterstützt, oder wer ihn beherbergt oder verbirgt, so daß seine Entdeckung und Verhaftung verhindert wird, verfällt einer Geldstrafe bis zu 1000 Dollars, oder einer Einsperrung bis zu sechs Monaten, und hat außerdem

noch 1000 Dollars Entschädigung an den seines Eigenthums beraubten Eigenthümer zu zahlen. Die Leute, welche die Sklaven einfangen, bekommen 5 Dollars und mehr, je nach Verdienst und Arbeit. Ueberweist der Commissionär den Sklaven an seinen Besitzer, so erhält er 10 Dollars; thut oder kann er es nicht, so bekommt er nur 5 Dollars. In dieser 8ten Section des Gesetzes liegt seine direct corrumpirende Absicht und Wirkung, um so mehr, als das Zeugniß eines angeblich flüchtigen Sklaven nichts gelten soll und als in Section 6 ferner bestimmt wird, daß selbst der Commissionär, wenn ein Sklavenbesitzer oder dessen Agent einen Flüchtling ohne Prozeß verhaftet oder ergreift, nur in summarischer Weise den Fall zu entscheiden brauche, und daß er, wenn er die ihm vorgeführte Person mit der Beschreibung des entlaufenen Sklaven für identisch hält, den Flüchtigen nöthigenfalls mit Anwendung von Gewalt nach dem Süden zu schleppen habe. Die aus diesem Transporte erwachsenden Kosten, die erforderliche Bedeckung des Verurtheilten mit Ver. Staaten-Beamten werden aus dem Schatze der Bundesregierung gezahlt. Die Sklaverei ist also eine nationale Angelegenheit!

(Schluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des Zweihundert siebenundzwanzigsten Theiles.

Schnellpressendruck von E. Litfaß in Berlin, Adlerstr. 6.

Fuchs.